Opp. 499 m (5

E

<36634482050012

<36634482050012

Bayer. Staatsbibliothek



Sagert sc.

Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Fünfter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt *).

Seite

Briefe an F. A. Wolf 1—316

Amtliche Arbeiten und Entwürfe aus dem Jahre 1809 317—360

I. Ueber geistliche Musik 319—324

II. Antrag zur Gründung der Universität in Berlin . 325—332

III. Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts 333—343

IV. Ueber die Liegnitzer Ritter-Akademie 344—360

Ueber das Musée des Petits-Augustins 361—402

Erster Brief 363—374

Zweiter Brief 374—390

Dritter Brief 391—402

Sonette . 403—428

1. Dichtung 405

2. Stella . 406

3. Der Wehmuth Hafen 407

4. Spes (vgl. Bd. I. S. 386—387) 408

5—7. Die Cypressen-Allee. I—III. (vgl. Bd. II. S. 360.) 409—411

8. Die Phantasiegestalten 412

*) Der ganze Inhalt des vorliegenden Bandes, welchem das Bildniſs W. v. Humboldt's beigegeben ist, erscheint jetzt zum ersten mal gedruckt.

Seite
9. Freiheit und Gesetz 413
10. Des Geistes Heimath 414
11. Stimmung im Schmerz 415
12. Macht des Geistes 416
13. Richard 417
14. Faust . 418
15. 16. Aphrodite. I. II. 419. 420
17. Schein und Wahrheit 421
18. Das Reich des Gesanges 422
19. Tod und Schlaf. 423
20. Der sterbende Schwan 424
21—23. Schule der Leiden. I—III. 425—427
24. Aus Nacht zum Licht 428

Briefe an F. A. Wolf.

Bayerische Staatsbibliothek München

Briefe

von

W. von Humboldt an F. A. Wolf.

I.

Auleben, 22. Octbr. 1792.

Sie erinnern Sich wohl noch, verehrungswürdigster Freund, daſs Sie mir in Halle auftrugen, Ihnen, zum Behuf Ihrer neuen Ausgabe einiger Platonischen Dialogen, die Stellen im Phädrus aufzuzeichnen, bei welchen ich Schwierigkeiten fände. Ich glaubte hernach nicht, daſs Ihnen gerade an der Ausführung viel gelegen sei, und da eine wiederholte Lesung des Phädrus nicht eben auf meinem Wege war, so gab ich es schon ganz auf. Neulich aber hat mich Spalding, der mich hier besuchte, in Ihrem Namen daran erinnert, und Sie erhalten also nun hier, was ich zu liefern versprach.

In der That aber, theuerster Freund, bringe ich Ihnen damit ein saures und groſses Opfer, und für den kleinen Nutzen, den Sie daraus werden ziehen können, gewiſs ein zu groſses. Nicht der Mühe der Arbeit wegen, welche unbeträchtlich war; aber da ich doch, wenn ich Ihrer Absicht genügen wollte, nicht die Stellen nackt anzeigen durfte, sondern meine Zweifel einzeln auseinandersetzen muſste, so

öfnet sich hier ein so grofses Feld, meine Unwissenheit an den Tag zu legen, dafs es mich noch jezt eine grofse Ueberwindung kostet, die fertige Arbeit abzuschikken. Indefs nehme ich meine Zuflucht zu Ihrer Nachsicht, und zu der Hofnung, dafs Sie nicht vergessen werden, dafs ich nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genofs, und meine meiste und beste Zeit andern Studien widmen mufste. In Absicht der Arbeit selbst habe ich nicht blofs diejenigen Stellen angemerkt, die ich gar nicht verstand, sondern auch die, bei welchen ich blofs zweifelte. Nur bin ich die übergangen, die schon in den, der Zweibrückischen Ausgabe beigefügten *variis lectionibus* berührt sind, da Sie dieser gewifs von selbst erwähnen, und ich mir den Zweck der ganzen Arbeit nur so dachte, dafs Ihre Aufmerksamkeit blofs auf Stellen geleitet werde, die Ihnen sonst nicht schwierig geschienen haben würden. Bei Anführung der Stellen bin ich der Seitenzahl der Zweibrücker Ausgabe gefolgt, habe aber, des bequemern Nachschlagens wegen, die Linienzahl nach den am Rande beigeschriebenen Buchstaben bemerkt.

Mit Spalding, der Sie gleich innig mit mir verehrt und liebt, habe ich unendlich viel von Ihnen gesprochen. Wir haben mit einander Aeschylus Perser gelesen, und wie oft haben wir Sie auch da zu uns gewünscht, um uns bald diese Stelle zu erläutern, bald bei einer andern über unsre eigne Erklärung zu entscheiden.

Herzlich freue ich mich im Voraus darauf, meine Platonischen Zweifel in Ihrer Ausgabe gelöst zu finden. Alsdann haben Sie auch wohl die Güte mir beiliegende Blätter zurückzuschikken. Ich hebe dergleichen gern auf, um nach einiger Zeit meine Fortschritte selbst zu beurtheilen.

Meine Frau, mit der ich jezt die ganze Odyssee durchgelesen und nun die Iliade angefangen habe, empfiehlt sich Ihrer fortdauernden Freundschaft.

Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich nicht ganz aus Ihrem Andenken verschwinden. Ewig mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

II.

Auleben, 1. Dec. 1792.

Entschuldigen Sie Sich künftig nicht, theuerster Freund, über verspätete Antworten. Es wäre die gröſseste Unbescheidenheit von einem Manne von Ihren nothwendigen und selbstgewählten Beschäftigungen zu erwarten, daſs Sie auch die Briefe selbst derer, denen Sie, wie ich mir schmeicheln darf, einen Theil Ihrer Freundschaft schenken, mit dem nächsten Posttag beantworten sollten. Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, und gerade darum recht dringend, weil ich eine recht feste, ununterbrochene Verbindung — wenn Ihre Güte es mir erlaubte, mit Ihnen zu schlieſsen wünschte, lassen Sie meine Briefe und ihre Beantwortung Ihnen nie beschwerlich werden, aber wenn Sie einen Moment Muſse haben, so schenken Sie ihn mir, und glauben Sie sicherlich, daſs Sie mir damit auf viele Wochen hin ein angenehmes Geschenk machen. Die wenigen Stunden, die es mir nur vergönnt war, Sie, theurer Freund, in Halle zu sehn, haben Sie meinem Herzen so theuer gemacht, daſs die Aussicht von Zeit zu Zeit Ihres mündlichen und schriftlichen Umgangs zu genieſsen zu den süſsesten Hofnungen meines Lebens gehört.

Für die Blätter, die Ihren Brief begleiteten, meinen innigsten Dank. Die Erklärung der Homerischen Stelle hat mich nicht bloſs darum gefreut, weil sie mich den Sinn

einer mir bisher ganz dunkeln Stelle in dem hellsten Lichte sehn liefs, sondern auch darum ganz vorzüglich, weil sie zu den seltenen gehört, in welchen ein hoher Grad des Scharfsinns so gerade das Natürlichste entdeckt. Aufserdem hat sie mir über die Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Konstruktion eine Belehrung verschaft, die ich sonst überall vergebens gesucht hätte. Ich schikke Ihnen Ihre Blätter (die ich mir integraliter, auch das prächtige Scholion nicht ausgeschlossen, abgeschrieben habe) hiebei zurück. Sollten Sie sie auch zu sonst nichts gebrauchen, so können Sie doch, ohne ein neues Aufschreiben, einem andern eben die Freude, als mir, damit machen. Ich werde es künftig ebenso machen, und dürfte ich ohne Unbescheidenheit eine neue Bitte wagen, so wäre es die, dafs Sie mir manchmal, und je öfter je lieber ein Blatt Ihrer Concepte über diese oder jene Stelle zuschikken wollten, damit es Ihnen gar keine Zeit kostete, ohne Brief und alles. Sie könnten sicher rechnen, es mit nächstem Posttag zurückzuerhalten, und von anderm Gebrauch sind Sie ja ohnediefs bei mir sicher. Am meisten interessiren mich jezt Homer, Pindar, Herodot, Thucydides und Plato.

Den Aeschylus, der wohlbehalten hier angekommen ist, sollen sie zur bestimmten Zeit gewifs zurückerhalten. Da ich nur die von Schütz noch nicht bearbeiteten Stükke darin lesen will, absolvire ich ihn sehr bequem. Auch versteht sichs von selbst, dafs Sie ihn auf den ersten Wink früher und zu jeder Zeit bekommen, und so künftig immer. Um Ihnen doch einige Beweise zu geben, dafs Ihre Güte nicht unbenutzt bleibt, lege ich Ihnen einen übersetzten Eumenidenchor bei. Die Interpretation desselben ist voller Schwierigkeiten. Ich habe meist, aus Mangel des Bessern, Pauw folgen müssen. An ein Paar Stellen bin ich einen eignen Weg gefolgt. Aber Sie müfsten zur Beurtheilung,

wenn Sie auch Sich die Mühe geben wollten, den Pauw (den Beck in seinem Pindar — ich weiſs nicht, ob es sonst auch üblich ist — gar prächtig *pauo* nennt) selbst vor Augen haben, und ich verspare es also auf ein andermal.

Auſserdem habe ich einige Pindarische Oden, unter andern die vierte Pythische, 500 Verse lange übersetzt *), womit ich Sie aber diefsmal verschone.

Jezt lassen Sie mich mit einem Projekte diesen Brief beschlieſsen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daſs ich die Weisheit haben werde, meine jezige Lage nicht zu verändern, und wenn dieſs geschieht, daſs das Alterthum, und vorzüglich das Griechische meine ausschlieſsende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Metier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jezt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen, dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, indeſs ist doch das Resultat ohngefähr folgendes: es giebt, auſser allen einzelnen Studien und Ausbildungen des Menschen, noch eine ganz eigne, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum gröſseren und edleren Menschen macht,

*) Diese Uebersetzung wurde ungefähr drei Jahre später im Einzelnen überarbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen, auf den dringenden Wunsch von Fr. Gentz in dessen „Neuer deutscher Monatsschrift" (Jahrgang 1795, Decemberheft S. 173 bis 208) abgedruckt und so in den zweiten Band der vorliegenden gesammelten Schriften S. 297—328 aufgenommen. Man vergl. den unten folgenden, aus Tegel vom 23. Nov. 1795 datirten Brief.

wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, und war in sehr hohem Grade unter den Griechen. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser befördert werden, als durch das Studium groſser und gerade in dieser Rücksicht bewundernswürdiger Menschen, oder um es mit Einem Worte zu sagen durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, die ich der Kürze wegen hier übergehen muſs, wovon aber einer der vorzüglichsten der ist, daſs kein andres Volk zugleich soviel Einfachheit und Natur mit soviel Kultur verband, und keins zugleich soviel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck besaſs, ich glaube, sage ich, beweisen zu können, daſs nicht bloſs vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also, und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas andres gelenkt wird, oder ich damit ins Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, schwerlich ein Leben hinreicht. Da man doch nun auch manchmal Lust bekommt, seine Ideen andren mitzutheilen, und diese Behandlungsart der Alten mir überhaupt nicht unwichtig und selbst nicht gewöhnlich scheint — da alle Bücher, die ich in dieser Art kenne, wovon ich nur den Anacharsis nennen will, schlechterdings kein Genüge thun; so denke ich eine Schrift, die, ohne ein Journal zu sein, fortliefe, anzufangen, etwa unter dem Titel ***Hellas,*** welche allein der griechischen Litteratur gewidmet wäre, und theils Uebersetzungen aus allen Arten der Schriftsteller, theils eigne Aufsäze enthielte, die vorzüglich auf

die Beförderung jenes erst erwähnten Zwecks hinarbeiteten. Eigentliche Gelehrsamkeit würde, wie Sie schon aus der Person des Verfassers schliefsen werden, nicht zu dem Zwekke gehören, aber eine zweckmäfsige Bearbeitung der vorhandnen Materialien, und vorzüglich reine und treue Darstellung der Quellen, die doch nicht blofs dem Nichtkenner, sondern auch dem Halbkenner willkommen ist, und die der Kenner selbst wohl einmal vergleicht. Im ersten Hefte würde ich dann vorzüglich den Gesichtspunkt ausführlich zu schildern versuchen, von dem mein Studium der Alten allein ausgeht. Ἀλλὰ ταῦτα ἐν παρασκευαῖς ἐστι. Doch sagen Sie mir wohl gelegentlich Ihre Meinung.

Noch Eins mufs ich Ihnen erzählen! Neulich schrieb ich an Hemmerde und forderte den in dieser Ostermesse angekündigten 2. Th. des Reizischen Herodots, den ich, wie Sie wohl am besten wissen werden, nicht erhielt. Bei der Gelegenheit schrieb mir Hemmerde mit grofsen Lobeserhebungen für Sie auch grofse Klagen über Sie und versicherte, er sei in Angst und Sorgen wegen des *Mureti variae lectiones*. Doch den Herodot, Lieber, geben Sie doch bald. Ich will ihn jetzt mit meiner Frau lesen, da ich ihn nach dem Homer für die beste Einführung in die Prosa halte, und mich schaudert vor dem blofsen Text ohne alle, auch die geringsten Hülfsmittel.

Meine Frau grüfst Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlich und verspricht gewifs den Homer zu lesen den ganzen Tag, wenn Sie es verlangen, wenn Sie nur herkommen wollen. Können Sie nicht in den Osterferien?

Ewig mit der herzlichsten Freundschaft und Achtung

Ihr

Humboldt.

III.

11. Jan. 93.

Ich sitze, im Putschius vertieft, lieber Freund, und bin mit mehr als $\frac{3}{4}$ bereits fertig. Lieblich ist die Lektüre nicht, vorzüglich, wenn man auf Menschen, wie z. E. der Beda ist, stöſst, der nichts als christliche Beispiele anführt, und mehrmals versichert, der Hiob sey im Original in Hexametern geschrieben. Im Ganzen ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen lateinischen Grammatikern und Hephaestion. Die griechische Genauigkeit, den Scharfsinn, die Präcision vermiſst man schlechterdings. Zwar zeichnen sich einige vortheilhaft aus, vorzüglich Marius Victorinus, bei dem ich jetzt bin. Keine kleine Schwierigkeit ist es für mich, daſs nicht das Mindeste von den Zeitumständen dieser Grammatiker angemerkt ist, und auch meine anderweitige Bibliothek mir hierüber keinen Aufschluſs giebt. Oft wäre es mir zur kritischen Prüfung der Richtigkeit der aufgestellten Sätze sehr nothwendig. Ueberhaupt ist die Ausbeute in Ansehung der gröſsern Bestimmtheit und Sicherheit der metrischen Gesetze nicht groſs. Die meisten dieser Grammatiker, selbst die gröſsern z. B. Diomedes, theilen die Füſse fast willkührlich ab. So scandiren sie

Maecenas atauis edite regibus

— — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —

da doch wohl nirgends in einem Choriambico ein einzelner Spondeus stehn kann, und der Vers ein Antispasticum — — — ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ — ⏑ — mit Jambischem Ausgang ist, dem Horaz nur alle sonst erlaubte Variationen genommen hat. Aber an neuen Versgattungen und vorzüglich an Versnamen sind sie unglaublich reich, und klären viel auf. Auf den Terentianus freue ich mich, habe ihn aber jetzt zu-

rück gelassen, bis ich Ihre Edition erhalte. Indefs hier kann ich ihn nicht mehr anfangen, und meine Bitte um dieselbe ist also nur bedingt, wenn Sie ihn mir mitzunehmen erlauben. Den Bentley *de metr. Terent.* lese ich mit den Stücken *de versibus comicis* im Putschius zugleich.

Ορνιθι Οδυσσευς ist freilich absurd und leicht abzuändern. Aber es giebt doch andre Verse, über die ich Ihr Urtheil wünschte. Zwei citirt Hephaestion p. 9. aus Sotades in seiner Iliade

σειων μελιην πηλιαδα δεξιον κατ' ωμον

— — ◡ ◡ | — — ◡◡◡ ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡

So frei auch das Sotadium ist, dieser Fufs — — ◡◡◡ kann nicht stehn. Dann Corinna

η διανεκως ευδεις ου μαν παρος ησθα κορıννα

— ◡ ◡ ◡ | — — | — — | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡

Endlich Pindar. Nem. XI. 51.

δενδρεα τ' ουκ εθελει πασαις ετεων περιοδοις

— ◡ ◡ — | ◡ ◡ — — | — ◡ ◡ — | ◡ ◡◡◡ —

wo es mit dem Emendiren der virorum doctorum nicht fort will.

Sie sagten mir neulich, ich möchte doch über die Art, wie Bentley Hor. III. 12. constituirt nachdenken. Ich habe jetzt alles genau verglichen, und glaube, dafs er im Ganzen vollkommen Recht hat. Darin hat er freilich Unrecht, dafs Hephaestion wohl 10 solcher Jonischen Syzygien könnte in Eine Zeile gesetzt haben. Denn p. 43. 44. heifst es ausdrücklich: *δύναται δὲ καὶ μέχρι τοῦ ἑξαμέτρου προκόπτειν τὸ μέτρον. διὰ τὸ τριακοντάσημον μὴ ὑπερβάλλειν.*

Er gestattet also nur 30 Zeiten, da dieses Jonicum 60 haben würde. Aber sonst ist es richtig, dafs Hephaestion es in Stücke von 10 Jonischen Syzygien abtheilt, wenn er gleich nicht sagt, dafs man sie auch überall absetzen soll. Mich aber hat die Stelle sonderbar geneckt, da ich wirklich

in einem der Lateiner Syzygien in ganzen Versen gebraucht fand, und Heph. gleich, nach der von Bentley angeführten Stelle hinzusetzt *διόπερ καὶ τὰ μονοστροφικὰ ἄσματα, δέκα ὄντα συζυγιῶν, οὕτω πεποιῆσθαι νομίζομεν,* und die Ode gerade 10 Zeilen hat, ich sie also für ein solches *ᾆσμα* hielt. — Doch ist diefs grundfalsch, und ich schäme mich meiner Temerität. Wahr aber ists, dafs ein *ᾆσμα μονοστροφικὸν* von 40 Silben nur sehr auffallend ist. Ueber die Bentleysche Emendation des Alcaeischen Verses

ἐμὲ δειλὰν ἐμὲ πασᾶν κακοτάτων πόδ' ἔχοισαν

in *πεδέχοισαν* ist mir bei dem Aeschylischen (Prom. 263.) *πημάτων ἔξω πόδα ἔχει* ein Zweifel aufgestofsen. Wer weifs, was in den folgenden Versen stand? obgleich der ganze Vers sehr unglücklich klingt.

Verzeihen Sie, theurer Freund, dafs dieser Brief lauter, und noch dazu nicht bedeutende Metrica enthält. Aber da meine Abreise nicht fern ist (25—30. huj.) mufs ich Ihre Bücher benutzen, und es ist so angenehm, von dem zu schreiben, was einen zunächst umgiebt, versteht sich an theilnehmende Freunde. Noch eine Frage. Bei Gelegenheit der Regel, dafs s in metris oft nicht als Consonant behandelt werde, und auch mit einem andern Consonant die vorhergehende Silbe nicht lang mache, citirt Diomedes p. 424. folgenden angeblich Homerischen Vers:

η μεν δη μαλα πολλας μαχας εισηλυθον ανδρων

— — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — —

Wo steht denn wohl der? und wie ists damit? Fin. in *πολλας* hat ja ein langes *α* als acc. 1. decl. Steht vielleicht in bessern Ausgaben, als Diomedes haben mochte, *πολλα* adverbialiter?

Die Becksche Ankündigung und Recension des nicht Vorhandenen ist lustig genug, und ich hätte dem trocknen

Menschen sie nicht angesehen. Aufrichtig zu gestehen, wufste ich gar nicht, dafs er eine Zeitung schreibt, und so fiel es mir nicht ein, mir die Anzeige zu verbitten. Da er, wie es scheint, in das Innre der Ode nicht eingegangen ist, und ihre Fehler nicht aufgedeckt hat, mag es drum seyn. Denn nur diefs besorgte ich bei diesem übereilt gedruckten Stück.

Stellen Sie Sich vor, ich habe einen Brief von Heyne erhalten, den ich Ihnen doch als ein curiosum beilege, mir aber zurückerbitte, um ihn zu beantworten. Unstreitig ist er mit meinem ganzen Pindarwesen unzufrieden. Das sieht man der kurzen Abfertigung und den grofsen Lobsprüchen der Erwartungen an. Wenn der Tod ihn nur nicht hinwegreifst, ehe meine Früchte reifen!

Meine Frau ist leidlich wohl, wirklich besser, als noch die ganze Zeit unsres Hierseyns, von der Periode an, wo die Kränklichkeit anfieng — um mich vorsichtig auszudrücken. Ganz vollkommen gesund aber — läfst sich schwerlich vor der Niederkunft erwarten. Meckel war hier, und hat uns einen unterhaltenden Abend gemacht. Auch sonst viel störender Besuch. Ueberhaupt hatten Sie sehr Recht in allem, was Sie von den Störungen meines Studiums sagten. Mein Streiten selbst bewies ein heimliches Anerkennen. Darum lache ich oft selbst über die Werke, von denen Sie mir die Titel mit Didotschen Lettern drucken lassen. Indefs bin ich so fleifsig, als ich kann, und ich wenigstens erweitere doch meine Kenntnisse. Lassen Sie mich immer hierin egoistisch seyn, worin so viele andere so aufdringend werden.

Die 8 Fr.d'or lege ich Ihnen mit tausend herzlichem Danke bei.

Meiner Frau geht es ganz gut im Prometheus. Sie

empfiehlt sich mit mir Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen auf das freundschaftlichste.

Leben Sie wohl! Ewig ganz der

Ihrige

Humboldt.

IV.

Die Idee Ihres Homers (denn Ihre Bearbeitung ist so ein Ideal, dafs man davon wohl den Ausdruck Idee platonice brauchen kann, gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifert) erfüllt mich ganz. Es ist in jeder Rücksicht ein grofses Werk, und mufs ein Canon alles Edirens werden. Zugleich wird es dann ein Canon der feinern grammatischen Kenntnifs seyn, und es wird endlich einmal einen Autor geben, aus dem man Beweisstellen in solchen Dingen wird citiren können, ohne zu fürchten, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. Der Gedanke über die Urheber der Homerisch genannten Gedichte beschäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizont meiner Kenntnisse und Beurtheilung näher liegt. Ich werde den ganzen Homer jetzt hintereinander durchlesen, ohne mich zu praeoccupiren, blofs als hätte ich einen solchen Gedanken gehört, auf meine Empfindungen merken, und Ihnen diese en gros sagen. Das Détail kann ich erst Ihrem künftigen Détail hinzu- oder entgegensetzen.

Die Arbeit mit dem Hesiodus fange ich heute an. Ich liefere alle Woche 50 Verse, mehr oder weniger. Zu soviel haben Sie ja wohl nebenher Zeit. Sie müfsten nun erstlich sich über meine Ideen erklären, nur mit Ja, Nein. Denn da ich mir was ich Ihnen schreibe notire, so ist ein kurzes Beziehen darauf hinlänglich. 2) Die Verse selbst,

auch die von mir nicht berührten, durchgehn. Wie ich dann Ihre Briefe bekomme, notire ich Ihre Resultate zum Text und so hätten Sie am Ende einen schon einmal ganz von Ihnen revidirten Text. Doch ich beginne, und thue blofs, als wäre ich in die Nothwendigkeit versetzt, die *ἔργα* abdrucken zu lassen.

V. 1. 2. werden also so:

M. Πιερίηθεν, ἀ. κλείουσαι,
Δεῦτε, Δί' ἐννέπετε, σφέτερον πατέρ', ὑμνείουσαι·

Die Interpunction V. 2. habe ich darnach gemacht, dafs Sie *ἐνν.* und *ὑμν.* zusammennahmen.

V. 3. *ὅντε* statt *ὅν τε* (in Loesner) und am Ende ein kleines Punctum. *φατοί τε·*

V. 4. klammere ich ein. 1) wegen der Wiederholung, die mir aber unbedeutend scheint. 2) wegen des Zusammenhangs. Soll der Vers bleiben, so mufs, wie Graevius auch will, er für sich heifsen: nob. ignob. sunt Jouis m. vol. nicht aber mit *ὅντε διὰ* zusammengenommen werden, und so ein Zwischensatz stört V. 3. u. 5. Aufs mindeste machte ich Parenthese (— —).

V. 5. Sie schreiben *ῥέα*. Doch geht die Synizesis der langen und kurzen Silbe nicht an? Denn Schol. d. Hephaestion giebt sie ausdrücklich (p. 79.) zu und citirt Il. XXIV. 769. *δαερων η* cet. und doch ist prima in *δαηρ* lang Il. III. 180. XIV. 156. (Denn XXIV. 762. kann auch Synizesis seyn.)

V. 6. hinter *ἄδηλον ἀέξει* ein (·)

V. 7. hinter *κάρφει* ein (,) wegen der Länge des Satzes, wenn alles unmittelbar von *Ζεὺς* abhängen soll.

V. 11. wird also abgesetzt.

V. 15. *σ. ἒ. τ. φ. βροτός* , denn hier mufs der Leser inne halten, und da machen Sie doch den acut.

V. 15. am Ende ein (,) und ebenso

V. 16. hinter *βουλῇσιν* ein (,)

V. 17. streiche ich das (,) hinter *ἑτέρην* weg. Es ist von Einer Eris die Rede, und alles gehört zusammen. Mufs *ἐρεβεννῇ* den acut bekommen?

V. 19. möchte ich wieder *γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι* einführen, damit man es recht eng mit *κ. ἀνδρ.* zusammennimmt. Aber sonst heifst ja Wurzeln der Erde, unter der Erde?

V. 20. des Metrums wegen, *ἀπάλαμον* obgleich Hephaest. p. 5. auch Beispiele von verkürzten Silben vor *μν*, selbst im Hexameter anführt.

V. 21. Comma hinter *χατίζων*. Alium intuens, diuitem scilicet.

V. 22. Kein Comma hinter *φυτεύειν*, das mit dem Folgenden genau zusammenhängt.

Mit V. 21—23. habe ich jezt eine andre Meinung. Ich glaube weder an *οὗτος* noch eine Ellipse hinten, sondern nehme *ἰδὼν* absolut für „sieht" mit ausgelassenem *ἐστὶ*. Der Zusammenhang ist dann sehr gut: „welche zur „Arbeit erweckt. (V. 20.) Denn der Müfsige sieht auf den „Reichen, welcher et cet." Daher möchte ich*)

V. 23. hinter *θέσθαι* ein völliges Punkt. Und *ζηλοῖ* von neuem angehn lassen.

V. 24. klammre ich ein. 1) Das *τε* im V. 23. bezieht sich auf *καὶ* V. 25. V. 24. stört also. 2) Die Folge des Beneidens wird viel schlagender. 3) Der Vers hinkt sehr. Vorzüglich die gute Eris.

V. 28. Mufs nicht *μὴ δέ* getrennt erscheinen?

V. 30. Zöge ich *ὤρη* vor. Der Arme hat keine Sorge um andrer Zank, ist nicht so gut, als er hat keine Zeit dazu.

V. 31. Mufs *ὦτινι* nicht Ein Wort seyn.

*) Hiezu die Randbemerkung: „Aber die Hiate? Doch wufsten Sie ja ein *εἶξας* im Homer."

V. 32. ὡραῖος — τὸν γ. φ. Δ. ἀκτὴν — in Parenthesen.

V. 34. hinter ἀλλοτρίοις ein Colon. Das δεύτερον bleibt mir unverständlich.

V. 39. τῆνδε. Das ἐθέλουσι δικάσσαι ist höchst sonderbar. Indeſs ists doch wohl nicht anders zu erklären, als: ἐθέλοντες ἐδίκαζον, volentes i. e. (oder vielmehr soll seyn) pro lubitu.

V. 40. Hinter νήπιοι (,) nicht Colon.

V. 48. muſs es ἀγκυλομήτης oder ἀγκυλόμητις heiſsen?

V. 49—53. fällt mir nichts ein.

Hier haben Sie mein Nichts. Denn darauf möchte das Wahre hinauskommen. Der Kürze habe ich mich möglichst befleiſsigt. Daher manchmal der Ton ex cathedra.

Meine Frau grüſst Sie herzlich, und dankt noch innigst für die schönen Tage. Hannchen, die wir sehr grüſsen, hat ein Etui für die Stricknadeln hier gelassen, das mit nächster Gelegenheit, auch wenn Sie wollen, mit der Post, überkommen soll. Ihrer Frau Gemahlin unsre herzlichste Empfehlung.

Den Larcher vergessen Sie doch nicht? Hätten Sie wohl Dorvills vannus critica? Zum Heph. brauchte ich sie wohl.

Adieu, liebster Freund! Ewig Ihr

Humboldt.

V.

Auleben, den 23. Jan. 1793.

Es ist nicht meine Schuld, theuerster Freund, daſs ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief vom 6. d. M., der mir eine so herzliche Freude gemacht hat, so spät beantworte. Erst am 18. bekam ich ihn von Rosla, so daſs er also wieder 12 Tage unter freiem Himmel herumgeirrt hat, und daſs ich seitdem

nicht eher schrieb, wird wenigstens die Weitläuftigkeit der Beilage, die ich meiner Antwort mitgebe, entschuldigen. Erschrekken Sie in der That nicht, lieber Freund, über das weitläuftige opus, es ist wider meinen Willen weitläuftiger geworden, als ich selbst anfangs dachte, wie Ihnen die Geschichte desselben gleich sagen soll. Sie wissen, dafs ich mich schon lange damit trug, die Ideen niederzuschreiben, die mir das griechische Studium vorzüglich interessant machen. Am gröfsesten wurde diese Lust in mir, als in den glücklichen Tagen, die Sie uns hier schenkten, wir einigemal über die Materie sprachen, Sie mit mir zum Theil übereinstimmten, zum Theil meine Ideen berichtigten, und ich mich vor allem freute, die Wichtigkeit einer ähnlichen Entwickelung von Ihnen anerkannt zu sehen. Zwar sprachen wir wirklich weniger darüber, als anfangs Ihre Absicht schien, und als auch ich wünschte, es rührte aber vorzüglich davon her, dafs meine Ideen noch nicht genug entwikkelt in mir waren, um, da wir im Allgemeinen übereinstimmten, die Verschiedenheiten der feinern Nüancen gehörig auseinanderzusetzen. Nach Ihrer Abreise habe ich oft wieder an den alten Plan gedacht, indefs war ich zu sehr im Zuge des Aeschylus, um mich zu unterbrechen. Ihr lieber theurer Brief weckte indefs meine Lust aufs neue, und es kam die Betrachtung hinzu, dafs Sie Ihrem Briefe so viele mir interessante und lehrreiche Bemerkungen mitgegeben hatten, dafs ich es unmöglich über das Herz bringen konnte, meine Antwort ohne alles gehen zu lassen, das wenigstens irgend Ihre Aufmerksamkeit reizen könnte. Ich versuchte also meine Gedanken so kurz, aber doch zugleich so deutlich aufzuzeichnen, als mir möglich war, und diesen Versuch, die Arbeit zweier Tage, schikke ich Ihnen hier, mein Theurer, in der festen Zuversicht auf Ihre nachsichtsvolle Güte, so roh und unvollständig er ist. Damit er nun nicht auch seinem

Aeuſsern nach gleich roh sei, habe ich ihn abgeschrieben, weil, wenn man sich auch einen schlecht geschriebenen Brief, wie e. g. diesen, hineinquält, es doch sehr verdrieſslich ist, sich durch einen längern unleserlichen Aufsatz durchzuarbeiten. Dieſs sage ich Ihnen bloſs, damit Sie nicht aus dem reinlichern Aeuſsern des opusculi schlieſsen, ich hielte es auch nun für gleich gehobelt in Absicht seines Inhalts. Um nun noch von diesem ein Paar Worte hinzuzufügen, so ist es, wie Sie sehn ein bloſses Gerippe, woraus allenfalls künftig eine wirkliche Abhandlung entstehen könnte. Es fehlen daher nicht allein sehr oft die ausführenden, und eigentlich beweisenden Säze, sondern auch in den Schlüssen manchmal nicht ganz leichte Mittelsäze. Es ist dieſs freilich um so schlimmer, da der Gegenstand gar nicht von der Art ist, um bequem in Aphorismen vorgetragen zu werden, sondern vielmehr gar sehr der Ausführung, vorzüglich auch durch historische Beweise bedarf, wenn er die gehörige Wirkung thun soll. Aber ich konnte einmal jezt nicht anders. Denn auſserdem daſs aus diesen Bogen bei einem andern Zuschnitt ein wirkliches Buch hätte werden müssen; so besize ich auch jezt gar noch nicht die zu einer wahren Ausführung erforderlichen Kenntnisse. Es ist mir schon mehrmalen so gegangen, daſs ich, wenn ich in ein neues Fach trete, und allenfalls die Auſsenlinien übersehe, mich dieser Anblick dergestalt begeistert, daſs ich mit zu reden anfange, als wäre ich längst darin gewesen. Nur Schade daſs der Zuhörer des Irrthums bald gewahr wird. Hier nun z. B. bin ich erstlich moralisch im Voraus gewiſs viele historische Data zu übersehen, fürchte ich zweitens manche aus einem falschen Gesichtspunkte anzusehen, und fühle ich drittens, daſs ich Mehreres, was ich auch für völlig wahr halte, nur aus einem gewissen noch dunklen Gefühl habe, und daſs mir die wahren beweisenden Data noch

fehlen. Vorzüglich habe ich gerade fast blofs Dichter, einzelne Stükke aus Historikern und den Plato gelesen, also lauter Schriftsteller, die sehr zu einer idealischen Vorstellung führen. Die, welche davon das Gegentheil thäten, z. B. Aristophanes, fehlen mir noch ganz. Es ist daher auch ganz und gar meine Absicht nicht, jezt, oder bald, oder nur in den nächsten Jahren diese Aphorismen ordentlich auszuarbeiten. Sie sollen mir nur dazu dienen, mir bestimmt und vollständig meine jezigen Ideen darzustellen, damit ich meine zunehmenden Kenntnisse damit vergleichen, und sie nach und nach berichtigen kann. Es kann diefs, meiner Art zu schreiben nach, um so eher geschehen, als ich gerade nur so lange recht von Ideen überzeugt bin, als ich sie im Kopfe trage, hingegen gleich zweifelhaft werde, sobald sie nur auf dem Papier stehen. Wollten Sie mir nun, liebster Freund, bei dieser Prüfung und Sichtung behülflich sein, so erzeigten Sie mir dadurch einen in der That überaus grofsen und wichtigen Dienst. Bis zum 17. §. glaube ich, werden Sie mit mir einstimmiger sein. Diese Säze enthalten mehr die eigentlich philosophischen Prämissen, die ich nicht so weitläuftig ausgeführt haben würde, wenn ich nicht bei gröfserer Kürze für die Klarheit gefürchtet hätte. Zwar kann es leicht sein, dafs Sie den Gang nicht billigen, den ich genommen, aber das ist an sich unwesentlicher. Dafs der Endzweck des Studiums des Alterthums Kenntnifs der Menschheit im Alterthum ist, sind Ihre eignen Worte, und dafs diese Kenntnifs, neben anderm Nuzen, den sie stiftet, und den ich in dem ersten §. abgesondert, auch ganz besonders zur Bildung des schönen menschlichen Charakters beiträgt, daran zweifeln Sie gewifs nicht. Vom §. 18 an aber bis zu Ende sind es meist historische Säze, oder das Raisonnement ist doch mit solchen gemischt. Um nun an Ihrer Zeit so viel als möglich zu

schonen — die ich warlich auch aus eigennüzigen Absichten so sehr ehre — wünschte ich, Sie schrieben blofs *richtig* oder *falsch* oder *perpende* dazu, und wollten Sie noch mehr thun, so fügten Sie allenfalls ein Geschichtsdatum hinzu, das mich widerlegte, oder einen Autor, der mich auf einen andern Gesichtspunkt führen würde. Da der ganze Aufsaz allein dazu dienen soll, die Ideen bei künftigem fortwährendem Studium nur zu prüfen, so ist mir in der That auch die Belehrung am liebsten, die mir blofs zu zweifeln und weiter nachzuforschen befiehlt. Was ich von Uebersezungen sage (§. 42.), werden Sie keine Trostgründe für einen angehenden Uebersezer nennen, und in der That ists eine undankbare, und doch so saure Arbeit. Allein bei mir entsteht alle Lust zu übersezen aus wahrhaft enthusiastischer Liebe für das Original, und so wie mir es der unerträglichste Gedanke wäre so zu übersezen, dafs man das Original darum weniger läse, so ist mir in Wahrheit der der liebste, dafs man meine Uebersezung wegwerfe um jenes in die Hand zu nehmen. Der Uebersezer ist allemal in der Gruppe nur die Nebenfigur und er hat das Höchste gethan, wenn die Hauptfigur durch ihn mehr hervorspringt. Diese Einfälle denke ich in der Vorrede zum Menexenus noch mehr auszuführen. Doch genug von meiner Beilage.

Für die Aeschyleischen Emendationen meinen herzlichsten Dank. Sie scheinen mir alle richtig und nur etwa die von Scaliger Suppl. 886. zweifelhaft, ob ich gleich nichts Bessres vorzuschlagen wüfste. Am richtigsten dünkt mich die Choeph. 938. von Matthiae und die erste Valkenaerische Choeph. 530. Nur hat Pauw schon, wie ich eben sehe gerade so emendirt und interpretirt.

Noch herzlicher aber danke ich Ihnen für die Herodoteischen. Ich finde meine Zweifel alle vollkommen be-

friedigend aufgelöst, und die Offenherzigkeit Ihres Geständnisses Ihrer Unwissenheit in der Ziegeldekkerei hat mich sehr belustigt. Das Papier über den Herodot schikke ich Ihnen nicht zurück, da es mir nicht Ihre Meinung scheint. Was Sie mir von Ihren Papieren gesagt haben, mufs es auch leicht bei mir gleich sicher aufgehoben sein. p. 5. oben haben Sie wohl bei Ihrer Emend. *ἐπὶ πεντεκαίδεκα γενεάς* hist. Gründe, die ich einmal aus Larcher oder sonst wo einsehe. c. 41. *l.* 10. wo Sie *πρὸς δὲ, ἐς τοῦτο καὶ σέ* in *πρὸς δὲ τούτῳ καὶ σέ* ändern, hätte ich keinen Fehler vermuthet, da mir *ἐς τοῦτο* und *ἔνθα* einander zu respondiren schienen. Indefs submittire ich natürlich, wenn Sie die vulg. für gar nicht oder minder griechisch halten. Weil Sie es verlangten schikke ich Ihnen wieder eine Anzahl mir dunkler Stellen. Um Ihre Zeit zu sparen habe ich nur die wichtigsten ausgewählt und blofs die Worte, die mir dunkel sind aufgemerkt. Sollten Sie irgendwo über die Schwierigkeit zweifelhaft sein die ich gefunden hätte; so bitte ich Sie nur blofs eine Uebersezung beizufügen. Diese Bitte, mein Theurer, thue ich unsrer neulichen Verabredung zufolge. Sonst aber hätte ich Ihnen einen andern Vorschlag zu machen, den Sie, denke ich, wohl annehmen. Sie beschäftigen Sich doch jezt nicht ex professo mit dem Herodotus, und es kostet Ihnen daher wirklich verlorene Zeit, wenn Sie ihn auch mir zu Liebe nur durchblättern. Auch ist es natürlich, dafs entblöfst von allen Hülfsmitteln, wie ich bin, mir Schwierigkeiten aufstofsen, die ich durch den Larcher oder Portus leicht selbst heben könnte, und entsetzlich wäre es doch, wenn Sie Armer meinen Büchermangel entgelten sollten. Meine Absicht beim Herodotus ist jezt zwiefach. Einmal ihn mit meiner Frau zu lesen. Diefs kann ich immer mit Nuzen, wenn ich gleich manchmal sagen mufs: diefs verstehe ich nicht. Denn da ich

sehr behutsam bin, wird es nur äufserst selten sein, dafs ich sie etwas falsches lehre. Ich lasse lieber mein οὐκ οἶδα erschallen. Dann ihn vorläufig für mich zu lesen. Diefs halte ich von Nuzen. Man wird mit der Manier, den Wendungen, Redensarten des Autors bekannt, und braucht den Interpreten nicht soviel aufs Wort zu glauben, wie doch sonst in den ersten Büchern nicht fehlen kann. Endlich prüft und übt das Lesen ohne Kommentar, wie Sie auch in Ihrer Vorrede ad Odysseam sagen. Aus diesen Gründen ist es mir nicht so peinlich auch über mehrere Stellen ungewifs zu sein. Ich zeichne sie auf, sehe sie von Zeit zu Zeit an, streiche aus, die ich dann verstehe, und erwarte für die übrigen eine andre Zeit. Sobald ich nun jezt mit dem Aeschylus, Uebersezen des Menexenus und der Rede des Thucydides, und dem Pindar (i. e. dem Durchlesen der mir noch übrigen Hälfte) fertig bin, also etwa diesen Herbst kaufe ich mir den Larcher (was ich jezt blofs darum nicht thue, weil ich jezt nicht soviel Zeit auf den Herodotus wenden mag, und weil jene oben gesagten Gründe mir wichtig sind). Ich lese ihn dann von neuem, vergleiche den ganzen Larcher genau, und schreibe gleich genau auf, wo mir Larcher noch Zweifel gelassen hat, wo ich ihn unrichtig glaube u. s. w. und dehne meine Aufmerksamkeit dann vorzüglich auch auf die Chronologie aus, wozu ich jezt die Data sammle. Auf diese Weise hielte ich es daher nun am gerathensten, ich beschwerte Sie jezt nicht mit Fragen, theilte Ihnen aber alsdann alle meine Resultate dieser vollständigen Lektüre mit. Genehmigen Sie diesen Plan: so erwarte ich also auch keine Antwort auf den hier beigelegten Zettel und bitte Sie um diese nur auf die Eine angestrichene Stelle c. 86., weil dort etwas ist, das vielleicht einer Pindarischen Licht gäbe. Auf alle Fälle aber bitte ich Sie, wo Larcher Licht giebt, ihn nur trokken weg mit

einem L. zu citiren. Sie müssen in der That Ihre Zeit schonen, theurer Freund, und Sich Ihre Freundschaft nicht verführen lassen.

Auf die Lehre der temporum habe ich nicht versäumt Acht zu geben. Herodotus I. 80. *l.* 24. 25. kommt ein paullo post fut. vor. Die Stelle heifst τῷ (scil. ἱππικῷ) δή τι καὶ ἐπεῖχε ἐλλάμψεσθαι ὁ Λυδός. Diefs verstehe ich: „wodurch der Lydier glaubte oder vertraute, dafs er glänzen werde." So wäre es also, dächte ich die zukünftige Zeit der noch anzufangenden Handlung und zwar in significat. media. Sagten Sie mir aber nicht, dafs Sie das p. p. fut. für das passiuum der zukünftigen Zeit der vollendeten Handlung hielten? Sie verbänden mich sehr, wenn Sie mir hierauf antworteten. Vielleicht ist diefs tempus auch im Herodotus noch ebensowenig in der nachherigen bestimmten Bedeutung, als im Homer. Her. I. 112. *l.* 15. kommt ein Beispiel des fut. der vollendeten Handlung βεβουλευμένα ἔσται vor. Hätte ich Sie recht verstanden (aber ich habe Sie vielleicht sehr misverstanden) so müfste da auch ebensogut ein p. p. f. (wenn es nemlich gebräuchlich ist) βεβουλεύσεται stehen können. Her. I. 120. *l.* 7. accentuirt Reitz ἔστί τε. Diefs ist ja, dächte ich, nach derselben Regel nach der einige ἄνδρά μοι u. s. w. schreiben. Ich merke es an, weil Sie, wenn ich mich recht erinnere, zweifelten, was Reitz in solchen Fällen für einer Meinung folge.

Nun, lieber Freund, damit Sie sehen, dafs ich Ihre Zeit auch nicht zu sehr schone, sobald es nur Schriftsteller betrift, die Ihnen gerade nahe liegen, noch ein Paar Homerische Stellen. Il. XII. *v.* 399. πολέεσσι δὲ θῆκε κέλευθον. Aus Köppen sehe ich, dafs Sie τεῦχε lesen. Ich vermuthe aus dem Grunde warum auch Il. I. 2. das ἔθηκε anstöfsig ist. Aber *v.* 411. und 418. steht θέσθαι. Ist da

nicht dieselbe Schwierigkeit, oder macht es einen Unterschied, dafs hier das med. steht? Il. XIII. *v.* 119. *περὶ κῆρι* wohl *πέρι κῆρι* wie Sie mir auch, dünkt mich, schon sagten. Il. XIII. 237. sagt Köppen dafs *ἀρετὴ* ergänzt werden soll, und freilich weifs ich nichts andres. Aber bleibts nicht immer hart? Il. XIII. 585. ist *απὸ νευρῆφιν* mit dem Dat. doch gar zu sonderbar. *φιν* wird aber auch zu gen. gesezt v. gr. *Ἐρέβευσφιν*. Könnte man nicht *νευρησφιν* lesen oder nicht *νευρῆφιν* mit ausgelassenem *σ* der gen. sein. Freilich sind das aber wohl monstra verborum, die nirgend vorkommen. Zum Schlufs noch den Poseidon *γαιήοχος*. Diefs übersezt Vofs immer Erdumgürter. Köppen aber erklärt es nach Art des *πολισσοῦχος* und führt an, dafs beim Sophocles der Artemis diefs Epitheton gegeben wird, und ich selbst fand es neulich von Jupiter im Aeschylus. Was ist denn hier richtig?

Schneiders Versuch über Pindar habe ich durch Keyser in Erfurt bekommen. Ich habe Ihnen noch ein Exemplar verschrieben, und kriegte ich es nicht, so gehört Ihnen auf alle Fälle das meinige. Es ist in einem geschrobenen affektirten Style geschrieben, aber übrigens ein wahrhaft trefliches Produkt. Noch hat mir kein Ausleger des Pindar so Genüge gethan, als Schneider, und die wenigen Stellen, die er erklärt, sind in einer äufserst schönen Manier. Es sind gar nicht eben die schwersten. Aber seltsame Wendungen, Tropen, die er durch mehr Belesenheit, als die andern Herren dazu bringen, äufserst schön erklärt. Aber über den Versbau macht er mich aufs neue ganz verwirrt. Hören Sie nur! Nachdem er ein Fragment aus dem Dionysius citirt hat fährt er fort: „ich habe den Gr. Text nach seinen *natürlichen* Gliedern geordnet, nicht nach der *künstlichen* Form, in welche Aristoph. oder ein andrer Silbenmesser die pind. Oden mit Gewalt gezwängt hat. Diese

Abtheilungen halte ich für eine pedantische Grille, welche den Wohlklang und Rhythmus der Komposition zernichtet, und den Begriffen eines gesunden Menschenverstandes zuwiderläuft. Sollte auch, was ich mir aber keineswegs einbilden kann diese Abmessung der Silben und Verstümmelung der Glieder mehr zum Behufe des Gesanges erdacht worden sein, als um die müssige Zeit eines hirnlosen Kopfs zu beschäftigen, wozu behält man sie noch jezo bei, da wir Pindars Poesie nicht mehr singen u. s. f." Wie hirnlos mufs nun der sein, lieber Freund, der diese Silbenmaafse, die Schn. weiterhin mit dem eisernen Bett des Procrustes vergleicht, ins Deutsche übertragen will. Ich freue mich ordentlich, dafs ich in so glücklicher Unwissenheit die erste Ode übersezt habe; sonst hätten mich die Schwierigkeiten gewifs zurückgeschreckt. Indefs bin ich doch jezt fest entschlossen, mit eignen Augen zu sehen, soviel sich jezt noch über Pindars Musik und Versbau sehen läfst, und danach meine Uebersezung soviel ich kann, zu formen. Bis ich das weifs, will ich nicht übersezen, und fällt mich die Wuth zu rasend an, so sollens die Chöre entgelten, und zu Vorübungen dienen. Gegen Schn. Raisonnement aber habe ich manche Zweifel. Ein bestimmter Silbenfall ist offenbar im Pindar. Dieser mufs nothwendig seine Cola haben, und nun soll er mir zeigen, wie diese herauszubringen sind, ohne auch sehr nah verbundne Redetheile, oder gar Wörter zu theilen. Dazu kommt nun, dafs nicht blofs nach Grillen der Grammatiker, sondern nach dem Gefühl des feinen gebildeten Ohres gewisse Füfse unverträglich mit einander sind, und man sie also nicht zusammenbringen darf. Man versuche nur im Deutschen völlig freie Verse, wie einige Klopstokkische Oden und die Vossische Uebers. d. 1. Pyth. zu machen. Man wird sich oft gedrungen fühlen, ohne Rücksicht auf den Sinn ein Colon zu schliefsen.

Ueberdiefs müfste ja dann dieselbe Verwirrung in den Chören herrschen. Uebrigens aber nimmt Schn. so sehr an, dafs auch unsre jezigen Pindarischen Oden gesungen wurden, dafs er nicht einmal eine besondre Beweisstelle dafür anführt.

Nun, mein Theurer, werden Sie des Geplauders wohl genug haben. Ich soll nicht Ihres Hierseins erwähnen. Ich darf Ihnen also nicht für die glücklichen Tage danken, die Sie uns machten, Ihnen nicht sagen, wie wir Sie vermissen, Sie nicht bitten, noch einmal Auleben wiederzusehn, ehe wir es verlassen?

Meine Frau dankt Ihnen sehr für das niedliche Geschenk, und noch mehr für Ihren freundschaftlichen Brief. Sie schriebe Ihnen schon selbst heute, wenn nicht die Kleine ihr so wenig Zeit liefse. Sie trägt mir auf, Sie herzlich zu grüfsen, Ihnen noch einmal recht innig für die Freude zu danken, die Ihre Anwesenheit auch ihr machte, und Sie um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihre Antwort noch aufschieben mufs.

Die Bücher erwarte ich noch diese Woche, nach dem, was Sie mir schreiben. Wenn dieser Brief spät ankommt, so wundern Sie Sich nicht. Ich mufs ihn, da ich die Posttage nicht weifs, auf gut Glück nach Rosla schikken. Jezt aber werde ich mich danach erkundigen.

Empfehlen Sie uns herzlich Ihrer Frau Gemahlin und bitten Sie sie in unserm Namen, Ihnen bald wieder eine Kur anzurathen.

Nun leben Sie wohl, theurer unvergefslicher Freund, und behalten Sie lieb Ihren Ihnen

ganz eignen,

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Wie steht es mit dem Menon? Ich bitte sehr für ihn. Ich habe mir schon ein Mittel ausgedacht, wenn ich ihr

Mscrt. bekomme. Ehe es geschieht, oder sobald ich es habe, lese ich den Menon blofs für mich, ohne dasselbe anzusehn durch und mache meine Zeichen zu den Stellen. So erreichen Sie, dächte ich, am ersten 3 Ihrer 4 Absichten. Denn die des Bemerkens einer Unrichtigkeit in Ihren Noten lasse ich nicht gelten. Es bleibt also nur für mich auf das zu sehen übrig, was zu viel oder zu wenig oder undeutlich in meinen Augen ist.

[*Randschriftlich.*] Meinen Aufsatz, Lieber, hätte ich gern in einigen Wochen zurück. Ich habe nichts als ein brouillon in halben Hieroglyphen davon.

VI.

Auleben, 6. Februar 1793.

Wie angenehm, theurer Freund, war heute mein Erwachen, als das Erste, was mir gebracht wurde ein Brief von Ihnen war. Ich rifs ihn mit grofser Begierde auf, und wenn gleich meine Freude dadurch wieder vermindert wurde, dafs ich sah, dafs Sie so lange ohne Brief von mir geblieben waren, so gewährte mir doch auch auf der andern Seite die Ungeduld, mit welcher Sie diesem Brief entgegensehen eine herzliche und innige Freude. Wie soll ich Ihnen für diese Wärme Ihrer Freundschaft, für diese liebevollen Erinnerungen an die Tage, die wir hier mit einander verlebten, danken? wie Ihnen nur mit der Innigkeit, mit der ichs empfinde sagen, wie unendlich und unbeschreiblich theuer mir jedes Andenken an jene Tage, und jezt jede Zeile Ihrer Hand ist? Wir sehen uns ja, hoffe ich, bald wieder und Ein Augenblik der Gegenwart ist dann mehr, als alle Briefe. Lassen Sie mich also von diesen Empfindungen in Briefen ganz schweigen, so schwer es auch ist, da man so ewig auf sie zurückgeführt wird. An Ihrem langen unbefriedigten Aussehen nach Briefen von mir bin

ich nicht Schuld, theurer Freund, sondern die Verdammnifs trift allein die Post. Mein Brief, den Sie nun doch Gottlob haben werden, wird Ihnen gesagt haben, dafs ich die Antwort auf Ihren ersten Brief höchstens um 2 oder 3 Tage aufschob. Ehe ich ihn noch abschickte erhielt ich Ihren zweiten mit dem Wood und heute Ihren dritten vom 28. Jan. der also wieder wenigstens 9 Tage unterwegs war. Alle Schuld, die auf mich fallen könnte, wäre also, Ihnen nicht schon vor Ihrem ersten Briefe geschrieben zu haben, und da erwartete ich täglich den Ihrigen, der aber auch so lange herumirren mufste. Da ich neulich den Wood über Nordhausen geschwinder erhielt, so mache ich es heute so. Diesen Brief schikke ich übermorgen (den 8ten denn die Post geht erst den 9ten und ich schreibe nur heute schon, weil ich morgen und übermorgen nicht füglich Zeit habe) nach Rosla und an demselben Tage lasse ich auch ein Paar Zeilen an Sie nach Nordhausen gehen. Sie werden mir dann sagen, was Sie zuerst erhalten. Mein lezter Brief war, damit Sie auch da die Zeit genau berechnen können am 25. Jan. von hier und am 27sten Jan. von Rosla abgegangen. Zugleich werde ich mich jezt in Rosla erkundigen lassen, ob nicht die Briefe auch dort liegen bleiben?

Ich bin seit Ihrer Abreise in meiner Tafel-Bibliothek (ein Ausdruck, der zu schön ist, um ihn untergehen zu lassen) fortgefahren und habe die Supplices, den Agamemnon und die halben Perser aufser dem gewöhnlichen Lesen mit meiner Frau im Homer und Herodotus geendigt. Der Agamemnon hat mich sehr stark angezogen, er ist wohl unstreitig Aeschylus schönstes Stück, und wenn mir die Musen zusagten, übersezte ich die Chöre gern. Der Schwierigkeiten sind freilich unglaubliche, aber eben sie reizen auch wieder, und troz seiner Weitläuftigkeit hat doch auch Schütz viel gethan, so oft er mir auch Gelegenheit zu zweiflen ge-

lassen hat. Denn mir begegnet in dem Schützischen Kommentar sehr häufig, daſs ich die Beweise bald für die Bedeutung eines Worts, bald für die Richtigkeit einer Construction vermisse, daſs ich also anstelle, und doch weder ihn einer Unrichtigkeit zu überführen, noch etwas Besseres anzugeben weiſs. Dann ist auch statt der Interpretation so oft Uebersezung und bei dieser scheint es ihm oft mehr auf eigne gute diction, als auf praecision angekommen zu sein. Daher bin ich fast noch von keinem Commentator so oft mit schwankenden Begriffen weggegangen. Ende dieses Monats hoffe ich den Aeschylus ganz und gar zu absoluiren, und gehe dann an den Thucydides.

Den Wood und Chevalier habe ich gleich in 2 Tagen gelesen, der Wood hat mir bei manchen chimärischen und manchen unbefriedigenden Raisonnements dennoch viel Freude gemacht, und der Chevalier unendliche. Was Sie auch sagen, lieber Freund, es ist doch gewiſs ein groſser Genuſs selbst in Troas herumzuwandern, und die Sonne hinter dem Athos untergehn zu sehen. Auf der Spize des Ida sollen Sie selbst mir Recht geben. Im Chevalier sind mir 2 Heyniana aufgestoſsen, die ich Ihrer Prüfung unterwerfen muſs. Im Register las ich: Thucydides I. 11. berichtigt. Da mir die Stelle lang schwierig gewesen war, können Sie denken, wie begierig ich nachschlug. Die Stelle heiſst nemlich *ἐπειδὴ δὲ ἀφικόμενοι μάχῃ ἐκράτησαν, δῆλον δέ. τὸ γὰρ ἔρυμα τῷ στρατοπέδῳ οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο. φαίνονται δ' οὐδ' ἐνταῦθα πάσῃ τῇ δυνάμει χρησάμενοι, ἀλλὰ πρὸς γεωργίαν τραπόμενοι.* oder nach Heilmanns Interpunction, welcher Heyne folgt *Ἐ. δ. ἀ. μ. ἐκράτησαν, (δῆλον δέ· τὸ γὰρ ἔ. τ. στρ. οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο) φαίνονται* u. s. w. In dieser angeblichen Berichtigung nun will Heyne *οὐκ* ausstreichen, oder vielmehr er sagt nur, „man sollte dieſs denken" und läſst den Leser in der Ungewiſsheit. Ich ge-

stehe, daſs ich das nicht denke. Mir sind bei der Stelle 2 Fragen schwierig: 1) welchen Saz soll die Parenthese beweisen den vordern oder den nachfolgenden, und wie thut sie dieſs dem Sinne nach? 2) von welcher Mauer ist die Rede? der Homerischen oder einer früheren? ad 1) erfordert der Sprachgebrauch nothwendig die Parenthese auf den vorhergehenden Saz, den Sieg zu ziehen. Auch sehe ich hier nicht die von Heyne erregte Schwierigkeit. Wenn ein Heer in einem fremden Lande sein Lager befestigt, muſs es freilich Besorgnisse haben (wie die Griechen wegen Achills Entfernung) aber es muſs auch wenigstens soviel Vortheile gewonnen haben, um soviel festen Fuſs fassen zu können (wie denn die Griechen auch nach der ersten Schlacht und dem unentschiedenen Zweikampf Ajax und Hektors wenigstens nicht besiegt waren). ad 2) aber ist die Schwierigkeit gröſser. Spricht Thucydides von Homers Mauer, wie hängt da das erste Jahr mit dem zehnten zusammen? Hier also scheint Heynes Emendation zu passen. Allein streiche ich das *οὐκ* weg; so scheint mir die Periode mangelhaft. Ein so genauer Schriftsteller wenigstens, als Thucydides, hätte bestimmter geredet. „Sie siegten, denn sonst hätten sie eine Mauer gebaut." Jedem muſs hier einfallen, aber sie bauten ja eine? und Thucydides hätte, um genau zu reden, nothwendig sagen müssen „sonst hätten sie *gleich, im ersten Jahr* die Mauer gebaut." Dem wüſste ich nicht abzuhelfen, als indem ich *ἀφικόμενοι* in Gedanken wiederholte „ankommend hätten sie u. s. w. welches immer hart ist. Lasse ich also *οὐκ,* was ich, wenn Sie mich nicht eines Besseren belehren, zu thun entschieden bin; so komme ich auf eine frühere Mauer zurück. Eine solche nennt auch der Scholiast zu dieser Stelle. Woher? entscheidet meine Tafel-Bibliothek nicht. Aber seine andre gleich folgende Nachricht, daſs Acamas und

Antimachos den Akkerbau in Troia dirigirt, könnte vielleicht auf eine Spur führen. Sonderbar ist es nun, dafs Köppen, ohne wenigstens den Thucydides anzuführen, in dem Homer selbst eine frühere Mauer findet, und dabei gar keinen Zweifel hat. Die Stelle ist Il. XIV. 31. 32.

τὰς γὰρ πρώτας πεδίονδε
Εἴρυσαν, αὐτὰρ τεῖχος ἐπὶ πρύμνῃσιν ἔδειμαν.

und in der That scheint das *Ziehen* und *Bauen* hier zu Einer Zeit geschehen zu sein. Indefs schlägt Nestor den Bau einer Mauer so feierlich vor, und Neptun hat ein so grofses Wunder darüber, dafs ich mich nicht enthalten kann zu glauben, nach Homer wenigstens sei diese Mauer die erste aller ihm und den Griechen bekannten, und eine ganz neue unerhörte Sache gewesen. Ja, ohne den Grabhügel, mit dem schon quasi aliud agendo ein grofser Theil der Arbeit gethan war, scheint es selbst, dafs Nestor nicht auf den Einfall gekommen sein würde. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung. Aber dafs Heyne, selbst wenn das Weglassen des *οὐκ* richtig ist, etwas *so* Vorgetragenes eine Berichtigung nennt, ist stark.

Das Zweite ist die Stelle Il. XVI. 397.

μεσσηγὺ
Νηῶν καὶ ποταμοῦ καὶ τείχεος ὑψηλοῖο

Hier soll Patroclus nach Heyne (p. 257. nt. *x.*) die Troer erst zwischen Strom und Lager und dann zwischen Strom und Stadt verfolgen. Allein so, glaube ich, drückt sich Homer nie aus, und es ist nicht vom ersten Verfolgen des Patroclus hier die Rede, sondern davon, dafs er sie nicht zur Stadt zurückläfst, und nun *μεσσηγὺ* u. s. w. angreift und tödtet. Auf der zerstreuten Flucht waren, dünkt mich, sehr natürlich die vordersten Troer schon über den Flufs gegangen, die hintersten noch diesseits desselben, und Patroclus mit seinen Myrmidonen griff sie nun auf der ganzen Ebene

an. So ist wenigstens Homers Ausdruck völlig genau und wahr.

Jezt lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte über Ihr neuliches Blatt sagen, auf das ich lezthin nicht mehr antworten konnte. Il. Ξ. *v.* 249. habe ich Ihre Lesart aus Köppen, meiner Quelle für Ihre Edition nicht, sehen können, bin aber, wie ich Ihnen offenherzig gestehe, ganz allein für die vulgata. Die Gründe lassen sich zwar, dünkt mich, schwer deutlich entwikkeln, sie scheinen mir indefs folgende: 1) und vorzüglich, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest, ist alles aptius und concinnius, wenn die Rede bis *v.* 256. allein von der Juno ist, und man fühlt sich durch etwas angestofsen, wenn des Jupiters ἐφετμῇ dazwischen kommt. 2) fällt bei der vulgata der Gegensatz *v.* 249. ἤδη γάρ με καὶ ἄλλο τεὴ ἐπίνυσσεν ἐφετμὴ und *v.* 262. νῦν αὖ τοῦτό μ᾽ ἄνωγας ἀμήχανον ἄλλο *) τελέσσαι bei weitem besser in die Augen. 3) ist wohl für das, was Jupiter gesagt haben könnte ἐφετμὴ nicht das ganz eigentliche Wort, was auch der Scholiast zu fühlen scheint, indem er es durch ἀπειλῇ erklärt. 4) endlich verkroch sich ja der kleine Schlafgötze gleich unter den Mantel der Nacht und Jupiter scheint nicht mit ihm gesprochen zu haben. Das ἅπαξ λεγόμενον ποτὶ ἕσπερα wofür ich Ihnen, als etwas mir ganz Neues, herzlich danke, macht Ihnen meine κουριδίη nicht streitig, aber die schöne Schirminschrift haben wir für ein οἰδαμοῦ λεγόμενον im Homer gehalten. Od. XVIII. 277. läse ich sehr gern ἀνάγουσι, aber *Π.* 370. hat mir ἀπήγαγεν (von uns und dem Ort seiner Abfahrt weg und nach Hause hin) gefallen. Doch ist wohl der

*) Hiezu die Randbemerkung: „Sie müssen mich hier nicht misverstehn, als glaubte ich der Gegensaz verlöre durch ἄλλοθ᾽, nein! aber durch die zwiefache Person Jupiters und Junos."

Sprachgebrauch nicht dafür? und ich submittire gern Ihrer Critic.

Nun erlauben Sie mir wohl noch einige Homerische Stellen hinzuzufügen, über die ich gern gelegentlich von Ihnen Licht erhielte. Il. *O.* *v.* 459. 460. Wäre hier nicht μάχην besser. Μάχης, wie jezt steht, kann ich nicht anders construiren als ἔπαυσέ (scil. μιν) μάχης εἴ μιν u. s. w. Allein 1) ist dann der Saz ganz tautologisch, und dann scheint auch 2) ἀριστεύοντα darauf zu führen, er hätte der ganzen Schlacht ein Ende gemacht. Müſste, wenn dieſs richtig wäre, nicht auch *v.* 460. (aber verzeihen Sie meine sonderbaren Fragen!) μὶν wegen des Nachdrucks selbst einen Accent erhalten und ihn nicht auf εἰ zurückwerfen? Il. *Π.* *v.* 99. νῶϊν δ᾽ ἐκδῦμεν ὄλεθρον. Diesen Dativ und Infinitiv verstehe ich nicht anders als durch eine Ellipse von δῴη oder dergleichen. Aber da auſser dem Anruf an die 3 Götter *v.* 97. gar kein Subiect da ist, und die ganz verschiedne Construction *v.* 98. kurz vorhergeht, so ist es doch sehr hart hier auch θεὸς oder so etwas ergänzen zu müssen. Auch weiſs ich nicht, ob ἐκδῦμεν nothwendig der Inf. sein muſs, und nicht ein auf ähnliche Art wie τιθεῖμεν verkürzter Optativ sein könnte. In der Grammatik finde ich, daſs die verba in υμι bei den Ioniern und Poeten Optative haben, ich gestehe Ihnen aber offenherzig meine Unwissenheit, daſs ich ihre Formation nicht kenne. Nur der Inf. zwischen allen Optativen fällt mir auf. So eben, als ich alles dieſs Zeug hingeschrieben habe, sehe ich, daſs Didymus γένοιτο supplirt und weiter keine Schwierigkeit findet. Wenn dieſs richtig ist, so bitte ich Sie diese Stelle nur auf sich beruhen zu lassen. Il. *Π.* *v.* 500. νεῶν ἐν ἀγῶνι. Ich merke diese Stelle bloſs an, weil ich mich erinnere, daſs Sie mir über ἀγὼν hier etwas gesagt, das mir neu war, das ich aber vergessen. Il. *Π.* *v.* 667. 668. Die

beiden Arten der Konstruktion, die Köppen ad *v.* 667. und 678. hier angiebt, scheinen mir ungriechisch. Ich würde construiren: *κάθ. Σαρπ. κελ. αἷμα, ἐλθὼν* (nemlich auf dem Schlachtfelde und mit ihm, ihn tragend) *ἐκ βελέων.* Noch fiel mir, was ich aber wieder verwarf, ein *ἔρχεσθαι* hier für gehen machen i. e. tragen zu nehmen (wie *βαίνειν* im Homer sonst steht) und unmittelbar mit *Σαρπ.* zu verbinden, oder zu construiren *ἐλθὼν* (neml. vom Ida aufs Schlachtfeld) *κ. Σ. κ. αἷμ. ἐκ* (für *ἔξω*) *βελέων* so wie Il. *η. v.* 436. *ἐκ πεδίον* genommen wird. Doch bin ich auch wegen dieser lezten Stelle ungewiſs und sie ist noch unter denen, die Sie hier aufzeichneten. So ungewiſs, lieber Freund, irrt unser eins noch im Reiche möglicher Konstruktionen herum. Wenn ich das manchmal bedenke, so brauche ich in der That viel, um nicht ganz muthlos zu werden. Doch ich will Ihnen nicht vorklagen. Endlich wünschte ich, Sie sähen Il. *O. v.* 556. und *Π. v.* 350. und Köppens Erklärung beider Stellen an, und sagten mir, ob er Recht hat? Daſs alle diese Bitten nur bedingungsweise, wenn nemlich Sie einmal in diese Gesänge der Iliade zufällig verschlagen werden, geschehen, wiederhole ich nicht mehr.

Vom Herodot schweige ich, meinem lezten Brief zufolge. Unter den Stellen, die ich neulich anmerkte, habe ich mir ein Paar schon selbst durch das Fortlesen, wo ähnliche vorkamen, erklärt. Auch weiſs ich nicht, wie ich über *νευρῆφι* im Homer so zweifelhaft sein konnte, da *εὐνῆφι* mehrmals vorkommt. Hätte ich endlich den Aufsaz noch einige Tage länger behalten, so hätten Sie ihn nicht bekommen. Ich that neulich einen Blick in mein Brouillon und schämte mich in der That. So flüchtig ist er hingeworfen. Sehn Sie nur auf den guten Willen und verzeihen Sie das Mislingen.

Im Herodot sind wir bei der Nitocris und den immen-

sen Wällen, womit sie den Leuten Wege und Aussicht versperrt. Meiner Frau gefällt er so gut, dafs wir schon den Plan gemacht haben, dafs sie ihn, wenn Ihre Ausgabe erscheint (Sie sehn, dafs sie Zeit genug zum Zulernen hat) übersezen soll. In der That, glaube ich, sollte die Nachahmung dieser Naivetät wenigen so gut gelingen, und Sie selbst werden nicht zweiflen, wenn Sie Sich erinnern, wie sehr sich unsre Sprache verhomerisirt hat.

Giebt es keinen simpeln, wenn auch schlechten Abdruck, des Aeschylischen Textes, oder der 3 lezten Stükke? Schütz säumt so lange und erscheint vielleicht gar nicht, und ich hätte doch gern den ganzen Text.

Nun noch ein Wort aus der modernen Welt, und dann schliefse ich den wieder ellenlangen Brief. Suchen Sie doch Burke's Betrachtungen über die französische Revol. übers. und mit pol. Abhandlungen begleitet von Gentz zu sehen, und durchzublättern. Die Uebersezung ist gewifs meisterhaft, und in den Abhandlungen viel Schönes und wie es mir scheint tief Gedachtes und fein Bemerktes. Empfehlen Sie es der Jungfrau, als einen Prüfstein ihrer Geduld. A propos! was sagt sie von der Hinrichtung des Königs? — Sehn Sie, Lieber, meine Unglücksprophezeihung ist eingetroffen, diese Hinrichtung und dieser abscheuliche Procefs sind doch ein nie auszulöschender Flekken.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und liest jezt, so oft sie Zeit hat, in Ihrem Wood. Wenn Sie wüfsten wie oft wir von Ihnen reden! Sie glauben in der That nicht wie unendlich viel Freude uns Ihr Besuch gemacht hat.

Leben Sie recht wohl, theuerster, innigstgeliebter Freund, und behalten Sie uns in freundschaftlichem An-

denken. Ihrer Frau Gemahlin empfehlen wir uns beide ergebenst. Ewig der

Ihrige

Humboldt.

VII.

Erfurt, 31. März 1793.

Ich sollte, meinen Brief, theurer Freund, mit Entschuldigungen anfangen, und Ihnen die Klagen über mein langes Stillschweigen überlassen, aber ich kann mir nicht helfen, ich selbst habe durch dieses Schweigen mehr gelitten, als Sie, wie begierig nach meinen Briefen ich mir auch Ihre herzliche Freundschaft denken mag, und ich kann nicht eher zu etwas anderm kommen, ehe ich nicht meinem Herzen durch Klage Luft gemacht habe. Selten treffen soviele Fatalitäten zusammen, als uns seit unsrer Abreise aus Auleben zugestofsen sind. Nach gut griechischer Erklärungsweise war es der Neid der Gottheit über den ruhigen Winter, und vorzüglich die glücklichen 14 Tage mit Ihnen. Einen oder zwei Tage nach meinem letzten Briefchen an Sie, reisten wir aus Auleben in abscheulichem Wetter ab. Unsre Reise aber ging nicht weit. Eine halbe Stunde vor dem Ort auf dem Wege nach Sondershausen, auf einem sehr schlimmen Berge warfen wir um. Keiner von uns allen hatte Schaden genommen. Indefs können Sie Sich doch den Schrekken und die Besorgnifs meiner Frau für das Kind denken. Glücklicherweise hatte meine Frau, die es im Schoofse hatte, es so gut und fest gehalten, dafs, ob wir andern gleich alle leichte Stöfse hatten, das Kind allein ganz unversehrt war. Bei dem Fall hatte der Wagen gelitten, und wir mufsten unsre Reise auf 2 Tage aufschie-

ben. Da wir dadurch Zeit gewonnen entschlossen wir uns, wenn es möglich wäre, nach Burgörner und nicht nach Erfurt zu gehen. Die Ruhe auf dem Lande und die göttliche Nähe von Halle luden uns so freundlich ein. Aber der Himmel hatte es einmal anders beschlossen. Wir erfuhren, dafs auch dort die Blattern, und sehr bösartige, herumziehn, und so blieb uns nichts, als Erfurt übrig, wo wir nun seit beinah 4 Wochen sind, und in vielen unseligen Zerstreuungen leben.

In dieser Stimmung sollte ich Ihnen, theurer Freund, wohl eigentlich gar nicht schreiben. Aber Ihre letzten Briefe haben mir wieder eine so unendliche Freude gemacht, dafs ich mich täglich mit dem Gedanken gequält, sie noch unbeantwortet gelassen zu haben, und mir nun auch sicher vornehme, nicht nur zu antworten, sondern auch nicht eher zu ruhen, als bis ich über alles das geschrieben, was ich mir auf einem eignen Zettel notirt habe. Fahren Sie ja fort, liebster Freund, mir so quodlibetarische Briefe zu schreiben. Es ist eine gar hübsche Art, die ich nun freilich seltner nachahmen kann, da meine Beschäftigungen einfach, und eben so langsam- als die Ihrigen schnellabwechselnd sind. Wollen Sie aber fortfahren mir auch abwesend recht frohe Stunden zu geben, so legen Sie nur ein weifses Blatt auf Ihren Arbeitstisch und was Ihnen in einzelnen Minuten einfällt, schreiben Sie darauf, es betreffe, was es sey, sobald es Sie nur interessirt. Nach 14 Tagen, 3 Wochen lassen Sie es dann abgehen. Ueberhaupt mufs ich Sie bitten, ja nicht zu denken, dafs mich blofs die Schriftsteller interessiren, die ich so eben unter den Händen habe. Wollen Sie mir hie und da aus Ihrem Tacitus etwas mittheilen, so müsse Sie das nicht hindern, dafs die Römer-Litteratur jetzt bei mir schlummert. Es wird ja kein Todtenschlaf seyn, und innig bin ich

überzeugt, dafs die Griechen dem Tacitus nichts entgegenstellen können. Auch darum freut mich Ihr Interesse für den Tacitus, weil er Ihnen den Cicero aus den Händen windet, vorzüglich den Philosophen, der gar nicht mein Mann ist. Was Ihre letzten Briefe eigentlich Philologisches enthalten, habe ich abgeschrieben, und Sie erhalten nächstens den Zettel, wenn Sie ihn mit andern auslösen. Ueber Eins und das andre denke ich Ihnen noch ein Wort zu sagen.

Vor allen Dingen hat es mich gefreut, dafs meine Skizze über die Griechen mehreren Ihrer eignen Ideen begegnete. Sie hätten mir nichts befriedigenderes sagen können. Ueberhaupt ist es gewifs innig wahr, wenn ich Ihnen versichre, dafs Ihr Urtheil schlechterdings entscheidend bei mir ist, — Sie verstehen mich gewifs recht — nicht eigentlich entscheidend in Absicht der Sache, denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter seyn lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, dafs Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen, und wenn Sie mir neulich den Vorwurf machten, dafs ich gesagt hätte, alle Ihre Auflösungen der Herodotischen Stellen hätten mich vollkommen befriedigt, da es doch eine (ich weifs nicht mehr welche) schwerlich gekonnt hätte; so bin ich in der That unschuldig, da ich die nicht mitgerechnet hatte, wo Sie selbst Ihre Erklärung nur für ein pis-aller ausgeben. Sonst ehre ich gewifs nicht nur die Freundschaft, sondern auch den Gewinn zu sehr, den wirklich die Wissenschaft aus gemeinschaftlicher Bearbeitung, wenn gleich mit sehr ungleichen Kräften, ziehen kann, um nicht immer in den Schranken der genauesten Wahrheit zu bleiben.

Sie, liebster Freund, sind der Einzige, der mich diese Freude eines mitunter wissenschaftlichen Briefwechsels geniefsen läfst, und es ist keiner Beschreibung fähig, was Sie mir dadurch geben. Mehrere meiner Freunde habe ich sonst flehentlich darum gebeten; aber viele vergebliche Versuche haben mich von diesem eitlen Bestreben zurückgeführt. So wenige interessirt die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, und es ekelt einen an, die meisten so immer auf sich, auf das Scherflein Ruhm und Gewinn, den sie ihnen bringt, zurückkommen zu sehn. Bei Ihnen diefs so total anders zu finden ist mir schon allein eine seltne, und Ihnen so nahe zu kommen, Ihrer werth zu werden, eine so über alles erquikkende Erscheinung gewesen, dafs ich Ihnen nie werde den Eindruck schildern können, den sie auf mich gemacht hat, und immerfort noch macht. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. An dieses alte und einfache Sprichwort erinnern Sie Sich jedesmal, lieber Freund, so oft ich, gegen meinen Willen, auf den Ausdruck von Empfindungen zurückkomme, die man besser gar nicht auszudrükken versucht. — Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufsatz abgekommen. Der hat noch närrische Fata gehabt. Ich schickte ihn Schillern, dem ich bald darauf schrieb, und da Sie die schönen Ränder so weifs gelassen hatten, bat ich ihn, sich Ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei zugeschrieben. Es sind sehr hübsche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, dafs er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie selbst entscheiden.

„Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu

bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man 3 Momente."

„1. der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einander fliefsend."

„2. wir trennen einzelne Merkmale, und unterscheiden. Unsere Erkenntnifs ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt."

„3. wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet."

„In der 1sten Periode waren die Griechen."

„In der 2ten stehen wir."

„Die 3te ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor [Dalberg] mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehen wünschte, und aufgemuntert durch Schillers Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal diefs Werk cum notis variorum wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalbergs Anmerkungen originell und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen zu zeigen, dafs die Griechische Litteratur ein Studium für Wenige seyn und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gesehn habe ich aber bei dieser Gelegenheit, dafs die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und dafs sie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich sagen — mehr mit dem Geiste sei-

ner eignen, als mit den Augen des Andern, Ideen liest, fast bis zur Unmöglichkeit wächst. Bei diesem Aufsatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile seiner Anmerkungen beweist — abermals ganz misverstanden. Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus, daſs, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müſste. Indeſs soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwikkelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem Andern auszuknäueln, und solange mich nicht äuſsere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Mir selbst aber ist über die Griechen noch sehr Vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daſs unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muſs hinzusezen, daſs auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.

Um Ihnen von meinen Arbeiten Rechenschaft zu geben, was ich freilich dieſsmal ungern thue, da ich nur so wenig sagen kann, so habe ich seit 14 Tagen den Aeschylus glücklich beendigt. Ich habe alle Stükke, auch sogar die Fragmente, die doch einige schöne Verse und artige Notizen enthalten, die Scholien und das Meiste von dem Notenwuste gelesen, und denke mit dem Vater der Tragödie nun so ziemlich bekannt zu sein. Für den Pindar hat mir diese Lektüre unstreitig genüzt, und auch aus diesem Gesichtspunkt ist es mir lieb, hiermit eine Vorarbeit zum Pindar abgemacht zu haben.

Am Thucydides habe ich noch nichts übersezt, aber die ersten 3 Bücher nun vollständig, wenn gleich nur kur-

sorisch gelesen. Die Schwierigkeiten sind sehr grofs, aber zum Glück kommen doch auch lange sehr leichte Stükke vor. Vorzüglich schwierig sind nur die Reden, die aber auch durch den Genufs ihrer hohen Schönheiten entschädigen. Den Menexenus habe ich auch gelesen. Gegen die simple Erhabenheit und den tiefen Sinn des Thucydides kann er freilich nicht aufkommen, aber er hat doch sehr glückliche Stellen eines feinen und warhaft attischen Wizes. Die Behandlung des Ganzen wird schwierig genug werden, da man, dünkt mich, nur mit Mühe aus dem halb ironischen, halb ernsten Sokrates klug wird.

Die Stelle im Menon habe ich wiederholt gelesen, und auch nicht blofs einige Seiten sondern mehrere Blätter vor und nachher. Aber ich gestehe Ihnen, dafs ich nicht herauskommen kann. *Ὀλίγους* und *φαυλοτάτους* mufs, dünkt mich, nothwendig auf die genannten Männer, Themistokles, Aristides und Perikles gehen. Wie es aber von ihnen gesagt werden kann, begreife ich nicht. Es kommt nun nemlich alles auf die Bedeutung an, in welcher Plato *φαῦλος* nimmt, und eben hierin stokke ich, da ich keine finden kann, die auf jene Männer pafste. Kurz nach jener Stelle: *ἀλλὰ γὰρ ἴσως ὁ Θουκυδίδης φαῦλος ἦν,* fügt Plato selbst eine Erklärung hinzu, in der es aber gleichfalls nicht auf Männer, wie jene anwendbar ist. Auf diese Weise sehe ich keinen Ausgang, und bin unendlich begierig auf Ihre Auflösung, um die ich Sie recht bald bitte. Gedickens Emendation ist schrecklich, und kaum begreife ich wie man ein *οὐκ οἶδα* mit solcher Erfindung — selbst wenn sie aus eignem Hirn entsprungen ist — vertauschen kann. Vorzüglich Platonisch ist die schöne Wortstellung *μὴ τοὺς μὴ ὀλ.* Indefs will ich nicht spotten, da ich nur nicht gleich temerair, im Grunde aber gleich unwissend, als er, bin.

In der Il. bin ich noch mit meiner Frau in *φ* und im

Herodot in β was vornherein schreckliche geographische und physikalische Dornen hat. Wie gestört meine arme Frau ist, davon haben Sie keine Idee, sie grüſst Sie herzlich und bittet um Ihr Bedauern.

Schon hieraus sehen Sie, daſs ich sobald noch nicht an den Hesiodus komme, indeſs geschiehts gewiſs, und dann hören Sie, gütiger Freund, alle meine Zweifel. Was ich über Homer und Herodot, über die Stellen, die Sie mir jezt erklärt, und über andre, die ich indeſs gefunden, sagen wollte, verspare ich auf den nächsten Posttag. Ich reise morgen auf ein Paar Tage nach Jena, um Schiller zu besuchen, und mag doch diesen Brief nicht wieder aufhalten.

Leben Sie also recht herzlich wohl, und lieben Sie Ihren

H.

[*Randschriftlich.*] Verzeihn Sie, daſs Sie noch nicht den Aeschylus und Wood erhalten. Beide erfolgen gewiſs in wenig Wochen.

VIII.

Erfurt, 27. April 1793.

Ich weiſs nicht, theurer lieber Freund, ob Sie wieder in Halle sind, und theils darum, theils weil ich selbst in der leersten Stimmung der Welt bin, schreibe ich Ihnen heute nur so wenige Zeilen, bloſs zur Begleitung des Aeschylus und Wood. Wohl haben Sie Recht, daſs der hohe Besuch mich wenig zu den Griechen kommen lieſs, und auſserdem habe ich auch in meiner Familie hier so mannigfaltige Störungen, daſs ich im Grund gesagt nichts thue. Ein gestörtes Leben erzeugt allemal Faulheit bei mir, und so führt eins das andre zum groſsen Resultat — des Nichtsthuns.

Indeſs bin ich doch nicht überhaupt für die Griechen müssig gewesen, sondern nur gerade im Lesen. Ich habe, stellen Sie Sich vor, hier ein ganz einzelnes Studium getrieben, in dem ich ganz fremd war — griechische Musik. Sie wissen, daſs ichs bei der Bearbeitung des Pindar nicht übergehen durfte, und überhaupt lassen sich die musikalischen Griechen ohne Idee von Griechischer Musik nicht ganz begreifen, oder um — wenigstens meiner Erfahrung nach — mich richtiger auszudrükken, ohne diese Kenntniſs glaubt man immer noch an unbekannte Ungeheuer, denen man zuschreibt, was sich sonst nicht wohl erklären lassen will. Um aber in diesem Studium nur einige Fortschritte zu machen, muſste ich höher anfangen; ich wuſste kein Wort von Musik überhaupt und habe also ordentlichen Unterricht in der musikalischen Theorie bei dem hiesigen Organisten Kittel, einem äuſserst guten Theoretiker, genommen, der mich dann noch mit dem Generalbaſs weidlich quält. Was die Griechische Musik betrift, so habe ich mich für jezt von den Quellen eigentlich noch entfernt gehalten, und mich nur aus Forkel und Marpurg unterrichtet. Indeſs habe ich doch, glaube ich, die richtigen Gesichtspunkte gefaſst, und weiſs, wo ich weiter nachspüren kann. Klein bleibt aber die Ernte allemal, und besonders in Rücksicht auf die eigentliche Komposition und den Inhalt der alten Musik, woraus sich doch vorzüglich müſsten die Wirkungen erklären lassen.

Die Fr. v. Ferrette hat mir keine Ruhe gelassen, bis sie und der Kurfürst meinen Pindarilus gelesen. Der Kurfürst hat mir gesagt, daſs sein Ohr sich nur nicht an den Versbau dieser Art gewöhnen könne. Sie kennen wohl die Paar alten Kompositionen, die uns noch von den Griechen übrig sind, besonders die auf den Eingang der 1. Pyth. Pind. Ode. Die Ferrette ruhte nicht eher, bis Kittel ihn ihr auf der Orgel vorspielte und sang. Mit hinzugeseztem

Baſs (der freilich eben nicht griechisch ist) klang die Melodie doch recht schön. Ich hätte gewünscht, Sie wären zum Scherz zugegen gewesen.

Den 5ten Mai, lieber Freund, gehe ich von hier nach Berlin, aber — verdammen Sie mich nur nicht ungehört — nicht über Halle, sondern Leipzig. Meine Gründe sind 1) weil ich nicht gewiſs bin, Sie zu finden, und ich mich denn doch wegen Kleins aufhalten müſste. 2) weil ich meinem Bruder ein rendez vous in Berlin versprochen, wohin er von Schönebeck kommt, was ich schlechterdings nicht versäumen kann, und um das ich mich nirgends auch nur Einen Tag aufhalten darf. So entgehe ich aller Versuchung. Aber auf der Rückreise von Berlin, Lieber, besuchen wir Sie und genieſsen wieder frohe und glückliche Tage!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen herzlich, und wir beide Ihrer Frau Gemahlin. Leben Sie innigst wohl!

Der

Ihrige,

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Unser Mädchen ist sehr wohl, hat 4 Zähne und ist seit nun mehr als 8 Tagen entwöhnt, scheint aber dadurch an ihrer Corpulenz gar nicht verlieren zu wollen. — Den Schneider über den Pindar lege ich Ihnen bei um mir auch ein Verdienst um Ihre Bibliothek zu erwerben.

IX.

Tegel, den 22. Mai 1793.

Endlich, lieber theurer Freund, bin ich ruhig genug, Ihnen wieder einen ausführlichen Brief schreiben zu können. Nur daſs ich es bis jetzt nicht war, verursachte mein

Stillschweigen, und ich wollte lieber nichts, als etwas Halbes thun. Ich lebe hier 2 Stunden von Berlin in einer für den Berlinischen Sand immer angenehmen Gegend, und ungestört genug. Wenigstens kann ich den Vormittag bis 2 Uhr den Graeculis und ein Paar Nachmittagsstunden meiner Korrespondenz weihen. Dennoch sehne ich mich sehr wieder nach voller Muſse, die mir aber freilich unter zwei bis drei Monaten schwerlich werden wird.

Für Ihre liebevollen Briefe sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Sie sind mir eine unglaubliche Erquikkung während des unseligen Erfurter Aufenthalts gewesen. Fahren Sie ja fein fleiſsig damit fort, und schreiben Sie eben so quodlibetarisch als Ihre Geschäfte und Zerstreuungen sind. Sie glauben nicht, oder vielmehr Sie fühlen es ja selbst, welche innige Freude Sie mir dadurch geben. Ihres Plans nach Mainz habe ich nicht erwähnt, Sie hatten das Erwähnen in mein Gutachten gestellt, und da konnte ich nicht anders. Die Stelle, wie sie Forster hatte, war unerhört gut. 2200 Fl. (denn die übrigen 400 die Forster hatte, hatte er als Prof. der Botanik) Gehalt und gar nichts zu thun, was auf der Welt kann als Universitätsleben wünschenswerther sein, und nun auſserdem in einer paradiesischen Gegend, besserem Klima, der Nähe interessanterer Länder als das Heil. Röm. Reich an sich ist. Aber so, wie sie war, bleibt sie ganz sicher nicht. Auſserdem daſs der Kurfürst, wie ich ihn selbst sich nennen hörte, „ein ruinirter Kurfürst" ist, so hat auch die Mainzer Universität, deren Haupt-Einkünfte in Zehnten in nun fast ganz verwüsteten Gegenden bestanden, sehr beträchtlich gelitten. Eingesehen hat man wohl auch, daſs man einen Bibliothekar, der etwas thun soll, nicht so gut bezahlen muſs, und so trift man sicherlich eine Aenderung. Welche aber? — und dieſs war nun die zweite wichtige Schwierigkeit — weiſs bis

jetzt so wenig irgend jemand, dafs man sogar noch unschlüssig ist, ob überhaupt nur künftig eine Mainzer Universität existiren soll, oder ob es gerathener sei, Mainz und Erfurt in Eins zu schmelzen. Zu diesen Gründen kommt des Kurfürsten schreckliches Mistrauen gegen fremde Gelehrte, ja gegen alle Gelehrte überhaupt, durch das es sehr schwer wird, irgend einem Zutritt zu verschaffen. Was aber endlich allem die Krone aufsetzt, ist, dafs, statt wie Sie glauben, Ein Wort des Koadjutors so etwas ins Werk richten könnte, vielmehr diefs Wort sehr viel verderben würde. Denn (unter uns) beide sind mehr wie je mit einander über den Fufs gespannt. Dieser Kanal ist also gar keiner, und da ich diefs im Voraus wufste, so hielt ich es für besser zu schweigen. Verzeihen Sie die vielen Worte. Um Verschwiegenheit brauche ich Sie wohl nicht zu ersuchen.

Für mein zurückgeschicktes Msct. meinen herzlichen Dank. Sobald möchten Sie es nun wohl nicht gedruckt sehen. Ich hatte schon Buchhändler und alles, aber ein neues Durchlesen hat mich zum Warten bewogen. Bringt diefs Warten ein Aendern vieler Stellen hervor, so erreicht es seinen eigentlichen Endzweck, und selbst ohnedies erscheint es besser später, als jetzt. Fast nie sind alle Gesichtspunkte über Politik so verrückt gewesen, als jetzt. Der ruhige Schriftsteller, und vor allem der so blofs theoretische, als ich, darf jetzt auf alles rechnen, nur nicht darauf, verstanden zu werden. Ob ich aber je zur Politik zurückkehre, ist eine andre Frage, die ich nicht bejahen möchte. Die Griechen absorbiren mich ganz, zum mindesten die Alten, damit Sie mich nicht den Römern und dem Tacitus unhold glauben.

Aber auch in Absicht der Griechen werden meine schriftstellerischen Plane immer eingeschränkter. Ich habe noch jetzt von neuem einen aufgegeben, und rechne selbst

auf Ihren Beifall dabei, wenn Sie meine Gründe hören. Ich meine die Uebersetzung des Thucydides. Das Uebersetzen kostet ungeheure Zeit, wenigstens mich, und wenn ich auch selbst glauben wollte, mein Thucydides würde klassisch, so belohnt auch das mir die Zeit nicht hinlänglich, die es den eigentlichsten Planen meines Studirens raubt. Diese bestehen nemlich jetzt ganz fest darin, wenigstens die Hauptschriftsteller der Alten gelesen, und mehr als das, in succum et sanguinem vertirt zu haben. Ehe ich nicht damit fertig bin, fühle ich eine Lükke in meinem Kopfe, die ich nicht auszufüllen weiſs, und die mich quält, und bin ich damit fertig, so habe ich auch soviel Material vor mir, daſs, denke ich an Schriftstellerei, ich manche noch schönere Plane bilden kann, als Uebersetzungen sind. Denken Sie nur selbst nach, wieviel Lükken noch unausgefüllt sind. Nirgend ist noch die alte Philosophie gehörig erläutert, nirgend auf eine für die Menschenkenner befriedigende Weise ein Gemählde der Sitten, Denkart u. s. f. aufgestellt, wie auch Garve in seinen Briefen erwähnt, u. s. f. Doch liegt mir auch überhaupt wenig an eignen Arbeiten, das meiste nur am Studieren, und darin würde mich eine so schwierige und weitläuftige Arbeit sehr hindern.

Nur dem Pindarübersetzen bleibe ich treu. Ich beschäftige mich auch jetzt viel mit dem Pindar, aber alles Uebersetzen habe ich mir, bis nach völlig geendigtem Durchstudieren, und vorzüglich bis nach genauerer Bekanntschaft mit seinen metris gänzlich untersagt. Mit diesen habe ich jetzt viel zu schaffen, und soviel sehe ich doch schon jetzt, daſs ich meine Deutschen Silbenmaaſse hätte bei weitem Pindarischer machen können, als ich bei meiner Ignoranz gethan habe. Aber die Schwierigkeiten, und die Dornen dieses Studiums sind schändlich, und erfordern in der That eine so mannigfaltig geprüfte Geduld,

als es die meinige von ehemals her durch juristische Arbeiten ist.

Jetzt, Lieber, einige philologica. Aber zur Vorrede die Bitte ja nicht zu glauben, dafs mich blofs ein Paar Schriftsteller interessiren, die ich jetzt lese, oder auch nicht einmal blofs die Griechischen. Wollen Sie es recht schön mit mir machen, so folgen Sie blofs Ihrer Neigung und Ihrem Interesse. Ich lerne ebenso gern von Ihnen aus dem Tacitus als dem Homer. Sie fragen mich, ob ich in Il. *N*. 257. *κατεάξαμεν* eine Idee vom Plural hineinbringen kann? Aber das scheint mir ganz unmöglich. Freilich hatte jeder Held, auch allenfalls ein subalterner, wie Meriones war, sein Gefolge, das gleichsam seine Thaten theilte. Aber die Lanze hatte er doch allein, warf er allein, und zerbrach er allein. Dazu aber choquirt mich in der Stelle der schnelle Wechsel des numeri in derselben Zeile *ὃ πρὶν ἔχεσκον* und in den folgenden *βαλών*. Erlauben sich das selbst die so gern pluralisirenden Lateiner? Ich kann mir nicht einbilden, dafs Homer so geschrieben habe. Mir ist schon eingefallen, ob *κατεάξαμεν* vielleicht für *κατεαξάμην* stände, wie *δὲ* für *δή*, *μὲν* für *μήν*; aber einmal existirt im ganzen übrigen Homer kein Fall der Art, und dann braucht Homer auch *ἀγνύω* und *ἄγνυμι* immer im actiuo (Il. *ζ*. 40. *ρ*. 63. et passim) wie soviel ich weifs im medio dessen Bedeutung auch kaum hier schiklich wäre. Sagen Sie mir doch, ob Sie die Lesart für ungezweifelt gewifs halten? Bei Il. *ν*. 237. bin ich jezt völlig befriedigt. Il. *ν*. 585. hat *ἀπὸ νευρῆφιν* auch in Ihrer Ed. ein iota subscriptum. Aber nicht wahr, das bleibt künftig weg? Bei Il. *ο*. 459. war meine Idee als ich *μαχὴν* vorzog die, dafs es heifsen sollte: und er hätte mit Hektors Erlegung der Schlacht ein Ende gemacht; eine freilich gröfsere, aber, wie ich jezt glaube minder Homerische Idee. Jezt scheint es mir richtiger,

dafs Homer nur sagen wollte: „und er hätte seinem (Hektors) Kämpfen ein Ende gemacht, wenn er ihn getödtet hätte"; so tautologisch auch es ist. Daher scheint mir auch die vulg. besser. Soviel über die alten Stellen; nun nur ein paar neue, da ich sehr unfleifsig gelesen habe. 1) Ist denn der Unterschied zwischen μύριον und μυρίον blofs Grille, oder warum steht Il. σ. 88. in Ihrer Ed. μύριον? 2) Il. σ. 509—540. will ich nur im Vorbeigehn anführen, da die Schwierigkeit nicht in der Sprache, sondern im Zusammenhange liegt. Aber wenn Sie einmal gelegentlich diese Stelle lesen, so sagen Sie mir doch, ob es nicht wunderbar ist, dafs der sonst so klare Homer hier so undeutlich ist, und ob Sie auch unter den Meinungen, die Porphyrius in quaest. Hom. recensirt, diejenige vorziehen, nach welcher zwei feindliche Heere sind, und die Städter den Ausfall thun? 3) Il. σ. 576. haben Sie das (,) der Clarkischen Ausgabe hinter ῥοδανὸν weggelassen, und nehmen also ῥοδανὸν wahrscheinlich substantive. Aber sonderbar ist doch πὰρ ποταμὸν — περὶ ῥοδανὸν. Wäre nicht πέρι ῥοδανὸν, „sehr reifsend" als adiectiuum besser? 4) Wollten Sie nicht Il. σ. 589. das Comma hinter κατηρεφέας sezen und diefs epitheton zu κλισίας ziehn, wie auch Villoison ad Apollon. Lex. (Ed. Tollii) p. 387. nt. 1. thut? 5) Il. τ. 222. lesen Sie mit Heraclides Ponticus ὡς ὅτε. Allein wenn ich die ganze Stelle im Zusammenhange lese, so scheint mir mit dieser solennen Vergleichungspartikel das folgende ἐπὴν nicht übereinzustimmen; „schnell wird man des Kampfes überdrüssig, *wie wann* das Erz sehr viele Halme zur Erde giefst, aber die Ernte dürftig ist, wenn Zeus u. s. w.?" Mich dünkt die Stelle gehört zu denen, wo zwar der Ausdruk dem Sinn nach metaphorisch und vergleichend ist, die Vergleichung aber nicht durch die Konstruktion ange-

deutet wird. „s. w. m. d. K. überdrüssig, *wo* d. E. v. H. z. E. gieſst, a. d. E. d. ist, wenn Zeus u. s. w." und diesen Sinn herauszubringen scheint mir ἦστε, oder wenn Sie ein eignes Commentum verlangen ᾖτε schicklicher. Ἦστε hat allerdings etwas Gezwungnes, indeſs läſst es sich vertheidigen. *Cuius plurimam stipulam* steht für *in qua plur. stip.* und *stip.* wird figürlich gebraucht. 6) Il. τ. 402. lerne ich aus Ihrer Vorrede daſs ἕω soviel als ἐκπληρόω ist. Aber wie läſst sich diese Bedeutung etymologisch erweisen, oder rechtfertigt man sie durch andre ähnliche Stellen. Die Phrase ἔρον ἐξεῖναι habe ich mir immer durch *cupiditatem emittere, dimittere* und daher *satiari* erklärt. 7) Il. φ. 111. begreife ich den nom. ἠὼς nicht recht, da auf die Frage wann? der acc. steht, und ich auch μέσον ἦμαρ für den acc. halte. Hieſse es vielleicht besser ἢ ἠοῦς, ἢ δείλης, (mit zu beiden ergänztem καιρὸν, wie es Eustathius nur zu δείλης allein ergänzen will) ἢ μέσον ἦμαρ? Es ist so bequem zu emendiren, wo man die übliche Lesart nicht versteht. 8) Ist nicht Il. χ. 286. das Comma statt eines Colons hinter χάλκεον ein Drukfehler, so wie 394. θεῷ ὡς für θεῷ ὥς? 9) Il. χ. 474. macht mir das ἀτυζομένην ἀπολέσθαι Schwierigkeit. Die lat. Ueb. sagt „prae dolore-cupidam interitus", Scapula *v.* ἀτύζομαι „metuentem interire". Das Erste liegt ganz und gar nicht in den Worten, das Leztere ist dem Sinn nicht angemessen. Heiſst es nicht mit ausgelassenem ὥστε, „die bis zum Tode bestürzt war". 10) Il. ψ. 71. schlägt Ernesti vor abzutheilen: θ. με, ὅττι τάχιστα πύλας Ἀ. π. Ist das aber Griechisch? Mich dünkt ὅτι würde auf diese Weise statt ἵνα oder ὄφρα nicht gebraucht. — d. 31. May, 1793. Heute erst kann ich wieder hier fortfahren, lieber Freund. Alle Nachmittage leidige Besuche, wie bei Ihnen im Garten. Ich schikte also diesen Brief ab und fange gleich morgen einen zweiten an, der unter anderm

einen weitläuftigen excessus von meinen Ideen über νὺξ θοὴ enthalten soll.

Für heute leben Sie herzlich wohl! Meine Frau legt eine Antwort auf das niedliche Briefchen bei. Ewig und innigst

Ihr

Humboldt.

X.

Ueber Ol. 2. v. 93—102 *).

Schütz äufserte mir neulich schriftlich, bei Gelegenheit meiner Uebersezung, folgende Muthmaafsung über diese Stelle:

„Wollte man blofs auf die Gedankenfolge des Dichters „sehn; so scheint mir am natürlichsten zu sein, er wolle „das *Glük* ohne *Thätigkeit* (*το τυχειν*) entgegensezen *dem* „*Glükke, das mit Thätigkeit verbunden ist* (*πλουτῳ αρε-* „*ταις δεδαιδαλμενῳ*) und wolle nun sagen: *jenes macht* „*sorglos*, dieses aber hält den Menschen zwar in *mühe-* „*voller Anstrengung und Sorge*, ist aber doch auch für ihn „ein wahrer *αστηρ αριζηλος* u. s. w."

„Nun kommt zwar der Sinn, den ich eben angegeben, „in den Worten: *το δε τυχειν* — *δυσφρονων* zur Noth her- „aus, wenn man, *vt vulgo fit*, übersezt: *fortuna eum, qui* „*expertus est certamen, liberat a sollicitudinibus.* Allein „er wird doch dadurch sehr verdunkelt, dafs ja derjenige,

*) Dieser Aufsatz fand sich neben dem vorhergehenden Briefe liegend. — Wilhelm von Humboldt hatte schon 1792 seine Uebersetzung der zweiten Olympischen Ode von Pindar in Druck gegeben, wie sie in den 2. Band S. 349—55 der vorliegenden „gesammelten Werke" aufgenommen ist.

„welcher einen Kampf versucht hat, und glüklich gewesen „ist, doch nicht ganz unthätig blieb."

„Ich bin daher auf folgende, freilich von allen bisheri- „gen abweichende Erklärung gefallen:

„Das Glük versucht die Kampflust (Thätigkeit) un- „weiser Menschen, und lähmt sie.

„so dafs construirt wird: *το δε τυχειν πειρωμενον αγωνιας „δυσφρονων (ανθρωπων) παραλυει (αυτην).*"

„Wenn Leuten, die keine Grundsäze haben, ein grofses „Glük zufällt, so pflegt dieses ihre Thätigkeit zu lähmen, „sie werden, indem sie sich auf ihr Glük verlassen, träge „und sorglos, *fortuna iis nervos incidit fortitudinis.*"

„*Αγωνια* braucht nicht blofs einen *Kampf*, sondern „kann auch die *Strebsamkeit zum Kämpfen* bedeuten. „*Δυσφρονες*, obs gleich gewöhnlich durch: *curis affecti* „gegeben wird, kann auch ebensoviel heifsen, als *κακοφρο-* „*νες*. Dafs *παραλυειν* ebensowohl *debilitare, laxare*, als „*exsoluere* heifst, brauche ich nicht erst zu erinnern.

„Nun käme der Gegensaz: ist aber der Reichthum mit „*αρεταις*, mit männlicher Thätigkeit geschmükt, *φερει των* „*τε και των καιρον*. Diefs *των τε και των* scheint mir un- „läugbar auf zwei Stükke zu gehen, die *folgen* sollen, „wovon das eine in *βαθειαν — αγροτεραν*, das andre in „*αστηρ — φεγγος* liegt. Aber Reichthum mit Thätigkeit, „mit männlicher Tugend geschmükt, hat einen zwiefachen „Erfolg; er befeuert den Menschen zu mühvollen, uner- „müdlichen Sorgen, ist aber auch ein herrlicher Stern, der „ächteste Glanz seines Lebens, d. i. es führt ihn zu einem „wahren, soliden Ruhme. Wer ihn besizt, der bedenkt „auch die Zukunft, blikt hinaus auf den Zustand nach dem „Tode, und sucht also, scilicet einen guten Gebrauch von „ihm zu machen."

So scharfsinnig jedoch auch diese Erklärung ist, so ge-

stehe ich bleiben mir dabei einige Zweifel übrig, die ich nicht zu lösen vermag.

Das Hauptsächlichste derselben besteht darin, daſs die Worte το δε τυχειν — δυσφρονων und Ὁ μαν πλουτος — φεγγος einen Gegensaz enthalten, und auch in der lezteren Periode zwei, durch das: των τε και των καιρον bezeichnete verschiedene Säze von βαθειαν — αγροτεραν und von αστηρ — φεγγος liegen sollen.

Was nun das Erstere betrift, so sollen beide Säze dieselbe Sache: *das Glük*, nur in Ansehung verschiedener Subjecte, des *thätigen* und *unthätigen* Menschen darstellen. Allein alsdann, dächte ich, hätte Pindar auch einen gleichen, wenigstens nicht weit abweichenden Ausdruk gebraucht, nicht aber in dem erstern Saze das Glük durch das *Gelingen des Kampfes*, im zweiten durch den *Reichthum* bezeichnet. Wenigstens ist doch soviel gewiſs, daſs dieſs den Gegensaz auſserordentlich verdunkelt. Dann scheint mir die, bei dieser Erklärungsart nothwendige Construction der Worte το δε τυχειν — δυσφρονων sehr gezwungen, wenigstens gewiſs nicht diejenige, welche dem unbefangenen Leser zuerst einfallen wird. Endlich kommt es mir vor, als paſste dieser ganze Gegensaz minder in den Zusammenhang des Anfangs der Antistrophe und der folgenden Epode.

In Ansehung des Lezteren gestehe ich gern, daſs ich das των τε και των καιρος so gut, als gar nicht verstehe, daſs, es auf Glük und Unglük zu deuten mir ziemlich erzwungen, und also die Schützische Erklärung natürlicher scheint. Nur weiſs ich nicht, ob, wenn βαθειαν — αγροτεραν und αστηρ — φεγγος auch nun zwei verschiedne und gar entgegengesezte Säze sein sollten, Pindar sie ohne alle trennende Partikeln gelassen haben würde?

Ungezwungener und dem Zusammenhange anpassen-

der scheint mir noch immer die folgende Erklärungsart zu sein:

Pindar hat die Siege erzählt, welche Theron und sein Bruder erlangt hatten. (*v.* 87—93.) Nun wendet er sich zum Lobe des ***Siegens*** und des ***Strebens darnach.*** Von jenem redet er von *το δε τυχειν — δυσφρονων;* von diesem von *Ὁ μαν πλουτος — φεγγος.*

Das Erlangen des Sieges, sagt er, befreit von Sorgen. Aber um zu siegen, ist überhaupt Thätigkeit (*αρετη*) und in Ansehung der Olympischen Spiele — welche er, auch bei der allgemeinsten Anwendung seiner Sentenzen, doch immer zunächst in den Augen behält — auch Reichthum nothwendig. Er geht also nun zu dieser, gleichsam als der hervorbringenden Ursach des Sieges über. Indeſs verliert er bei dem nun Folgenden den Reichthum mehr aus den Augen, und redet allein von der *αρετῃ.* Er hatte ihn nur, gleichsam als eine Brükke gebraucht, um von seinem speciellen Gegenstande, dem Kämpfen in den Ol. Spielen, zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, dem Kämpfen um groſse Zwekke überhaupt, zu kommen.

Von dieser *αρετῃ* prädicirt er nun dreierlei:

1) *φερει των τε και των καιρον.* Um dieſs ganz zu verstehen, oder wenigstens einer richtigen Erklärung gewiſs zu sein, müſste man wohl irgend eine Parallelstelle im Pindar selbst, oder einem andern ähnlichen Schriftsteller aufsuchen, in welchem *τα τε και τα* ähnlich gebraucht würde, wozu aber meine Unbelesenheit freilich nicht hinreicht. Solange aber würde ich es dem Wortverstande nach, und wie unser Deutsches in diesem und jenem, folglich überall, und ***insofern***, dem Zusammenhange nach, für: „bei jedem Wechsel des Schiksals" nehmen. *Καιρος* hieſse alsdann Bequemlichkeit, Hülfe.

2) *βαθειαν υπεχων μεριμναν αγροτεραν.* Dieſs enthält

den Grund der vorigen Enunciation. Die Tugend hilft in jedem Schiksal, weil sie ein höheres Streben, nemlich das Streben nach allem Edlen und Guten, nicht nach Genufs allein, mit sich führt, so dafs sie den Menschen über Glük und Unglük hinwegsezt. *Μεριμνα* bedeutete dann sorgsames Streben, gerade so wie es Ol. I. 174. gebraucht ist; und *αγροτεραν* soviel als *αγρευτικην*. Hiermit schiene denn auch die von Heyne in seiner Ausgabe p. 125. angeführte noch ungedrukte Scholie: *υπερανω ων των προσπιπτοντων αγαθων τε και κακων* übereinzustimmen.

3) *αστηρ αριζηλος, αλαθινον ανδρι φεγγος.* Diefs ist eine Folge aus dem Beiden Vorigen. Da die Tugend diefs thut, so ist sie u. s. w. Scheint es nicht zu subtil; so kann man *αστηρ* und *φεγγος* für Metaphern der Erhöhung der intellektuellen Kräfte, die zugleich mit der Seelenstimmung, von der Pindar hier redet, verbunden ist, und für eine Vorbereitung zu dem Folgenden *ει δε μιν εχει τις, οιδε το μελλον κ. τ. λ.* ansehn. Darum, oder wenigstens um diese Verbindung zu erleichtern, habe ich „Wahrheitsflamme" übersezt, nicht etwa, als hätte ich *αλαθινον φεγγος* für *φως αληθειας* genommen.

Mit dieser Erklärung kommt dann schon die Schmidische und seine Uebersezung beinah ganz überein.

Heyne's p. 125. s. A. vorgeschlagene Umänderung der Lesart scheint mir der Sache nicht hinlänglich Genüge zu thun, und bei weitem nicht alle Schwierigkeit hinwegzuräumen.

Meine bisherige Uebersezung endlich drukt, meiner jezigen Empfindung nach, den Sinn, den ich der Stelle gebe, lang nicht adäquat genug aus. Vielleicht könnte ich mich bestimmter so fassen:

Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,

rang, von Sorgen. Reichthum umkränzet von
Tugend gewährt bei jedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe, *führend zu höhrem
ewig sorgsam ringendem* Streben;
ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahrheitsflamme.

XI.

Tegel, bei Berlin, 5. Aug. 1793.

Sie hätten wohl Recht, theurer Freund, ernstlich auf mich zu zürnen, da ich so lange geschwiegen habe, und Ihnen doch so bald einen Brief versprach. Aber so geht es mir sehr oft. Gerade bei den Menschen, die meinem Herzen die nächsten sind, schieben sich die Briefe am längsten auf, weil ich bald ausführlicher schreiben und mehr Zeit dazu haben, bald eine andre Stimmung abwarten will. Beides war in dieser Zwischenzeit seit meinem lezten Briefe, ein Paarmal der Fall, und wenn ich Ihnen sage, wie wichtige Dinge für mich gerade diese Zwischenzeit ausfüllten, so werden Sie Sich nicht wundern. Etwa eine Woche, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, zeigten sich die Blattern hier auf dem Lande, wo ich wohne. Zugleich waren sie auch sehr stark in Berlin, obgleich an beiden Orten gutartig. Da meine Frau und ich einmal gerade jezt die Blattern für unser Kind scheuten; so gingen wir auf ein andres Gut meiner Mutter. In eben diesen Tagen sprachen wir Herz, der seit vielen Jahren mein vertrauter Freund ist, und er rieth uns gerade im Gegentheil, dem Kinde die Blattern zu inoculiren. Die Furcht vor Zähnen, die wäh-

rend der Blattern eintreten könnten, die Hize, und die Ihnen wohlbekannte Dikke des Kindes machten uns zwar sehr bange, indeſs auf Herz Zureden faſsten wir dennoch den Entschluſs, gingen nach Berlin zurük und die Einimpfung geschah. Die ersten 9 Tage ging alles sehr gut. Die Kleine war an beiden Armen inoculirt. Einer hatte gleich gefaſst, und hatte am 5ten oder 6ten Tag schon Blattern. Der andre faſste später. Herz selbst glaubte kaum, daſs das Kind noch Blattern, auſser jenen wenigen bekommen würde. Am 9ten Tage aber stellte sich ein sehr heftiges mit 2 starken Anfällen von Konvulsionen begleitetes Fieber ein, und am folgenden Tage waren die Blattern sehr gut herausgekommen, aber wir sahen auch nun, daſs das kleine Geschöpf ihrer ganz erstaunlich viel hatte. Der Rest der Krankheit ging nun recht gut, auſser daſs das Kind sehr viel litt, und der armen Mutter viel Mühe machte. Gefahr war indeſs nur den Einzigen Tag. Jezt ist die Kleine sehr wohl, und bekommt mit Macht Zähne, die aber sich so leicht einfinden, daſs wir es nicht sehr gewahr werden. Sogar während der Pokken hat sie einen Augenzahn bekommen. Als die Blattern vorüber waren, blieb ich noch 14 Tage in Berlin, und einige Tage in Potsdam, um das was hie und da vorzüglich von Kunstsachen Merkwürdiges ist, zu besehen, und unter diesen und andern gesellschaftlichen Zerstreuungen vergingen mir die Tage, wenn nicht so angenehm, aber doch so schnell, daſs mir zu nichts Vernünftigem rechte Zeit übrig blieb. Von jezt aber an, denke ich, Lieber, theurer Freund, sollen Sie nicht wieder klagen, und für jezt bitte ich Sie herzlichst, und beschwöre ich Sie, mich ja zu entschuldigen. Sie müſsten es warlich, so wie ich fühlen, wie innig ich Sie liebe, und schäze, um ganz zu wissen, wie unendlich oft ich Ihrer gedenke, und daſs nur äuſsere Umstände, oder — ein Fehler, der mir

auch eigen genug ist — Faulheit daran Schuld ist, wenn ich seltner schriftlich mit Ihnen rede.

Schon die Geschichte meines Lebenslaufs, wie ich sie Ihnen hier geliefert habe, zeigt Ihnen hinlänglich, daſs aus dem Studiren in dieser Zeit nicht viel geworden ist. Indeſs ist doch alles immer so langsam fortgerükt, und ganz müſsig bin ich keinen Tag gewesen. Meine Studien des Pindar, und vorzüglich meine Arbeiten über die metra sind am meisten fortgerükt. Auſserdem habe ich Hesiodus ἔϱγα und das Scutum gelesen. Die ἔϱγα sind ein sonderbares Produkt, und ich stimme ganz Ihrer Meinung bei, daſs sie unmöglich von Einem Dichter herrühren können, wenigstens nie als Ein Gedicht ausmachend. Ich habe genau zu bemerken gesucht, wo neue Stükke angehn, und die Hauptgeschiklichkeit, glaube ich, würde darin bestehen, manche Stükke an anderen Orten einzuschalten. Denn daſs dieſs hie und da angeht, glaube ich beobachtet zu haben, obgleich meistentheils die fremdartigen Stellen ganz zu einem andern Plan zu gehören scheinen. Uebrigens aber ist es doch ein merkwürdiges Ueberbleibsel, und reichhaltig an Materialien für die Sitten jenes Zeitalters. Daſs einzelne Stükke in allen Werken Hesiods älter, als Homer, sind, kann ich mir nicht ganz wegdisputiren lassen. An die Theogonie komme ich nun nächstens.

Ich hatte Ihnen ein Paar Worte über die νὺξ ϑοὴ versprochen, und um Wort zu halten, verweile ich noch dabei. Daſs ich Ihnen zwar nicht zu viel sage, dafür hat meine Nachlässigkeit und der Zufall gesorgt. Ich hatte nemlich alle Stellen im Homer, wo der Ausdruk vorkommt, gesammelt, dazu eigends den ganzen Homer durchgelesen, und auf der Bibliothek auch noch mehrere Parallelstellen *aliunde* zusammengetragen — aber alle diese Schäze habe ich verloren, so daſs ich nur allein meinem Gedächtniſs

trauen kann. Meines Erachtens kann der Ausdruk nur Eine von beiden Bedeutungen haben, die Schnelligkeit mufs 1) entweder vom *Einbrechen*, oder 2) von der *Dauer* verstanden werden. Ueberhaupt hat der Begriff Schnelligkeit, dünkt mich, zwei Nüancen. Es ist entweder eine Schnelligkeit, die, um mich so auszudrukken, blofs vom Flek zu kommen sucht, oder eine, die zugleich mit Stärke, Gewalt verbunden ist, und dadurch furchtbar wird, die Schnelligkeit des fliehenden Hasen, oder des angreifenden Tigers. Es fragt sich nun, welche Bedeutung θοός allein oder wenigstens hauptsächlich hat. Sieht man auf die Etymologie so ist das nicht mehr existirende θόω mit θύω verwandt, und so neigt es sich mehr zu der stürmenden Schnelligkeit hin. Allein auf der andern Seite ists auch mit θέω verwandt, und so kommt dabei nicht viel heraus. Also der Gebrauch. Dieser nun aber scheint mir nach den Zeiten verschieden. *Ursprünglich glaube ich deutet θοός eine stürmende Schnelligkeit an.* Wenigstens bestätigt diefs der Homerische Gebrauch. Er sagt θοὸς Ἄρης, πολεμιστής, braucht das Wort von Löwen, Pardeln u. s. f. Vorzüglich beweisend ist Eine Stelle. Ein Anführer schilt seine weichenden Krieger. Jezt, sagt er, gilts, jezt seid tapfer, νῦν θοοὶ ἔστε. In keinem dieser Fälle würde er ταχυς gebrauchen. Dagegen braucht er niemals (auch nicht in den Hymnen u. s. f.) θοός von Pferden, oder Hunden. Nur ein Paarmal von Wagen, und hier läfst sich sagen, dafs die Homerischen Wagen, nach seiner eignen Beschreibung, eine hüpfende jener von mir eben beschriebenen Schnelligkeit ähnliche Bewegung hatten. Sehr wichtig sind auch die θοαὶ νῆσοι in der Odyssee, die die Schol. durch spizige erklären, und dafs ebenso der Schol. des Pindar θοαῖς μάχαις durch ὀξείαις μάχαις paraphrasirt. Die Ideen der *Spize* und der *Schnelligkeit* sind nur verwandt, wenn von

einer *plözlichen* Schnelligkeit die Rede ist, die ebenso überrascht, als eine auf einmal hervorspringende Spize. ***Dann aber wird auch θοός schlechtweg für schnell gebraucht.*** So erinnere ich selbst mich, es im Pindar, Aristophanes u. s. w. von Pferden, und promiscue, allen schnellen Gegenständen gelesen zu haben. Nennen Sie diese Distinction selbst *θοήν* (i. e. spizig oder flüchtig) und wenden Sie mir Homers ewig wiederkehrende *θοὰς* Schiffe ein, so müssen Sie mir doch wenigstens soviel eingestehen, dafs *θοὸς* auch diese Nebenidee haben kann und oft hat, die den andern Ausdrükken für *schnell* fehlt. Um nun auf *νὺξ θοὴ* zurükzukommen, so würde in jener ersten Bedeutung von *θοὸς* es eine schnell, plözlich hereinbrechende, überraschende Nacht heifsen, in der zweiten eine kurze, schnellfliehende. Die erste Bedeutung begünstigt die astronomische Beobachtung, dafs in Griechenland die Dämmerung kürzer, als bei uns sein mufs. Indefs ist diefs unbeträchtlich, und es kommt auf Vergleichung der Stellen an. In der Iliade nun kommt *νὺξ θοὴ* nur 5mal und in der Odyssee höchstens dreimal vor. Von den 5malen der Il. 2mal im X. Buch bei Gelegenheit der nächtlichen Expedition des Diomed und Odysseus, zweimal in XXIV. bei der ähnlichen des Priamos, und einmal in XIV. da der Schlafgötze sagt, Zeus habe sich gescheut, die schnelle Nacht zu beleidigen. Die Stellen der Odyssee sind jenen 4 in X. und XXIV. ähnlich. In diesen nun pafst unstreitig allein die Bedeutung der Kürze, aber die Stelle im XIV. Gesang wird viel schöner, wenn das plözliche Einbrechen die Furchtbarkeit der, selbst Zeus schrekkenden Nacht vermehrt. Noch hat Sophokles *αἴολα νὺξ* und zwar an einer Stelle, wo von der kurzen Dauer aller Dinge die Rede ist. Soll also *νὺξ θοὴ* immer dasselbe heifsen, so überseze ich es: kurze, schnell entweichende Nacht. Kann es aber in der Bedeutung variiren,

so verstehe ich die Stelle im XIV. Buche, wie ich eben sagte. So eben sehe ich daſs Voſs Il. XIV. schnelle Nacht und XXIV. schnellfliehende übersetzt. (A propos, Lieber, Sie vergessen doch unser bei Ihnen subscribirtes Exemplar des Voſs nicht.) Hier haben Sie denn meine Ideen. Ich habe wenigstens den Ausdruk in Wahrheit auf die Spize gestellt, aber ich fürchte auf eine Spize, für die der alte Homer zu breit ist.

Nun noch Eins, theuerster Freund. Ich will meinen Rükweg über Dresden nehmen, und reise spätstens den 26. oder 27. d. M. von hier ab. Wollten Sie mir eine Empfehlung an Adelung oder sonst jemand geben? Ich bitte Sie recht herzlich darum, und daſs Sie sie mir fein bald schikten, damit sie mich nicht verfehlt. Den Winter und Herbst schon bringe ich höchst wahrscheinlich in Ihrer Nähe, in Burgörner zu.

Nun leben Sie herzlich wohl, und behalten Sie Ihren griechischen Freund lieb. Er stirbt gewiſs Ihnen noch weniger, als den Griechen ab. Empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin. Adieu!

Humboldt.

Fragment aus einem nicht vollständig erhaltenen Briefe.

Das Studium der Chöre beschäftigt mich jetzt sehr. Ich habe bei Aeschylus angefangen, den ich so noch nie ganz las. Ihre Idee, einen deutschen Brumoy zu liefern, ist mir dabei oft wieder eingefallen. Es wäre in der That vortreflich. Wollten Sie selbst einiges übersezen und vor allem die ganze Einleitung und die Revision des Ganzen übernehmen, so sollte Ihnen meine geringe Arbeit nicht

entstehn. Sobald ich im Aeschylus weiter bin, schikke ich Ihnen einmal eine Probe aus dem Prometheus. Nur mufs ich mich noch in der Prosa üben. Denn ich gestehe Ihnen, dafs ich eine volltönende rhythmische Prosa bei weitem schwerer halte als mittelmäfsige Jamben, deren Mittelmäfsigkeit schon damit entschuldigt wird, dafs es Jamben sind. —

XII.

Dresden, Septbr. 1793.

— — Hier bin ich entsetzlich zerstreut, aber im Ganzen ziemlich angenehm gewesen. Die Gallerie, der Antikensaal, die Gypsabgüsse, die Bibliothek haben uns in der Stadt und die unendlich schönen Gegenden aufser derselben unterhalten. Die letzteren haben wir recht vollständig kennen gelernt, und vorzüglich haben wir beide Ufer der Elbe nach dem Gebirge zu wiederholt besucht. Sie klagten über die Gesellschaft hier und mit Recht. Aber Sie haben Ein Haus nicht gesehen, das mir wenigstens das angenehmste ist. Diefs ist der Appellations-Rath Körner. Er ist ein überaus geistvoller Mann und von vielerlei Kenntnissen, aufser der Jurisprudenz. Auch Graeca treibt er hie und da. Und seine Frau und Schwägerin sind unterhaltend. Sonst hat mich von Dresdnern nur noch Adelung interessirt, der ein biedrer, gerader und doch grundgelehrter Mann scheint. Ich wollte diesem Brief eine Beilage geben, eine Uebersetzung des kleinen Fragments von Simonides: Danae an Perseus. Aber ich mufs noch allerlei daran ändern, und hier kommt man zu nichts. Ich habe es mit unglaublicher Mühe ganz in Griechische Sylbenmafse übersetzt, und nun — denken Sie Sich meinen Schrekken —

sagt Dionysius von Halik., das Ding habe gar kein Metrum, sei abgetheilte Prosa. Brunck indeſs scheint dieſs auch nicht geglaubt zu haben. Den Dionysius muſs ich mir bald von Ihnen erbitten. Denn ich muſs die Theorie des gr. Rhythmus vollständig studiren.

XIII.

[1793]

Ihr inhaltreicher Brief, lieber theurer Freund, erhält gewiſs noch in dieser Woche eine ausführliche Antwort. Heute ist mirs nicht möglich. Dann auch über Ihre Ed. Hom. soviel ich vermag. Allein das ist blut, blutwenig. Für heute nur 2 Worte. Ueber Ihre Arbeiten bin ich erschrokken. Aber der Plato ist göttlich. Lassen Sie ihn nur nicht so lange liegen. Die Tuscul. freuen mich am wenigsten. Der Text ist so wenig werth. Doch auch über das alles künftig d. h. noch in dieser Woche mehr.

Mit der Euterpe muſs ich mich verschrieben oder Sie verlesen haben. Ich wünsche die Thalia allein oder mit der Melpomene. Die Euterpe haben wir schon geendigt. Sie kommt also bittend zurük, sie mit ihrer Schwester zu vertauschen. Da Hemmerde mir Bücher zu schicken hat, bitte ich nur ihm den Theil zuzustellen. Aber wo möglich sogleich. Denn ich seufze nach einem Hülfsmittel.

Ueber das Bücherleihen, liebster Freund, lassen Sie uns ein allgemeines Gesetz machen: Erlauben Sie mir schlechterdings, ohne alle Umwege der Unverschämtheit zu bitten, und versprechen Sie mir, mir nichts zu schicken, als was Sie schlechterdings entbehren können, und wenn dieſs

gar nichts ist, auch gar nichts. Unter dem Schutz dieses Gesetzes bitte ich denn heute um

1) Pindarum Oxoniensem, wegen der Schol.

2) Hephaestion, ed. Pavo nur zum Nachschlagen. Die fatalen Metra verdriefsen mich entsetzlich. Aber ich bin zu tief und mufs durch. Auch habe ich jetzt ziemliche Kenntnifs erlangt, habe den Morell von Spalding mitgebracht, und denke doch die so ungewissen Pindarischen metra zu fixiren. Die incuria der Editoren hierüber ist schrecklich.

3) Larcher: Thalia und Melpomene.

4) einen Apollonius cum *Scholiis*. Die Brunckschе Ed. habe ich selbst. Meine Frau hat sich doch entschlossen ihn mit mir zu lesen. Für sich seufzt sie beim Philoctet, da sie schlechterdings zu nichts anderm rechte Lust hat und man dem θυμῷ folgen mufs.

Wissen Sie, dafs meine Frau nun auch lateinisch an zu lesen fängt, und womit, mit Ouids Metamorphosen! Sie werden schrein wie auch ich, aber es ist so eine Sache um die Lust, und ich denke, man mufs mit einem Erwachsenen, und einer Frau es nicht wie mit einem Schulknaben machen.

Platonische Texte habe ich stündlich hier, und stehe für alle Consultationen und Belehrungen, die Sie mir darin ertheilen wollen. Sie wissen wenigstens, dafs ich im Plato noch am meisten belesen bin, und dafs Sie mich also nicht zu sehr von meinen andern Arbeiten abziehen.

Nun leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Wann sehe ich Sie einmal? Ich sehne mich so herzlich danach. Denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie herzlich und innig ich Sie liebe. Wieviel Freude mir Ihr, trotz Ihren Arbeiten so langer Brief macht glauben Sie nicht, und wie dankbar ich Ihnen dafür bin.

Hiebei erhalten Sie auch Papiere von Sich zurük. Ich habe ein eignes Buch: *Wolfiana* betitelt, worin alles Philologische, was Ihre Briefe enthalten, eingetragen wird. Nächstens schicke ich Ihnen einen Index davon. Meine Frau grüſst herzlich. Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift von der Hand der Frau von Humboldt.*] Bester Herr Professor, Ihre Briefe geben uns so wenig Hofnung Sie *bald* bei uns zu sehen daſs ich eine Bitte mehr um Ihren Besuch nicht für unnüz halte. Wir schikken Sie wahrlich heitrer und froher und arbeitlustiger nach H. zurük und bringen Sie sich nur recht viel zu thun mit her. Sie wissen Humboldt läſst's nicht an Ermunterung zum Arbeiten fehlen und ich will Stellen wie Sie's nur wollen in dem nun auch gelesenen Homer für Sie suchen. Ich sagte Ihnen gern mehr, aber meine Kleine läſst mir keine Ruhe. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

[*Randschriftlich.*] Was sagen Sie denn zur *νὺξ θοή*?

XIV.

Ich bin soweit geheilt, liebster Freund, daſs ich wieder ausgehe, aber mein Magen ist sehr verdorben, und plagt mich auf mancherlei Weise, vorzüglich mit mal air u. s. f. Machen Sie, daſs Sie zu uns kommen, und wir sind um mehr als die Hälfte geheilt. Das ist unser wahrer Ernst. Unsre Uebel sind gerade der Art, daſs Zerstreuungen, unvermuthete und doch lang gewünschte Freude ihnen mehr als Arznei ist. Bei so groſser Lust zum Sprechen, habe ich wenig zum Schreiben. Damit aber doch mein Brief nicht wieder ganz so ein Wisch wird, schreibe ich Ihnen ein Paar Kleinigkeiten ab, die Sie noch nicht gesehen haben,

eins von Simonides, und eine Strophe aus Pindar, die so vorzüglich schön ist (im Original versteht sich).

Da nun rauschend der Sturm ringsum den künstlichen Kasten
umbrauste, und das tief strudelnde Meer; da
sank sie vor Furcht, und mit thränenbethauetem
Angesicht schlang sie um Perseus die
verlangenden Arme, und sprach: o Kind,
wieviel erduld' ich; Du aber schläfst, schlummerst in Säuglings
Träumen so süfs hier in der Wohnung des Harms, vom
Erze geschmiedet, die Nacht durchleuchtend,
hier in dem grausvollen Dunkel. Es kümmert Dich nicht,
dafs über dem armen lockigen Haar
Dir des Meeres Woge hinrollt, nicht des Sturmes
donnernde Stimme; ins Purpurgewand
sorglos gehüllt, ruhst Du so da, schönes Antlitz.
Aber wenn diefs Furchtbare furchtbar Dir
wäre, wenn ein zartes Ohr meinen
Worten Du liehest, dann rief ich: schlummre Kind, es
schlummre der Ocean, es schlummre das unermefsliche Unglück.
Des Vaters Willens Vereitlung sey mir von Dir,
waltender Zeus, und ist zu kühn nicht Dir das Wort,
so erfleh' ich durch Perseus mir Rache.

Das Stück hat so eine schöne Sanftheit. Herzlich will ich mich freuen, wenn Sie die auch nur zum 1000sten Theil in der Uebersetzung wiederfinden. Nun die Strophe:

Der beste Arzt durchkämpfter
erprüfter Arbeit ist die
Freude. Der Musen weise
Tochter, des Gesanges Stimme, mischt
mit ihr vereint, ihr süfsen Zauber bei.
So umschmeichelt mit Labung nicht
die müden Glieder des
Bades laue Flut, als der Rede
Einklang, der Gefährte der Leyer.

Länger lebt, als Thaten, das Wort
zur späteren Nachwelt,
das mit der Charitinnen Gunst
die Zunge dem tiefen Sinn entnimmt. *)

Die letzten Verse sind eine schöne Schilderung des Pindarischen Geistes. Tiefe und Grazie. Ueber diesen Text denke ich einen langen Kommentar einmal zu liefern. Es ist der eigentliche, immer verfehlte Gesichtspunkt, aus dem Pindar beurtheilt werden mufs.

Die Strophe übersetzte ich gestern. So probire ich jetzt alles an. Daraus sehn Sie meine humeur. Die Studien leiden schrecklich. Aber der beste Arzt ist die Freude, und die schönste Freude — erwarten wir von Halle. Adieu!

[*Nachschrift.*] Erscheint denn wirklich der Diodor? oder ist das nur so in der L. Z. lustig zu lesen?

NB. Was dieser Brief enthält, ist das Einzige von mir Uebersetzte, seit Sie in Auleben waren. Das ist doch fleifsig.

— — **) Ich lege diesem Brief wieder zwei Pindarische Olymp. Oden, 1. und 12., bei. Ich darf nicht hoffen, dafs meine Uebersezung Sie mit der dem Lobe des Wassers und der Widerlegung der Gierigkeit der Götter aussöhne. Allein einzelne Stellen, müssen Sie doch gestehen, haben eine hohe Schönheit, vorzüglich das Ende von der 3. Epode an. Ich habe in dieser Ode das Silbenmaafs dadurch hörbarer zu machen gesucht, dafs ich dieselben Versarten in der Strophe öfter wiederkehren lasse. Die Gleichförmigkeit der Strophen und Antistrophen und damit die gröfste Wirkung des Silbenmaafses entgeht sonst dem Leser zu leicht. Daher kommt es, glaub' ich, dafs Schütz und schon andere mir riethen, diese Gleichförmigkeit aufzugeben. Allein ich kann mich dazu nicht entschliefsen. Denn sonst, dünkt mich, macht allein der Sezer — wie Sie neulich sehr treffend bemerkten — den Unterschied zwischen der prosaischen

*) Pindar's 4. Nem. Ode. Gleichlautend mit Bd. II. S. 341.

**) Fragment, einem nicht vollständig erhaltenen Briefe entnommen.

und metrischen Uebersetzung. Von der 3. Epode der 1. Ode an und in der 12. Ode werden Sie auch keine am Ende der Zeilen abgebrochene Worte mehr finden. Der Anfang der ersten Ode war schon fertig, ehe ich durch Sie hierüber besser belehrt wurde, und um zu ändern warte ich immer lieber erst ab, dafs mir die Arbeit wieder mehr fremd werde.

XV.

Querfurt, 4. Octbr. 1793. Abends.

Ich habe Ihren Brief, theurer lieber Freund, in Leipzig richtig erhalten, und danke Ihnen herzlich für die gütige Besorgung meines lästigen Auftrags. Wohl weifs ichs nur zu gut, wie nahe Leipzig an Halle ist, und das Herz schlug mir laut in Merseburg von dort zu Ihnen hinüber zu kommen, aber mein Schwiegervater droht jeden Tag mit seiner Abreise, und wir müssen ihn nothwendig vorher sehen. Wir eilen also nach Auleben, um desto früher wieder in Burgörner in Ihrer und der Griechen Nähe zu sein. Wie glüklich ich mir schon den Tag denke, wo Sie mich einmal in Burgörner mit Ihrer Gegenwart erfreuen! Denn läugnen kann ich es nicht, ein recht frohes Wiedersehen denke ich mir nur da, nicht in Halle so ungestört, wenn es gleich nicht unmöglich wäre, dafs mich meine Sehnsucht früher zu Ihnen triebe. Ich liebe Sie so herzlich und innig, dafs mir jeder Augenblik unleidlich ist, den ich einem andern geben mufs, wenn ich Sie darin geniefsen könnte, und in Halle müfste ich nothwendig mehr als einen aufser Ihnen besuchen, und genösse auch Sie minder allein. Allein die Zeit wird ja entscheiden, wo wir uns sehen, und wo es auch sei, so wird mich, und ich kann eben so wahr sagen: uns, dies Wiedersehn unendlich beglükken. Möchten auch Sie, liebster Freund, ihm mit gleicher Freude entgegensehn, und ich darf es ja von ihrer Liebe erwarten. — — Verzeihen Sie dies unbeschnittne Papier, denn

die Litteratur liegt in Querfurt danieder; und dieſs elende Geschmier. Ich bin entsezlich müde nach einer mühsamen Tagereise in bösem Wetter.

Danken Sie Ihrer Frau Gemahlin tausendmal in unserm Namen, und leben Sie recht wohl. Meine Frau grüſst Sie herzlich. Adieu!

Humboldt.

XVI.

BOerner, 18. Novembr. 1793.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daſs Sie jetzt so viele kleine Briefe von mir erhalten, aber ich denke, es interessirt Sie, recht oft Nachricht zu haben, und zu längerm Schreiben fehlt es mir bei dem Kränkeln meiner Frau und diesem abscheulichen Wetter an Stimmung und Lust. Mit meiner Frau gehts indeſs jetzt so, daſs Sie der wiederholten Nachrichten ohne alle Besorgniſs entbehren können. Sie ist gestern von Mittag an auſser dem Bett gewesen, und hat sich recht leidlich befunden, wenn gleich den Abend der Schmerz sich etwas stärker einfand. Nur daſs Wüstheit (wenn Sie das Wort erlauben) und Leere im Kopf, Mattigkeit, und Unlust zu allem natürlich *nach* einer so ärgerlichen Unpäſslichkeit nicht fehlen können, das fühlen Sie selbst, und wohl leider aus eigner Erfahrung am besten. Ich sage *nach* der Unpäſslichkeit. Denn diese halte ich, insofern nemlich meine Frau noch ferner die verordneten Arzneien braucht, und kein Recidiv hinzukommt in der That für so gut, als gehoben.

Recht sehr sehne ich mich, wieder ein Wort von Ihnen zu hören. Denn so oft und — gewiſs auf Kosten Ihrer theuern Zeit — so viel Sie mir schreiben, so dünkt es mich

doch immer so lang, daſs ich nichts von Ihnen hörte. Die Hofnung, Sie hier zu sehen, gebe ich noch nicht ganz auf. Aber Anstalten machen müssen Sie doch, lieber Freund. Denn jetzt kann ich Ihnen mit groſser Gewiſsheit sagen, daſs wir hier nicht länger, als Ende Januars bleiben werden. Mehrere Umstände, die wir nicht gut abändern können, determiniren uns dazu. Wie schön wären die Weihnachtsferien! und (sehn Sie wie bescheiden, wie un***aulebisch*** wir geworden sind) wie schön sogar die Weihnachtsfeiertage, versteht sich drei, nicht wie in den gottvergessenen Preuſsischen Staaten nur zwei. Aber ich bitte nicht. Ich kenne Ihre Liebe zu sehr, als daſs ich nicht wissen sollte, daſs Sie kommen, wenn es irgend thunlich ist, und dann ist Bitten und dringendes Bitten nur schmerzhaft. Machen Sie es also wie Sie können, aber rechnen Sie darauf, daſs Sie uns auſserordentlich, warlich mehr, als wirs Ihnen sagen können, glücklich machen würden. Sie sollen auch recht gesund bei uns werden, sollen keinen griechischen Buchstaben ansehn. Weder mit Pindar, noch Homer, noch Plato, noch selbst mit Gedicke will ich Sie plagen. Aber ich falle ins Bitten zurück.

Ich lese eben Spaldings Commentar — doch den Titel kann ich mir bei dieser Einzigen Frucht seines Geistes (wenigstens seines prosaischen) ersparen. Die Vindiciae Megaricorum haben mir sehr gefallen. Es ist nirgend tief und mit echter Philosophie eingegangen, aber es ist historisch hübsch zusammengestellt, und mitunter scharfsinnig darüber raisonnirt. An dem kritischen Theil bin ich eben. Sie sagten mir viel Gutes davon. Ob *ich* es *finden* werde, soll mich wundern. Ich glaube es kaum. Ich bin mit der Materie, selbst mit der Art Schriftstellern (Aristoteles, Sextus u. s. f.) ganz unbekannt.

Nun leben Sie wohl, theurer, lieber Freund. Ende

dieser Woche schreibe ich Ihnen wieder und hoffentlich aus ganz gesundem Hause. Tausend Grüſse von meiner Frau!

Humboldt.

XVII *).

BOerner, 28. Novbr. 1793.

Die Arzneiboten hören, wie Sie sehen, noch nicht auf, lieber Freund, aber darum ist weder unsre Gesundheit, noch viel weniger unsre Laune schlimm. Der gegenwärtige Bote betrift 1) das Kind wegen des unbedeutenden, aber fortdauernden Ausschlags; 2) meine Frau nicht sowohl wegen einer einzelnen Krankheit, als wegen ihrer Gesundheit überhaupt; und 3) nun auch mich wegen Halsweh und einem bischen Fluſsfieber, das mir nun schon den 3ten Tag verdirbt, und mich den Griechen entreiſst.

Ich fahre in H. Brief fort, bester Wolf, weil das Kind ihm keine Ruh lieſs und er es nehmen muſste, um Sie zu bitten sich nicht vor dem Hospital zu scheuen, das Sie hier etablirt glauben werden, um uns bald zu besuchen. Von Leipzig aus räth Ihnen Humboldt nicht zu uns zu kommen. Die Zahl der Meilen wird ohngefähr, eine auf und ab gerechnet, dieselbe sein, aber Sie haben schlechtern Weg und wenn Sie Burgoerner, wie es zu fürchten ist, in einem Tage von Leipzig aus nicht erreichen können, sehr schlechtes Nachtquartier. Zögern Sie aber nicht, lieber Freund, denn wenn das Wetter so elend und unsre Kränklichkeit so bleibt so weiſs Gott ob wir das Ende Jenners hier erleben und nicht unsren Stab früher fortsezzen. Und wahrlich eine gröſsere Aufheiterung könnte uns nichts geben als Ihr Besuch. Das ist

*) Die in diesem Briefe mit kleinerer Schrift gedruckten Stellen sind von der Hand der Frau von Humboldt geschrieben.

ein sehr wahres Wort, liebster Freund, und ich denke, Sie ersparen mir die Versicherung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich Sie zu sehen sehne, und wäre nicht das Kranken hier so eingerissen, so wäre ich wohl schon bei Ihnen in Halle gewesen. Aber so kommen Sie erst, und kommen Sie recht bald. Vorauszubestimmen brauchen Sie nichts, das ist eine fatale Sache, und bei Ihrem Herkommen mufs Ihnen alles lieb und froh seyn.

Ueber Homer kann ich Ihnen bei meinem wüsten Kopfe heute nichts sagen. Nur herzlichen Dank für Ihren schönen lieben Brief. Die Homer. Bogen lege ich bei. Verzeihen Sie nur die angestrichenen Verse. Ich hielt es für mein Eigenthum, da Sie mir nichts dazu gesagt. Sie können indefs auch die Strichelchen als eine Variantensammlung brauchen.

Nun, lieber Wolf, damit der Brief recht bunt sei, der Schlufs von mir. Der Schlufs ist aber wie der Anfang, Bitte um Ihren lieben, lieben Besuch. Tausend Empfehlungen an Ihre Frau und Hannchen. Mit dem Philoctet ist es schlecht, sehr schlecht gegangen und Sie brauchen nicht besorgt zu sein dafs *zu viel* geschieht. Adieu.

Caroline H.

[*Nachschrift.*] Lieber Wolf, kaufen Sie mir doch wieder zum Weihnachten für H. ein griechisch Buch und lassen es mir binden. Ich bin aber diefsmal nicht so reich und mögte nicht dafs es theurer als 10 bis 12 Thlr. wäre.

XVIII.

30. Decbr. 93.

Nur mit zwei Worten lassen Sie mich Ihnen, liebster Freund, für die glücklichen Tage danken, die Sie mir in Halle geschenkt haben, und Ihnen von meiner Frau Befin-

den und meiner Ankunft Nachricht geben. Ich kam so eben am Abend recht glücklich und wohl, in vielen schönen Erinnerungen, die mich auf dem Wege freundlich begleitet hatten, hier an. Meine Frau fand ich diesen Tag recht wohl. Indefs hatte sie doch während meiner Abwesenheit ein Paarmal Krampf gehabt, vorzüglich Donnerstag. Jetzt ist es besser. Von wissenschaftlichen Dingen heute nur zwei Kleinigkeiten. Sie trugen mir auf eine Stelle, die Eust. citirt in den Ol. zu suchen. Es sollte das Participium statt des verbi stehen. Ich habe gestern Abend die ganzen Ol. durchgelesen, aber es giebt keine solche Stelle, obgleich manche, wo die Constr. des Participii, weil das verbum entfernter ist, Schwierigkeiten machen kann. Ich wünschte aber das Citat zu besitzen. Es ist möglich, dafs eine Variante oder wenigstens Eust. Meinung über eine schwierige Stelle dadurch klar wird, was sich bei einem aufmerksamen Lesen vielleicht findet. Einen Hexameter, der sich mit ἀλλὰ τεὸν anfängt, giebt es wirklich im Heph. aber nicht von Homer sondern von Praxilla.

Die Vannus habe ich doch vergessen. Wollten Sie mir sie und den folgenden Theil des Larcher schicken, so wäre es mir herzlich lieb. Denn die Melpomene wird bald zu Ende gehen.

Da ich hier aufser den Briefen, die ich in Halle nicht schrieb, noch mehrere andre zu schreiben habe, die heute fort müssen, so mufs ich hier schliefsen. Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin, der ich noch meinen wärmsten Dank für alle gütige Freundschaft wiederhole. Ihre lieben Kinder umarmen Sie von mir.

Ihr

Humboldt.

XIX.

BOerner, 16. Jan. 94.

Sie fordern mich noch zu vielen Briefen von Burg Oerner auf, liebster Freund, und Ihr eigner ausführlicher Brief, der mir wieder so manches erläutert hat, ist ein so lieber Reiz dazu. Indefs wird meine Zeit hier in Burg Oerner immer kürzer, und wenn gleich eine Menge recht wesentlicher Dinge mich einen andern Aufenthalt, als in diesem Ascra, wünschen lassen, so betrübt mich doch die Entfernung von Halle sehr. Denn wenn wir uns auch sehr wenig sahen, so war doch immer die Möglichkeit leichter, und auf einem so kurzen Weg ist auch der Briefwechsel lebhafter. Vorzüglich scheint mir eine gröfsere Entfernung auf Sie, mein Liebster, einen mächtigeren Einflufs auszuüben. Und Sie haben Recht. Man wird unlustig, wenn Brief und Antwort nicht Schlag auf Schlag einander folgen. Indefs soll es an mir gewifs nicht liegen, und soviel weiter ist ja Jena nicht. Lassen Sie also ja meine Besorgnifs, dort seltner, als hier Briefe von Ihnen zu empfangen, vergeblich seyn. Unsre Abreise ist übrigens jetzt auf den 25sten huj. angesetzt, und nur Wetter, das die Wege sehr verschlimmert oder — was die Götter geben möchten! — wenn Sie uns gerade um diese Tage einen Besuch sicher versprächen, kann uns bewegen, sie um einige Tage aufzuschieben. Dafs wir nicht noch zu Ihnen nach Halle kommen, müssen Sie uns schon verzeihen. Aber allein mag ich meine Frau nicht gern noch einmal lassen, da es hier warlich nichts Kleines ist; und zusammen ist es in der That kaum nur möglich. Ich will nicht einmal eine Wäsche, und vieles Andre, das noch zu besorgen ist, anführen. Aber wenn meine Frau jetzt gleich ist, was man so gesund nennt, so mufs sie sich erstaunlich vor aller Erkältung, beinah vor

allem aus dem ganz gewöhnlichen Gleise Kommen hüten. Und ein Recidiv wäre jetzt, da wir fort wollen, doch doppelt fatal. Aber könnten Sie nicht noch ein Paar Tage dem Homer entziehen? Sie sollten, was Sie an Zeit verlieren, an Stimmung und Lust mehr als ersetzt erhalten. Nennen Sie das nicht stolz von mir gesprochen. Es ist nur das Vertrauen auf Ihre gütige Liebe, die es mich so zuversichtlich verheifsen läfst. Fürchten Sie auch einen unlustigen Postillon, so sagen Sie es mir nur durch diesen Boten, und ich schicke Ihnen Pferde von hier, und meinen gewifs völlig bequemen Wagen.

Mit Ihren Büchern, liebster Freund, bin ich jetzt gänzlich fertig und Sie erhalten hier 1) 2) Larcher. T. III. (wir haben die Terpsichore angefangen) VII. 3) Antim. 4) Heerkens Icones. 5) Putschius. 6) Vannus. 7) de verb med. 8) Ilgen. 9) Bentleys Terenz. 10) Hephaest. so dafs ich jetzt nichts mehr, als Ihre Tusculanen von Ihnen habe, die ich mitnehme. Gern hätte ich freilich noch den Terentianus Maurus und Larcher IV. da ich noch nicht weifs, ob ich den meinigen schon finden werde. Doch wie Sie können.

Die Metriker habe ich alle gehörig excerpirt und bin doch sehr mit dem Studium zufrieden. Ganz vorzüglich aber hat mir Bentley Freude gemacht. Die Sachen sind bei ihm so gewifs, die Bemerkungen so fein, und die Darstellung so klar und leicht. Vorzüglich fein und schön ist, was er über Arsis und Thesis, und über das Zusammentreffen, oder den Streit der Accentuation mit dem Versbau sagt, wenn gleich diefs Letztere nur auf die Lateiner anwendbar ist. Wenn man auch mit allem Einzelnen in der Metrik ganz fertig wäre, so bleiben mir immer noch zwei Dinge dunkel, und ich wünschte wohl von Ihnen zu hören, ob ich mich irrte, wenn ich eben diese Dinge auch noch überhaupt unausgemacht halte. Sehr aber befürchte ich,

mein Irrthum besteht vielmehr darin, dafs ich sie nicht geradezu für unausmachbar erkläre. Nemlich die Untersuchung über das, was eigentlich allen metrischen Regeln zum Grunde liegt, und daher die völlige Auseinandersetzung des Rhythmus und seiner bei weitem minder bestimmten und auch minder bestimmbaren Gesetze. Denn in der Metrik mufste es natürlich umgekehrt, als in andern Dingen gehen, man mufste bei strengen (wenn gleich wenigen) Gesetzen anfangen, und bei laxeren (und mehreren) aufhören. Denn nur auf das *geübte* Ohr konnte man sich verlassen, und nur von dem geübten Ohre konnte man verstanden zu werden hoffen, wenn man lange rhythmische Perioden in weiten Schranken der Freiheit wagte. Wenn ich oben vom Rhythmus sprach, so meinte ich nicht eigentlich, was die Grammatiker darunter verstehen, nemlich die freiere, nur musikalisch geordnete Periode im Gegensatz des gewissen Regeln unterworfenen Metrums (in welchem Sinne sie z. B. den Päonischen Vers, wohin auch das Galliambicum und die *ἀνακλώμενα* gehören, da sie nicht gewisse Füfse, sondern nur eine gleiche Summe von Zeiten im ganzen Vers, in Catulls Galliambicum z. B. von 21. oder 22. erfordern, für kein metrum anerkennen, sondern es einen rhythmum nennen) welche nothwendig später entstehen mufste, sondern das, was umgekehrt früher da war, und den Grund von beiden enthält. Was mir dunkel ist, enthält folglich eigentlich eine doppelte Frage: 1) was liegt allen metrischen Gesetzen zum Grunde, und woraus lassen sie sich wenn nicht alle, doch gröfstentheils entwickeln? Ich werde mich bei einzelnen Beispielen deutlicher machen können. Warum erlaubt z. B. der Senarius mehr Freiheit in den anfangenden, der Trochaeische in den schliefsenden Füfsen der Dipodia? Unter allen Metrikern, die ich jetzt verglichen habe, sucht nur Ein Einziger in Einer Stelle

hiervon einen Grund anzugeben. Causa, sagt Asmonius beim Priscianus de versibus comicis. p. 1322., obscura multis est, sed aperiatur a nobis. Nam quoniam ter feritur hic versus, necesse est, vbicunque ab ictu percussionis vacat, moram temporis adiecti non reformidet. In 1 autem pede, et 3 incipit et in 5; feritur in 2 et 4 et 6. Diese Stelle ist mir sehr merkwürdig, aber nicht deutlich gewesen. Der Senarius würde also nur dreimal geschlagen, der Ton nur dreimal vorzüglich gehoben. So wäre also das Scandiren per dipodiam und monopodiam viel wichtiger in der Recitation, als man gewöhnlich annimmt. Und zwar geschähe diefs im Jamb. V. in den gleichen, und, so mufs man weiter schliefsen, in dem Troch. V. in den ungleichen Stellen. Warum? Weil überhaupt im Jambus die zweite, im Trochäus die erste Silbe die Hebung hat? jener zum Ende eilt, dieser beim Anfang verweilt? Allein Bentley widerspricht dem Asmonius (ohne ihn, noch auch einen andern zu citiren) geradezu. Verum quia, heifst es p. 2., in paribus locis 2, 4, 6 minus plerumque (also nicht immer? wann denn?) eleuantur et feriuntur, quam in imparibus 1, 3, 5 idcirco eos (scil. accentus) more Graecorum hic placuit omittere. Hielte mich Bentleys Autorität nicht auf, so würde ich dem Asmonius folgen und den Grund so bestimmen. Da im Jambus die letzte Silbe die Hebung hat, so ist die Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Ende jedes Abschnitts gerichtet, und da der Jamb. Vers in 3 getheilt wird auf die Füfse, welche jeden dieser schliefsen. Für den Troch. V. gälte diefs umgekehrt. Allein in diesem Grund liegt nichts Allgemeines. Wie bei andern Füfsen? Ich habe daher auch schon auf mehr musikalische Gründe, allenfalls aus der Natur der Hebung gedacht. Z. E. im reinen Jambus ist die Hebung erst auf der letzten Silbe, folglich die Thesis erst auf der 1sten Silbe des folgenden

Jambus, und die erste Silbe des ersten ist gleichsam ein Vorschlag, so daſs der Jambus immer überschreitet

⏑ $\overset{\text{ars.}}{—}$ | $\overset{\text{thes.}}{⏑}$ $\overset{\text{ars.}}{—}$ | cet.

Componirt muſs auch allemal im $\frac{3}{4}$ Takt die erste Silbe vorschlagen, und die zweite im Auftakt erscheinen. Daraus nun lieſse sich die Regel beweisen, daſs der 2, 4, 6 Fuſs von einer kurzen Silbe anfangen muſs. Denn wäre dieſs nicht, sondern wäre eine lange da, und stände doch ein Jambus im 1sten Fuſs (welches doch immer *möglich* seyn muſs) so könnte auf die Arsis in der 2ten Silbe des 1sten Jambus keine Thesis folgen, sondern die lange Anfangssilbe des 2ten Fuſses erforderte wieder eine ars. ⏑ $\overset{\text{ars.}}{—}$ | $\overset{\text{ars.}}{—}$ ⏓ |. Auch paſste dieser Beweis auf den Troch. V. Denn wenn gleich ars. und thes. des ersten Fuſses den Jambus im 2ten nicht hinderten, so würde doch, ein Jambus im 2ten Fuſs, einen Trochaeus im 3ten unmöglich machen $\overset{\text{ars.}}{—}$ $\overset{\text{thes.}}{⏑}$ | ⏑ $\overset{\text{ars.}}{—}$ | $\overset{\text{ars.}}{—}$ ⏑. Aber ein Spondeus könnte dann doch in 1. sede stehen. Also, wie immer der Pavo sagt, apage, apage, nugae, nugae. Auch will ich ja nur Schwierigkeiten anzeigen. Dergl. und derbe sind noch folgende: warum wird bei den Paeonischen und noch einigen Versen so auf das Ersetzen der Zeiten gesehen, daſs auf einen Paeon, statt eines Jonicus, nothwendig ein Epitrit statt eines Ditrochaeus folgen muſs (⏑ $\overset{6-1}{—\ ⏑}$ ⏑ | — $\overset{6+1}{⏑\ —}$ —)? beim Jamb. und Troch. hingegen gar nicht? Wie oft kommt da — $\overset{7}{—}$ ⏑ — | ⏑ $\overset{6}{—}$ ⏑ — vor? Endlich: Warum giebt es Bacchische Verse, und warum soll der Palimbacchius, nach dem einstimmigen Zeugniſs aller Grammatiker, nur für die Prosa taugen? Aber ich eile (und mit Recht, werden Sie sagen) zur zweiten Frage: 2) Worin bestand eigentlich das, was die Griechen im strengen Verstande Rhythmus nannten? wie entsprang nach und nach das Gefühl dafür? und nicht welchen Gesetzen (denn hier ist Freiheit) aber welchen

Grundsätzen folgte es? Hier ist die Schwierigkeit nicht klein, man hat es blofs mit Dithyramben (die nicht mehr existiren) und Reden, die man liest und nicht hört, zu thun. Aber das Interesse dieser Frage ist auch so grofs, grofs selbst für unsre Prosa. Dieser Frage denke ich doch in der That wenigstens bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läfst, nachzugehn. Denn diese Feinheit des Sinnes ist tief in dem Griechischen Charakter verwebt, und hat wieder mächtigen Einflufs darauf. Und wie heterogen von uns. Dafs man meist mit Paeonen schliefsen mufs, dafs ein Redner sich von der Flöte begleiten läfst, klingt uns Fabel. Wer Ihrer *Studenten* weifs, mit welchem Fufs Sie schliefsen? Eine sehr hübsche Stelle des Cicero finde ich hierüber am Ende im Putschius p. 2718. Etenim, sicut Theophrastus suspicatur, post anapaestus procerior quidem numerus effloruit, inde ille licentior et diuitior fluxit Dithyrambus, cuius membra et pedes, vt ait idem, sunt in omni locupleti oratione diffusa. Hiernach könnte man recht hübsche Perioden in einer Geschichte des griechischen Rhythmus machen. 1) Blofs Poesie, Verse in bestimmten Füfsen, Hexam., Trim., Jamb. die ältesten. 2) Neben der Poesie zugleich Prosa, die sich aber um keinen numerus, als den zufälligen, bekümmert, aber noch nicht selten den Hexam. nachhallt. So glaube ich im Herodot nicht selten Stücke Hexameter zu finden. Daneben gröfsere Varietät der Silbenmaafse, aber immer allein in einer Verbindung der Quantität und Qualität nach bestimmten Füfsen in Einer Zeile. 3) Anapästische Stücke, wo mehrere Zeilen Anapästen durch einen schliefsenden Paroemiacus zu Einem Ganzen verbunden werden. In der That ist diefs eine neue Gattung, verschieden vom Silbenmaafs in einzelnen Versen; und vom Silbenmaafs in der Strophe, da es nicht wiederkehrt, und dadurch dem Ohre hilft. In-

defs ist diese anapästische musikalische Periode, da derselbe Fuſs immer mit weniger Verschiedenheit wiederkehrt, sehr leicht. 4) Schwerere und längere musikalische Perioden mit mehr wechselnden Füſsen in den Dithyramben, und durch diese oder mit diesen. 5) Die rhythmische Prosa, als die reifste Frucht des gleich gebildeten Geschmacks und Verstandes.

Aber wohin gerathe ich? Verzeihn Sie, liebster Freund, ich bin bei Dithyramben. Das sehen Sie. Aber diese Dinge sind mir jetzt beständig durch den Kopf gelaufen, und ich wollte Ihnen doch so das schreiben, was die Grammatiker Lektüre auch an Ideen in mir rege gemacht hatte. Glauben Sie ja nicht, daſs ich Antwort auf das détail dieses Briefes verlange. Aber so im Ganzen, ob die Untersuchung Ihnen wichtig, ***möglich*** scheint, ob mein Gang richtig, mein Kopf nicht schon eingenommen? Was ich noch lesen muſs? Vorgenommen habe ich mir (wenn auch nicht una serie, doch ehe ich etwas zu entscheiden wage) Dionysius Hal. die Musiker (insofern sie den Rhythmus betreffen, ganz genau, das Uebrige raptim), Aristot. Rhet. und Poet. Ciceros orat. Bücher und von Quinctilian wieviel? kann ich selbst noch nicht sagen, da ich ihn nur wenig kenne. Damit oder darnach einige der sonorsten Reden im Dem. und Cic. die Sie mir wohl nennen. Noch hätte ich eine Bitte: R. Bentley soll, (so citirt die Vannus crit. p. 470.) in Epistola ad Milium p. 26. richtig bestimmen, wann der Anapästische Vers anders als mit einem wahren Anapaesten schlieſsen darf? Es sind gewiſs nur wenig Worte, auch wissen Sie vielleicht selbst die wahren Regeln auswendig. ***Gelegentlich*** hätte ich diese Regeln, oder jene Stelle gern. Was ist denn das für eine Epistola?

Und nun genug mit den 3 Bogen, liebster Freund.

Wie gern sähen wir Sie noch einmal! Meine Frau grüfst Sie herzlich und die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich lege einen Brief von Schneider bei, den ich mir zurück erbitte. Er ist sehr höflich, wofür ich Ihnen danke. Seine emend. scheinen mir gewagt. Soll ich um seine Randglossen bitten?

Die Ode miserarum cet. theilen die lat. Grammat. in Strophen von 3 Versen

1ster 3 Jonici
2ter 3 -
3ter 4 -

obgleich ex-anim. getheilt wird. Marius Victorinus. p. 2567. 2568. und 2618. Plotius. p. 2660. Fortunatianus. p. 2704. Hephaest. citirt von Alcaeus nur Einen Vers von 4 Jonicis. Hat nun Bentley Recht oder mufs er den Lat folgen?

Die Hunde, *wenn* die Race ächt ist, sind Windspiele vom Stamm der in Sanssouci begrabenen, wie unsre. — Wenn Sie Meckel sehn, sagen Sie ihm doch, meine Frau wäre viel besser, als neulich, während er hier gewesen, und würde ihm, vor unsrer Abreise, noch einmal selbst schreiben.

Wenigstens noch Einen Brief erhalten Sie gewifs von mir von hier aus.

XX.

Ich versprach Ihnen in meinem neulichen Briefe, liebster Freund, Ihren letzten zu beantworten, und ich setze mich jetzt hin Wort zu halten. Ich nehme die Stellen, wie Ihr Brief sie mir an die Hand giebt. Bin ich damit fertig, so will ich sehn, was ich Sie hie und da noch zu fragen habe.

1. Brunck, über Hom. ζ. 523. Hier bin ich doch sei-

ner Meinung. Der Sinn erfordert offenbar dort und in den andern ed. Oed. Tyr. *v.* 628. angeführten Stellen das praes. Mit Eustathius eine enallage temporis anzunehmen scheint mir (der ich aber freilich den Eustathius nicht nachschlagen kann) ein sonderbares Commentum. Es fragt sich also nur, ob man *μεϑίης* oder *μεϑιεις* schreiben soll, und da scheint doch die Uebereinstimmung von den mehreren von Brunck citirten Stellen gegen die Eine Od. *δ.* für das letztere zu reden. Dann ist aber auch *μεϑιεῖς* unvermeidlich, und ich würde hiernach alle diese Stellen, auch die Od. *δ.* corrigiren.

2. Ueber die *ἀναστροφὴ* sagen Sie mir doch, bester Freund, den Grund, den Sie für den wahren halten, daſs man auch med. orat. *κτίλος ὥς* schreiben soll. Ueber *γλαφυρὰς επι νῆας* wäre ich für *γ. ἐπὶ νῆας*. Das Oxytoniren der Praepositionen scheint den Grund zu haben, die Aufmerksamkeit auf das noch folgende Wort zu richten. Daher das Zurücklegen des Accents, wenn das Wort vorausgeht. Geht nun das Substantivum voraus, so ist die Phrase vollendet, es mögen soviel Adj. folgen, als wollen. Geht aber das Adj. voran, so ists umgekehrt. Indeſs hasse ich bei dergleichen Dingen solche *vernünftelnde* Gründe. Am sichersten wäre die Entscheidung, wenn sich ausfinden lieſse, ob irgend eine dieser Sekten historische Gründe hatte, daſs die Alten so sprachen? Ist das nicht, so würde ich der angesehensten Sekte folgen, sollte sie auch die unvernünftigste Meinung haben. Denn in dergleichen Dingen beruht doch alles auf dem Gebrauch, und können wir nicht die wahre Aussprache der Alten noch darstellen, so müssen wir doch schreiben, wie die Graeculi in Alexandria.

3. *η.* 107. würde ich bei *Ἀχαιῶν* ein Comma machen, und bis *ὀνόμαζεν* fortlesen. Dieſs scheint mir am meisten Homerisch. Distinguirt man hinter *Ἀχαιῶν,* so würde, wie

Sie sagen, δὲ stehn, und ein Punkt hinter Ἀγαμέμνων giebt ein asyndeton, wie ich kaum dächte, daſs Eins im Homer wäre, der, wie es mir vorkommt, ὁ oder dergleichen wiederholt haben würde.

4. VII. 64. ändern Sie doch ja nicht. Die Schwierigkeit von μελάνει zu heben weiſs ich nicht. Aber πόντον scheint mir ganz unhomerisch. Und was nun ergänzen? φρὶξ. Aber dieſs schwarz werden, ist der zweite Grad des Sturms, und φρὶξ der erste. Dieſs wäre also ganz gegen den Sinn. Und Zephyrus. Aber der steht nicht im Nom. vorher und dann steht νέον ὀρνυμένοιο dabei. Hier aber ist er nicht mehr νέον ὀρν. Wo bleibt also hier die Homerische Deutlichkeit. Lieber wollte ich bei μελάνει κύματα s. ὕδωρ s., damit Sie recht lachen, ἑαυτὸν ergänzen.

5. VII. 195. scheint mir γε zu Homerisch, um es wegzuwerfen.

6. Bei VII. 151. wünschte ich sehr Ihre Gründe zu hören. Ich bin übrigens ganz Ihrer Meinung. Ich habe mir sonst immer das ἔτλη so erklärt, daſs es sich auf das Vorige, und zwar nicht auf ein wirklich ausgesagtes, aber ein bei προκαλίζετο gedachtes Wort bezöge. Dieſs scheint mir sehr Homerisch. „niemand wagte" nemlich der Ausforderung zu folgen. Bei προκαλίζετο halte ich nemlich μαχέσασθαι ausgelassen, wie es Il. VII. 39. 40. wirklich steht.

7. I. 265. würde allerdings zu den Stellen gehört haben, die mich wunderten. Aber ich besitze α. nur von 470. an. Indeſs bemitleide ich weiter den Theseus nicht, und schon oft habe ich mich gewundert, daſs man im Homer mit manchen Versen so mild, und im Hesiodus so barbarisch umgeht.

8. Il. V. 886. 887. muſs ich Ihnen zu meiner Schande gestehen, daſs ich keine andre Schwierigkeit einsehe, als die der Sinn giebt (das Sterben der Götter) und die mein-

ten Sie wohl jetzt nicht. Da 887. ausdrücklich ζὼς steht, so mufs man wohl 886. wenn nicht vom eigentlichen Sterben (dem widerspricht so δηρὸν πήματ᾽ ἔπασχον) doch von dem ähnlichen Liegen unter den Todten verstehen. Der Gegensatz ist dann: zwar nicht fallen, und liegen, aber schwach sein, wanken. Ueber das Göttersterben bleibe ich bei Ihrer Meinung. Ein wirkliches Beispiel, dafs einer in der That ganz gestorben sey, hat man nicht; aber sehr hart daran kommen sie, und das τυτθὸν, das sie übrig behalten, ist manchmal nur noch so ein Götter point d'honneur.

9. Il. V. 903. hätte ich gedacht περιτρέφεται wäre besser. Es ist sehr malerisch, und ich habe nicht gewufst, dafs die Milch noch besonders umgerührt werden müfste. Freilich ist aber auch περιτρ. für Homer beinah zu gesucht. Aber ἐπειγόμενον gefällt mir aufserordentlich. Der ὀπὸς hat genug an seinem συνέπηξεν und ἐπ—ον macht die Schilderung viel lebendiger.

10. Il. VI. 148. bin ich auf Ihre beiden Lesarten sehr begierig. Ἐπιγίγνεται habe ich mir nicht anders, als durch eine veränderte Construction: ἄλλα ἐπιγ. erklärt. Wahrscheinlich lesen Sie ὥρῃ mit irgend einem verbo act. Gegen ἡ μὲν und ἡ δὲ hätte ich keinen Zweifel gehabt. Lesen Sie vielleicht ἦμεν — ἦδε?

11. Il. III. 7. scheint auch mir schlechterdings einer Interpolation sehr ähnlich.

12. Il. V. 394. gehört zu den Stellen, wo mich die Aenderung sehr gefreut hat. Κέν μιν war mir immer unverständlich gewesen. Denn nicht wahr, es hätte nur dann recht gestanden, wenn es conj. geheifsen hätte: Dann *hätte* sie ein et cet.

13. Die Stelle im Agricola [VI.] ist sehr schlimm. Meines Erachtens will Tacitus sagen: wenn ein Mann eine schlechte Frau hat, so ist er zu tadeln, denn er ist gleichsam an

ihren Fehlern schuld, aber wenn er eine gute hat, ist er um so mehr zu loben. Denn er ist vorzüglich die Ursache ihres Gutseyns. Auf gut Röm. werden also die potiores partes dem Mann eingeräumt. Nun wundert mich am meisten nur die Verbindung beider Sätze: nisi quod. Diese weiſs ich mir nur auf Eine Art einigermaaſsen zu erklären. Er hat zuerst gesagt: per *mutuam* caritatem, *invicem* se anteponendo und so das Lob zwischen ihm und ihr gleich getheilt. Daraus sollte man nun schlieſsen, das Verdienst beider sey gleich, und diesen ausgelassenen Satz zu beschränken setzt er nisi quod hinzu. Ergänze ich bei laus und culpa uxoris, so scheint mir alles noch gezwungener, auch würde dann nicht in bona uxore stehen, sondern Tacitus hätte das Ganze anders gewandt. Nehme ich die andre Lesart minor an, so bekomme ich noch weniger einen guten Sinn, und eine andre Aenderung fällt mir nicht bey. Sagen Sie mir doch die Ihrige?

Soviel Materialien gab Ihr Brief her, liebster Freund. Die Blätter erfolgen zurück. Jetzt Einiges über die Bogen Ihrer neuen Ausgabe, die Sie mir nach Berlin schickten. Aber noch einmal. Nur sehr wenig. Denn Ihre Gründe, diese oder jene Lesart aufzunehmen, müssen natürlich meist historisch seyn, und da mir nun die Quellen mangeln, so kann ich nicht einmal viel darüber harioliren.

1. Ueber die Stellen, wo wirklich der Sinn verändert ist. Unter diesen haben mir vorzüglich folgende gefallen. *α*. 573. das bisherige *οὐδ᾽ ἔτ᾽* wollte mir immer nicht recht passen. *β*. 283. und *ε*. 538. der praepos. als demonstrat. ist hier unstreitig homerischer, als das relat. Eben so sehr hat die Aenderung *γ*. 215. meinen Beifall. Das Vorige *εἰ καὶ* wie gewöhnlich *quamuis* übersetzt gab einen ganz widrigen Sinn. Gerade jüngere Leute reden weniger und heftiger. Auf gleiche Weise empfiehlt der Sinn schon das

ἐπιβήσομαι ε. 227. Denn jetzt war vom Hinaufsteigen die Rede, und er konnte ja ebensogut *auf* die Pferde steigen, um hernach herabzuspringen und zu kämpfen. Völlig ebenso einig bin ich mit dem Einklammern der Verse, die Sie für interpolirt erklärt haben. β. 206. ist die Interpolation offenbar, und verdirbt die ganze Stelle. Denn es ist aufserordentlich Homerisch zu schliefsen ᾧ ἔδωκε Κρ. π. ἀ. nemlich κοίρανος εἶναι. Ebenso sehr verrathen sich die Verse β. 254—256. die den ganzen Zusammenhang stören und an denen ich immer angestofsen bin. Auch mit ε. 342. habe ich kein Mitleid. Er verräth gar sehr die Glosse. Aber was meinen Sie, sollte nicht 341. gleiches Schicksal verdienen? Wenigstens steht er jetzt, ohne seinen Nachfolger, sehr abrupt da. Nur für β. 168. hätte ich mich verwenden mögen. Er scheint mir nicht unhomerisch, und verbindet, dächte ich, gar nicht unschicklich 167. mit 169.— β. 558. hätte mir keinen Verdacht erregt, aber Sie ahndeten wohl dort eine Lust, das Eulennest erscheinen zu lassen. Denn sonst giebt doch Homer auch bei den Phoküern v. 526. die Stellung an, so dafs das nicht so ungewöhnlich scheint. Mistrauischer wäre ich gegen β. 670. gewesen, aber da eine Stelle im Pindar auf diesen Vers oder umgekehrt Bezug hat, so wüfste ich gern, was Ihre Bücher darüber sagen, ob vielleicht etwas darunter ist, was die Zeit bestimmte, wo diese Sage vom goldnen Regen in Rhodos entstanden sey? So eben sehe ich, dafs schon der Scholiast zum Pindar diesen Vers ἀθετούμενον nennt.

Eigentlich gewundert haben mich nur 3 Stellen. α. 424. ἐς statt ἐπ'. Ich hätte mir bei εἰς mehr hinein, in die Tiefe, zu den Meergöttern gedacht. Aber wohl ohne Grund, es läuft wohl auf Eins hinaus. β. 26. kam mir εἶμι homerischer vor, als εἰμι. Ich dächte auch, es gäbe ähnliche Stellen, die es beweisen. Indefs fallen solche mir im Augen-

blick nicht bei, und mit Hülfsmitteln des Suchens bin ich gar nicht versehen. *β.* 293. *σὺν.* Da davon die Rede ist, daſs der Sturm am Auslaufen hindert (so verstehe ich wenigstens die Stelle) so dächte ich stände *παρὰ* besser. Indeſs konnte *παρὰ* auch leicht aus 297. hieher gekommen seyn. Noch V. 160. muſs ich hinzusetzen. *Εχεμονα.* Wie wird das *ε* hier lang. Die Regel, daſs wenn mehrere kurze Silben zusammenkommen, eine lang gebraucht werden könnte, habe ich immer für einen Nothbehelf der Grammatiker gehalten. Wenigstens gedacht, man müſste ihre Anwendung vermeiden, wie man könnte. Da ich einmal bei der Metrik bin, lassen Sie denn auch die Caesur bei einsilbigen Wörtern gelten, daſs Sie *β.* 196. *δη* mit *δε* vertauscht haben, und, um noch Eine Frage hinzuzufügen, nicht wahr? *β.* 109. haben Sie geändert, weil Homer *προσηύδα* nicht absolut, ohne die angeredete Person, zu setzen pflegt?

2. Ueber die Interpunction. Hierüber weiſs ich nur wenig zu sagen. Gefreut hat mich Ihre Interpunction: *α.* 434. 435. *ι. ι. πέλασαν, π. ὑφέντες, καρπ.* — 607. 608. *Ἀμφιγυήεις, Ἥφαιστος, π.* — *β.* 157. *Δ. τέκος, Ἀτρυτώνη.* Bei folgenden Stellen hingegen hätte ich gewünscht, Sie wären bei der alten Art geblieben, nemlich so zu interpungiren. *β.* 142. *ὄρινε, πᾶσι.* 380. *ἔσσεται, οὐδ᾽ ἠβαιόν.* 409. *ἀδελφεὸν, ὡς ἔπον.* 455. *ὕλην, οὔρεος.* Es kommen nemlich unzählige Stellen im Homer vor, und alle hier zuletzt genannten sind, meines Erachtens, der Art, wo erst ein Satz geradehin avancirt wird, und dann die Einschränkung, Bestimmung oder dergl. hinterher folgt. Dieſs ist natürlich der alten Sprache, so wie bei uns, den gemeinen Leuten, eigen. Der Sprechende hält alsdann vor der Bestimmung inne, und setzt sie dann mit verändertem Redeton hinzu. Dieſs nun, glaube ich, muſs ein Comma anzeigen. Ich

nehme z. B. vorzüglich den Graecismus ᾔδεε ἀδελφεὸν ὡς ἐπονεῖτο, welcher mir ganz und gar dieser Incorrectheit seinen Ursprung zu danken zu haben scheint. Man sagte erst ᾔδεε ἀδελφεὸν — er wufste von seinem Bruder. Nun sah man ein, dafs diefs zu unbestimmt sey, und setzte hinzu ὡς ἐπονεῖτο. Nachher freilich ward das Sprachgebrauch und man dachte sich nichts mehr dabei. Aber auch schon zu Homers Zeit? Nach Homer, im Pindar, u. s. f. würde ich auch kein Unterscheidungszeichen mehr machen. Aber verzeihen Sie mein Geschwätz. Ich thue überhaupt, als verstände ich etwas vom Ediren. Wozu Ihre Güte nicht verleitet? — Auffallend hingegen war mir das Comma hinter ἄστυ γ. 245. doch glaube ich Ihre Meinung zu errathen. Die Herolde darinnen in der Stadt, die u. s. w. Eine Ungleichheit glaubte ich in Folgendem zu bemerken. Mehreremale z. B. β. 224. ε. 6. haben Sie das part. vom verbo (βοῶν—νείκεε) durch ein comma getrennt. War das aber nicht auch in andern Stellen, wo Sie es nicht gethan haben, z. B. β. 263. ἀφήσω, πεπληγὼς der gleiche Fall? Für die Parenthese haben Sie ja ein ganz neues Zeichen (β. 333. 334.) eingeführt.

3. Ueber die Orthographie. Hier ist mir vieles dunkel gewesen. Ich setze nur, was mir vorzüglich ein θαῦμα ἴδεσθαι war. So α. 459. αὐέρυσαν. 541. ἀπονόσφιν. und vor allen ε. 87. ἂμ πεδίον.

4. Endlich was ich für Druckfehler halte. Ob ich darin Recht habe, überlasse ich Ihrer Beurtheilung: β. 150. νῆας ἐπ᾽ ἐσσεύοντο für νῆας ἔπ᾽ ἐσσ. — δ. 375. περὶ δ᾽ ἄλλων für πέρι. 392. ἂψ ἀνερχομένῳ für ἂψ οἱ ἀν. da ich sonst für den Vers fürchte. ε. 416. ἰχῶ für ἰχῶρ.

Soviel über das Einzelne. Die Beschreibung, die Sie mir vom Ganzen der Arbeit machen, ist schaudervoll. Aber sie hat mich auch innigst gefreut. Wer aufser Ihnen unter

allen Philologen arbeitet noch mit dieser Genauigkeit, warlich Sie erwerben Sich ein unsterbliches Verdienst um den Homer, und eine solche Ausgabe mufs Epoche in der Geschichte nicht blofs der Homerischen, sondern der griechischen Litteratur überhaupt machen. Damit Sie mehr Zeit gewinnen, billige ich sehr die Interims-Ed. der Od. und wünschte selbst eine der Ilias. Denn für Ihre Gesundheit fürchte ich doch ernstlich bei einer so ungeheuern Arbeit. Wenn Sie irgend können, liebster Freund, so schicken Sie mir doch die nun fertigen Bogen. Ich habe bis jetzt: *α.* von *v.* 410. an. *β.* *γ.* bis *v.* 319. *δ.* von 320. an. *ε.* bis 709. *ζ.* 200—259.

Nun, theurer Freund, schliefse ich den langen Brief, danke noch tausendmal für alle Belehrung, und wünsche Ihnen von Herzen wohl zu leben. Meine Frau grüfst Sie herzlich. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch mufs ich Ihnen doch sagen, dafs ich, seit ich hier bin, auch alle neuern Werke Kants von der Kritik der reinen Vern. an, die mit eingerechnet, noch einmal durchstudirt habe, und dafs ich mich mit philosophischen Ideen trage, die meine Arbeiten über die Griechen erst einleiten sollen.

XXI.

BOerner, 21. Jan. 94.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihren lieben Brief, der mir, abgerechnet, dafs Sie ihn in einer trüben Stunde geschrieben zu haben schienen, herzliche Freude gemacht hat. Wohl sind Collationiren und Thauwetter zwei Dinge, die einem die Stimmung sehr verderben können, aber er-

wehren Sie Sich dennoch dieser schlimmen Einflüsse. Freilich ist es hier leichter Rath zu geben, als zu befolgen, um so mehr, da ich Ihnen in Halle kaum einen Menschen anzugeben weiſs, dessen Gesellschaft Sie mehr als zerstreuen könnte. Warum leben wir nicht in Einer Stadt, liebster Freund? Dann wollte ich suchen, Ihnen solche Stunden zu verplaudern, und wenn es mir gelänge, so wäre der Gewinnst doppelt für uns beide. Sie wünschen noch die Blätter beantwortet, die Sie Ihrem vorletzten Briefe beigelegt hatten, und ich hatte es mir auch so auf alle Fälle schon vorgenommen. Da es nicht viel ist, was ich darauf zu sagen habe, da alles mir sehr deutlich, und mehr als das, befriedigend war, so will ich es diesem Briefe beifügen.

Vorzüglich danke ich Ihnen für die metrica. Der Unterschied, den Sie zwischen dem Homer und den Tragikern festsetzen, leuchtet mir erstaunlich ein, wenn ich gleich nicht selbst ihn mir so deutlich gedacht hatte. Am meisten hat mich das befriedigt, was Sie von der Position, und den Gründen des Unterschiedes der Röm. und Griechischen Grammatik in diesem Punkt sagen. Was aber von *βλοσυρω̄πῐς, η̄νῐν,* zu halten ist, wüſste ich lieber von Ihnen. In der Vannus muſs über den ersteren Fall etwas vorkommen, bei Gelegenheit, daſs Pauw auch am Ende der Füſse, wie hier, Silben durch Caesur lang werden läſst. Eine unerhörte Meinung, da der Grund der Caesur doch wohl darin liegt, daſs eine Endsilbe, die mit keiner folgenden verknüpft wird, ihre wahre Quantität minder hören läſst, und der Ton allemal im Aufschritt des Fuſses (wie Sie vom ganzen Verse sehr richtig bemerken, und wie bei Hephästion ein oder zweimal, jedoch nur nebenher, die Anfangssilbe jedes Verses als communis vorgestellt wird) gehoben wird, so wie er am Ende desselben natürlich sinkt. Was ich

also wissen möchte, wäre nun, ob Sie jene Stellen den Versen, wo Trochaeen vorkommen, beizählen? Dafs Sie sagen „prima in φιλος ist allerdings lang" hat mich gewundert. Ich habe sie für anceps und öfter kurz gehalten. Cf. — *οι φιλος ηεν*. Il. *α*. 361. *Ουδε φιλος* — Il. *ω*. 775. *Φιλε κασιγνητε* — Il. *δ*. 155.

Ihr Urtheil über die Aeneide hat mich sehr aufmerksam gemacht, und wenn ich, nach mehr Lektüre, sicherere Kenntnifs über Gr. Sitten habe, will ich diefs einmal zum Probierstein meiner Kenntnifs machen.

Ueber Il. VIII. 213. bin ich ganz gegen Vofs und Köppen, Ihrer Meinung. Es ist ganz offenbar, dafs zwischen Mauer und Graben ein, wenn gleich kleiner Platz war. Nun halte ich *ἐκ νηῶν* nicht blofs, wie Sie sagen auf Homerische Weise, sondern wirklich nothwendig hinzugesetzt. Ohne diesen Zusatz war die respekt. Lage des Grabens und Walls nicht bestimmt. Nun weifs man, dafs auf die Schiffe der Wall, und dann der Graben folgte. Mehr weifs ich jetzt nicht, und auch mit Fleifs will ich heute nur noch Eine Kleinigkeit hinzusetzen, damit ich Sie nicht überlade, da ich noch sehr auf eine Antwort auf meinen letzten Brief hoffe.

Diese Kleinigkeit betrift die Endsilben. Sie wissen selbst Dawes Meinung über die Pindarischen. Ich habe nunmehr genau verglichen, und es ist richtig, dafs, nimmt man alle Regeln an, die in Einer Zeile gelten (Position — folgende Aspirata — Vocal der einer langen Silbe folgt —) im Ganzen nur sehr wenig Abweichungen von einer durchgängigen Gleichheit vorkommen, dem auch wohl noch abzuhelfen ist. Nimmt man sie nun aber als gültig an, und beachtet man sie als wichtig bei Festsetzung des metri, so mufs man eine Menge (wenn nicht alle) Verse anders constituiren, als der Metricus, Hephaestion und alle viri docti; und zugleich widerspricht man der Meinung des gesamm-

ten Alterthums. Da auch in den noch übrigen Stücken griech. Musik, immer, wo eine kurze Endsilbe ist, eine Pause den Tact schliefst, so scheint diefs der Gleichgültigkeit der Endsilben die Krone aufzusetzen. Dennoch ist die Bemerkung im Pindar sonderbar, und kann nicht Zufall seyn. Auch kann man nicht sagen, die Abtheilung der Verse ist durchgängig falsch, und die scheinbaren Endsilben sind wahre Mittelsilben. Denn es müfsten doch nun in der Mitte gleichgültige Silben vorkommen, welche die wahren Endsilben wären. Ich bin daher auf eine Mittelmeinung gekommen. Beim Declamiren blieb die Stimme allemal auf dem Ende des Verses schweben. Die Endsilbe wurde also immer, wie sie auch an sich seyn, oder dem metrum nach, erfordert werden mochte, lang ausgesprochen. Daher war sie für den Dichter gleichgültig und der Leser verschafte ihm hierin eine Freiheit, die er sonst nicht hatte. Allein der aufmerksame Dichter kam doch dem Leser zu Hülfe, und setzte öfter eine lange Silbe ans Ende. Zur Unterstützung dieser blofsen Hypothese dienen vielleicht folgende Gründe: 1) der Natur der Sache nach verweilt man am Ende des Verses. 2) Pindar hat soviel mehr lange als kurze Endsilben, dafs nach einer zwar blofsen, aber gar nicht ohngefähren Schätzung unter 4 Versen 3 lange und nur 1 eine kurze Endsilbe hat. 3) Marius Victorinus sagt ausdrücklich: quia omnis depositio recipit moram. p. 2569. 4) Dawes behauptet dafs alle Endsilben der ganzen Strophe, wegen der dort nöthigen Pause als lang angesehen werden müssen, und es ist richtig, dafs Pindar bei diesen Endsilben mehr variirt, als bei den andern, woraus ich schliefsen möchte, dafs er, da hier an sich eine gröfsere Pause ist, es weniger nöthig hielt, zu Hülfe zu kommen. Sehr dawider aber ist: 1) das Wörtertheilen, das kaum ein Einhalten erlaubte. 2) Dafs Pindar ebenso genau auch die

kurzen Endsilben beobachtet. Sind hier nun alle diese Verse falsch abgetheilt? oder hielt ers für nöthig, wenn er nicht überall sich den Zwang langer Endsilben auferlegen wollte, doch Gleichförmigkeit zu beobachten, um den Leser gleich in der 1. Str. zu avertiren, wo er Schwebung hinzuthun müsse, oder wie sonst? 3) sagt auch Mar. Victorinus. p. 2505. 2506. daſs die Musiker die kurzen Endsilben lieben. Aber ist sein Zeugniſs über *Musik* geradehin gültig? Sie schienen mir neulich über die Eintheilung und Benennung der Silbenmaaſse ein wenig cavalierement, verzeihen Sie den Ausdruck der verletzten Silbenmajestät, zu reden, als wenn sie entweder so leicht, oder nicht so wichtig wäre. Aber Bentleys Abhandlung hat mich doch noch mehr in der Meinung bestätigt, daſs derselbe Vers, anders abgetheilt ganz anders gelesen werden muſs. Z. B. — ⏑ ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ — ist so — ⏑ ⏑ | ⏑ — | — ⏑ ⏑ | ⏑ — ein Jamb. so — ⏑ | ⏑ ⏑ — | — ⏑ | ⏑ ⏑ — ein Troch. Im 1sten Fall muſs ich mit Bentley so — ⏑ ⏑ ⏑ —́ | — ⏑ ⏑ ⏑ —́ in andern —́ ⏑ ⏑ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ ⏑ — accentuiren und lesen. Um nun Verse zu bestimmen, die, bloſs auf die Silben gesehen, 2 Abtheilungen erlauben, glaube ich, muſs man mehr Dinge, im Pindar namentlich das metrum der übrigen Verse der Strophe hinzunehmen. So fand ich neulich — ⏑ | — ⏑ | ⏑ | — ⏑ — Dieſs kann ein Antispasticum Glyconicum oder ein Troch. dim. brachycat. seyn. Ich fand es in 2 Oden, in einer wo sehr viel Antispasten vorkamen, in der andern, wo sehr viel Trochaeen. In der ersten würde ich —́ ⏑ — ⏑ | ⏑ —́ | ⏑ —́ in der letzten —́ ⏑ | —́ ⏑ ⏑ | —́ ⏑ | —́ lesen.

Aber was sagen Sie, daſs ich Sie nun auch mit bloſsen Muthmaſsungen und Einfällen plage. Doch brauchen Sie ja nur ein C. oder N. L. dazu machen, um mich ganz ab- oder zur weiteren Nachforschung zu verweisen.

Ihre letzten Papiere erfolgen hier. Mehr habe ich jetzt

nicht. Sie haben ja immer alle mit meinen Briefen zurückempfangen. Aber wie es mit den Papieren über Hesiodus ist, die ich noch habe und behalten, weifs ich nicht. Auf meine Sachen über die ersten 50 Verse der ἔϱγα schickten Sie mir Papiere, die ich auch noch in guter Verwahrung habe, aber blofs lateinische und offenbar *ältere.* Gleich darauf kam ich nach Halle. Dort sagten Sie mir, es hätten auch *neue* über mein scriptum dabei gelegen, und ich glaubte, ich hätte es übersehn. Ich fand aber gleich bei meiner Rückkunft, dafs nichts als jene ältere, angekommen war. Wie ist es denn nun? Schrieben Sie wirklich zu jenem Brief etwas? und blieb es vielleicht bei Ihnen liegen? Die Hesiod. Papiere, die ich nun habe, erhalten Sie auch bald.

Ihr Exemplar hat mir viel Freude gemacht. Schicken Sie es jetzt lieber so in 3 Heften. Ich danke herzlich und meine Frau auch.

Den Larcher brauchte ich freilich täglich. Denn seitdem Reitz den Borheck verlassen hat, ist er toll mit Druckfehlern. Ich bin bei keinem Capitel sicher. Die Accente weifs er gar nicht mehr zu setzen, und wirklich nicht Einmal sondern oft kommen Fälle, wie folgender *δύναμαὶ μιν* z. B. vor. Indefs warte ich natürlich gern, bis Sie ihn entbehren können. Dann aber bitte ich Sie, mir ihn und nur noch hieher zu schicken, so wie ich Sie recht sehr bitte, mir noch hieher zu schreiben. Denn da das Wetter sich so geändert hat, sind nun unsre Beschlüsse folgende. 25. reisen wir nicht, allein sobald wieder Frost einfällt, benutzen wir ihn gleich, und geschieht diefs in den nächsten 14 Tagen und darüber nicht, so reisen wir auf alle Fälle zwischen dem 8ten und 16ten Febr. wo wieder guter Mondschein ist. Denn *entweder* guten Weg *oder* Mondschein müssen wir haben.

Sagen Sie mir doch ob ich mir Schneiders Marginalien ausbitten soll.

Meine Frau grüſst Sie herzlich und wir beide alle die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Meine Abreise erfahren Sie auf alle Fälle sogleich, als sie gewiſs festgesetzt ist.

XXII.

Jena, 30. Jan. 94.

Sie sehen, mein theurer Freund, daſs ich gerade nur die Hälfte Ihrer mir zugestandnen 3 Wochen gebraucht habe. Gleich nach Ankunft Ihres Briefs habe ich mich an Ihr Werk gemacht, ihm 3—4 Tage gewidmet, und es so sorgfältig geprüft, als mir möglich war. Auch hätten Sie schon am vergangenen Posttag diese Antwort erhalten, wenn nicht die Gesundheit meines kleinen Jungen mich da am Schreiben verhindert hätte. Wir haben ihm nemlich am 15. huj. die Blattern abermals (ich glaube Sie wissen, daſs es schon im Herbst zweimal vergeblich geschah) einimpfen lassen, und da fiel gerade der Ausbruch in den Anfang dieser Woche. Um diese Zeit der Erwartung pflegt man wohl nicht recht rein gestimmt zu seyn für ruhige Untersuchung, und auch ich war es nicht, so gut alles übrigens ging. Das Kind hat etwa nur 30 Blattern, und befindet sich gesund und munter. Was aber Ihren Bogen betrift, so habe ich mir, um meiner Sache gewisser zu seyn, alle Begriffe und Gefühle zurückgerufen, die das Lesen Homers und das Zurückgehn in dieſs heroische Zeitalter

sonst in mir weckte. So habe ich Ihre Arbeit erst einmal im Zusammenhang gelesen, und alles, was Sie sagen, ruhig auf mich einwirken lassen. Dann habe ich sie noch einmal vorgenommen, einzelne Argumente geprüft, und bei dieser Gelegenheit hie und da nachgeschlagen, und ganze Homerische Stücke wieder gelesen. Das Resultat dieser Prüfung ist nach allem diesem denn doch das, wenn Sie es einmal so kurz ausgedrückt verlangen, dafs ich überzeugt bin. Indefs hat bei mir diefs keins Ihrer Argumente einzeln bewirkt, gegen jedes, glaube ich, liefsen sich mancherlei Einwendungen machen; aber ich halte es nicht für möglich, dafs jemand, der jene Zeiten nur ohne Vorurtheil kennen gelernt hat, sich der vereinten Stärke aller widersetze. Eben darum aber wird es, um überzeugt zu werden, immer nöthig seyn, sein gesundes Gefühl zu Hülfe zu nehmen, den Tact, d. h. hier, die Stimmung, die der Geist durch ein richtiges Studium der Homerischen Zeit erhält, mitrichten zu lassen. Gegen einen trocknen Streiter, der nicht eher nachgiebt, bis er per reductionem ad absurdum aus jedem Schlupfwinkel vertrieben ist, werden Sie schwerlich viel ausrichten. Ich sage diefs nicht, als würde Ihnen an der Ueberzeugung eines solchen auch nur überhaupt viel gelegen seyn, sondern blofs, um Ihnen die Totalwirkung zu zeigen, die Ihre Schrift, meines Erachtens, machen wird. Die Disposition Ihrer Argumente, glaube ich, ist Ihnen vortreflich gelungen. Vorzüglich haben Sie wohl gethan, alles auf illud *posse* (S. CXII.) zusammenzudrängen. Diese Gründe sind diejenigen, welche am meisten eines strengen Beweises fähig sind, und haben Sie diese festgesetzt, so ist es nun an Ihren Gegnern, nicht an Ihnen, mit den Schwierigkeiten der Meinung fertig zu werden. Den Beweis, dafs die Schreibkunst nicht früher, als in den von Ihnen bestimmten Perioden in Griechenland gebräuchlich gewesen

ist, halte ich für mathematisch hinreichend. Gegen diese Gründe läſst sich nichts aufbringen, und ich habe den Scharfsinn bewundert, mit dem Sie die einzelnen Momente gefunden, und vor allem auch gestellt haben. Was Sie von den Rhapsoden sagen, wird weniger Anfechtung finden, aber dennoch ist die Sache bis jetzt nie in ein solches Licht gesetzt worden, und es ist Ihnen auſserordentlich gut gelungen, ein Gemälde zu entwerfen, das den Leser gerade in den rechten Standpunkt für die folgenden Untersuchungen versetzt. Auf beiden zusammengenommen ruht nun die Hauptstärke Ihrer Beweise. Gegen diese ist mir eine einzige Einwendung eingefallen, die ich hier berühre, nicht als schiene sie auch *mir* wichtig, sondern weil sie Ihnen möglicherweise und nicht ohne Schein gemacht werden könnte. Ich nehme an, wie es gewiſs ist, die Rhapsoden sangen nur bei einzelnen festlichen oder andern Gelegenheiten, nur kürzere, leicht zu umfassende Stücke. Aber, da die Rhapsoden allen Stoff aus der Tradition entlehnten, so konnten sie kein Stück wählen, das nicht mit andern, vorhergehenden und nachfolgenden Begebenheiten, zusammengehangen hätte, und da sie sich mit jedem Stück, weil sie es in sich aufbewahren muſsten, anhaltend zu beschäftigen gezwungen waren, so muſste ihnen der Kreis, aus dem sie es genommen, vorzüglich lebhaft vorschweben, und die Arbeit ihnen in diesem leichter werden. Hatten sie nun etwas getroffen, das gerade gefiel, so war die Idee leicht, an dieſs etwas anderes zu knüpfen, das auch in der Geschichte damit zusammenhing. Sie hatten dabei wenigstens schon den Vortheil, daſs der Leser mit dem Süjet bekannter, und aus der Erinnerung des vorigen Stücks sein Interesse dafür gewonnen war. Homer mochte also zuerst nur den Zank zwischen Achill und Agamemnon gesungen haben, bis zur Entschlieſsung des ersteren nicht mehr zu

Bayerische Staatsbibliothek München

fechten. Nehmen Sie an, die Neugier zu wissen, was jetzt aus den Griechen geworden sey, habe ihn bewogen, die Geschichte ein andresmal weiterfortzusetzen, so machte diefs mit dem Vorigen schon ein gröfseres Ganze aus. Die Art zu detailliren, wie sich diefs habe weiter fortspinnen können, erlassen Sie mir gewifs, und werfen mir wohl nur die Frage auf, warum es bei Hectors Bestattung schon aufhöre? Diefs ist freilich kitzlich genug und wird nicht mehr als Vermuthungen zulassen, etwa dafs mit Hectors Tod Iliums Schiksal schon vollkommen entschieden war u. s. f. Diefs wäre der erste Schritt. Lassen Sie uns jetzt auch den zweiten thun. Homer konnte mit der Zeit darauf kommen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer schon bei einem Gesang auf den folgenden zu spannen, und so war es möglich, dafs nach und nach schon ein gewisses Ganze hervorkam. Allein ich fühle sehr wohl alle die Unwahrscheinlichkeiten, welche dieser Einfall hat, und werde durch ihn nur auf etwas andres geleitet, das mir wichtig und wahrscheinlich zugleich dünkt, womit Sie aber gewifs auch selbst einig seyn werden. Homer kann nemlich in der That Verfasser der meisten einzelnen in der Il. und Od. enthaltenen Stücke seyn, nur dafs er sie einzeln und abgesondert dichtete. Schon die früheren Homeriden können sich einen gewissen Cyclus beim Vortrag seiner Gedichte angewöhnt haben, so dafs dadurch bald längere, bald kürzere Ganze entstanden sind. Aus mehreren von diesen kann Pisistratus, oder wer es gewesen seyn mag, das Ganze, wie wir es besitzen, zusammengefügt haben. Hiebei würde ich nun vorzüglich darauf Gewicht legen, dafs schon Homer den Zusammenhang mehr vorbereitet haben kann, als man vielleicht annimmt. Denn ich halte es für unmöglich, dafs ein Genie, wie das seinige, wenn es mehrere Stücke desselben Süjets behandelt, diese nicht, ohne es sogar zu wollen,

Bayerische Staatsbibliothek München

fester in einander verschmelzen sollte. Hier wäre nun der Versuch wichtig, zu bestimmen, was nach andern Gründen der Kritik, als der Zusammenhang an die Hand giebt, nicht für Homerisch angesehen werden kann, um zu finden, wieviel ungezweifelt Homerisches übrig bliebe. In diesem Theil, gestehe ich, hätte ich mehr Ausführlichkeit gewünscht, wiewohl ich nicht entscheiden mag, ob es, wenn man auch sicher auftreten, nicht harioliren will, möglich war, viel mehr zu leisten. Nur habe ich einiges vermifst, was ich mich aus Ihren Gesprächen erinnere; z. E. vom veränderten Gebrauch des Artikels, dem plötzlichen Wechsel der Beinamen z. B. des Jupiter, und was Sie mir einmal von dem guten Zusammenhange, und dem gleichen Ton in den ersten 7—8 Büchern der Ilias sagten. Endlich dürfte Ihr Argument gegen die 6 letzten Bücher der Il. manchen Widerspruch finden. Mir selbst scheint Hectors Tod (denn die Bestattung überlasse ich Ihnen eher) dem *Zorn* so unpassend nicht anzugehören. Patroclos Tod war schlechterdings eine Folge dieses Zwistes, und dafs Achill seinen Freund ungerochen lassen sollte, war einem Homerischen Griechen ebenso unerträglich, als einem Musiker die fehlende Schlufsquinte bei einem angeschlagenen Accord ist. Soviel vom Inhalt. Die Diction habe ich nicht genug bewundern können. Es herrscht nicht nur durch das Ganze eine so grofse Leichtigkeit und Grazie, sondern auch die höheren Foderungen des Styls einer geschmackvollen Behandlung, und einer geistreichen Verarbeitung der grofsen Masse gelehrter Kenntnisse, die darin sichtbar ist, sind im hohen Grade erfüllt. Der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn geht ein gewisser leitender und sichtbarlich durch das Studium der Alten genährter Geist zur Seite. Ich weifs keine philologische Schrift, die diesen Untersuchungen gleich käme, nur mit den Lessingischen glaube ich hie und da

Aehnlichkeit der Manier bemerkt zu haben. Sie sehn, daſs ich zu einer Wärme hingerissen worden bin, der ich mich um so sichrer überlasse, als ich weiſs, daſs ich bei Ihnen von jedem Verdacht auch der *kleinsten* Uebertreibung bei Aeuſserung eines solchen Urtheils frei bin. Auch bin ich überzeugt, wird das Publicum nicht anders urtheilen. Ueber dieſs aber noch ein Wort. Der Ort, wo diese Untersuchungen stehen, Prolegomena zu einer kritischen Ausgabe, ist ihnen nicht recht günstig. Die meisten Philologen von Profession haben keinen Sinn dafür, und die Leute von Geschmack und Geist, die jenes nicht sind, werden durch die Idee, viel von Dingen zu hören, die sie nicht verstehn, abgeschrekt. Ich hielte es für sehr gut, wenn ein deutscher Auszug aus der Geschichte des Homerischen Textes in irgend einem beliebten Journal besorgt würde. Die Ideen sind zu wichtig, um nicht völlig allgemein bekannt zu werden. Die ALZ. könnte hiezu beitragen. Aber Schütz wirds recensiren wollen, und darüber wirds nie recensirt werden. — Mit meiner Arbeit war ich wirklich an einen Abschnitt gekommen. Sie werden im 2ten Stück der Horen eine Abhandlung finden: Ueber den Geschlechtsunterschied, und dessen Einfluſs auf die organische Natur, die mich so kurz sie ist, sehr viel Vorarbeit gekostet hat. Ihr werden noch einige andere nachfolgen. — Ich habe diesen Brief noch einen Posttag länger müssen liegen lassen. Der kleine Junge ist recht wohl, und die Blattern fangen an abzutrocknen. Meine Frau, die das Lateinische der Kinder wegen wieder hat aufgeben müssen, die ich aber mit Ihren Ideen bekannt gemacht, dankt Ihnen sehr dafür, und grüſst freundschaftlichst. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

H.

[*Randschriftlich.*] Ich darf doch die Folge der Bogen erwarten? Es hat sie niemand auch nur *gesehen*. Göthe allein,

der bei mir war, als sie ankamen, hat, da ich sie um den Brief zu lesen aus der Hand legte, den Titel zufällig gelesen, um Ihnen alles recht gewissenhaft zu sagen.

XXIII.

Jena, 8. März, 1794.

Schon längst, liebster theuerster Freund, hätten Sie einen Brief von mir erhalten, aber die Umstände fügten sich so sonderbar, dafs ein schnelleres Antworten mir zur wahren Unmöglichkeit wurde. Ein mit mancher andern Kränklichkeit verbundenes Zahngeschwür meiner Frau nöthigte mich, meinen Aufenthalt in Erfurt um ganze 14 Tage zu verlängern, und so kam ich erst den 25. p. hier an. Zwei Tage darauf erhielt ich Ihren lieben Brief, und seitdem ist meine Antwort theils durch die Zerstreuung der ersten Tage an einem neuen Orte, theils durch einen Besuch meines Bruders, der noch bei mir ist, theils endlich auch durch Zögern des Fiedler, da ich doch den Plato mitschicken wollte, verspätet worden. Meine Frau war bei unsrer Ankunft hier recht wohl für ihren jetzigen Zustand und ihre Kräfte überhaupt, die denn freilich ganz frei von Beschwerden kaum Einen Tag seyn lassen.

Aber Ihr Kränkeln, lieber Freund, wird mir immer bedenklicher, und nun gar Lähmungen oder doch etwas Aehnliches. Ich bitte Sie recht herzlich und dringend, entreifsen Sie Sich gleich nach Ostern dem Homer, und machen Sie den Sommer über eine Reise, aber eine weitere und zerstreuendere, als eine nach Karlsbad oder Dresden ist. Thun Sie das nicht — und beinah fürchte ich es, da ich von dem Ruf nach Kiel nichts mehr höre, Sie in Halle ein neues Quartier nehmen, und auch das Jubilaeum, das Sie

sonst eher weggetrieben hätte, wie mir Schütz sagt, unterbleibt — thun Sie, sage ich, das nicht, so laufen Sie wirklich Gefahr, durch noch schlimmeres, vielleicht auch gefährlicheres Krankseyn Sich Ihren Beschäftigungen, Ihren Freunden, und der Wissenschaft zu entziehen. Ist einmal die Iliade fertig, so können Sie ja auf Ihren Lorbeeren fürs erste ruhen, und über die übrigen Verhältnisse, die Sie etwa hindern könnten, wird es Ihnen ja möglich seyn, Sich hinwegzusetzen.

Jena gefällt uns bis jetzt sehr gut, wenn nicht, weil wir viel finden, doch weil wir wenig fordern. Wir wohnen still und ländlich in einem Gartenhause. Unser Quartier ist so klein, dafs wir nur gerade Platz und auch kein Kämmerchen übrig haben, aber bequem genug und durch Lage und Garten angenehm. Umgang wird meine Frau aufser einigen wenigen, die zu uns kommen können (und wovon ich mir bis jetzt nur zwei wünsche, einen M. Grosse und einen Sohn des Pempelforther Jacobi) nicht haben. Ich aufserdem auch nur wenig, von Zeit zu Zeit Schütz, der überaus freundschaftlich ist, Hufeland, Paulus u. s. w. Aber Sie wissen es am besten; am Umgang liegt uns sehr wenig, und wenn, wie es so gut als gewifs ist, Schiller Ostern kommt, so ist auch diesem Mangel, wenn es einer ist, ganz abgeholfen. Nur Büchercommunication ist hier klein. Indefs hat doch die Universitätsbibliothek Einiges; Einiges Schütz und andre, und so geht es auch hierin wenigstens so mittelmäfsig.

Gethan habe ich seit BOerner so gut als — nichts. Das Repertorium über die Pindarischen Silbenmaafse habe ich vollendet und damit eine so mühselige, so silbenstechende und mir sonst so wenig angemessene (aber nun zur Uebersetzung und Bearbeitung des Pindar einmal unentbehrliche) Sache, dafs ich schwerlich je wieder eine ähnliche

unternehme. Seit ich aber hier bin arbeite ich viel. Ich habe mir vorgenommen, hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück. Dafs die Griechen darüber nicht vernachlässigt werden, versteht sich von selbst. In diesen beschäftige ich mich zunächst mit der Ausgabe der Uebers. der IV. Pyth., den Untersuchungen über die Rhythmik und dem Lesen des Sophocles. Aber in der Manier mache ich, nach Ihrem Rath, mehrere Aenderungen, arbeite schneller, schneide einige unnütze und weitläuftige Arbeiten ab, kurz bekämpfe mit mehr Liberalität den Hang zur Pedanterie, ohne doch an der Klippe der Ungründlichkeit zu scheitern.

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen unbekannterweise auf das hochachtungsvollste, und freut sich im Voraus, wenn Sie seine Arbeit über die Webereien*) im Mscr. durchlesen wollen. Das meiste Neue glaubt er über den radius sagen zu können.

Ueber Ihre Anzeige, für die ich herzlich danke, urtheile ich nicht, wie Sie. Sie ist sehr gut und schön geschrieben. Bescheiden ist sie, aber ich gestehe, ich liebe die Bescheidenheit auch in dem, der mit der gröfsesten Gewifsheit reden kann, wo sie nur nicht der Sache schadet, und das glaube ich hier nicht. Aber geseufzt habe ich bei dem Bogen Ihres Homer und möchte seufzen so oft ich ihn ansehe. Ich kann mir den Gedanken nicht nehmen, dafs Sie ihm einen Theil Ihrer Gesundheit aufgeopfert haben, und so lieb mir der göttliche Sänger ist, so sind doch Sie mir so unendlich lieber!

*) Diese Arbeit ist ungedruckt geblieben. Alexander von Humboldt verfafste sie unter Heyne's lebhafter Aufmunterung zu Göttingen.

Jetzt ein Paar Worte auf Ihren Zettel, der hiebei erfolgt:

ad 1. Unter 5 Malen, als wie oft *Ατρευς* und seine deriuata im Pindar vorkommt ist prima 3mal ungezweifelt lang: Ol. XIII. 81. Isthm. V. 48. VIII. 111. und zweimal kurz Pyth. XI. 47. Ol. IX. 107. Ueber *Ατρεΐδης* belehren Sie mich aber doch nun. In Brumcks Note (ad Apoll. Rhod. I. 58.) schrekt mich der Eustathius. Im Pindar kommt die Form zweimal vor. Pyth. XI. 47. und Isthm. VIII. 111. In Pyth. XI. 47. ist nemlich das Silbenmaafs eigentlich:

⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ — — —

Diefs nennt der Metr. und Pauw ein Periodicum ex Jambis et Trochaeis, und wenn gleich die Conversion, die zum Periodicum nothwendig ist, hier nicht geht, so ists doch ein Asynartetum ex Jambico dim. brachycat. et Trochaico dim. brachycat.

⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || — ⏑ | ⏑ ⏑ — | — —

θανεν μεν αυ-τος η-ρως α-τρειδας

Hiezu hatte ich vorigen Sommer zum Pauw die Worte geschrieben:

„*Ατρεΐδας* ist nicht nöthig indem dort ebensogut (in loco impari in Trochaico) ein Spondeus stehn kann und mir diese Diaeresis nie vorgekommen ist."

Der ersten Meinung bleibe ich noch. Aber wegen der letztern Eustathius! Doch haben Sie ihn ja niedergeworfen, nur um die Gründe bitte ich, da Ihr so *grund*voller Homer so *gründe*los erscheint. In Isthm. VIII. 111. ist das Silbenmaafs das herrliche Pindaricum, was wir nur zweimal in seinen Oden haben

⏑ — — ⏑ | — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑

γεφυρωσε τ᾽ ατρειδαι-σι νοστον

Dem Metr. nach kann hier statt des Choriamben ein Melossus stehen. Dann ginge *ατρειδαισι* auch hier an, und

wirklich ist in derselben Ode 67. -των ηκου- noch ein Molossus, der aber durch -των εσακου- oder -των ακοη- emendirt wird. Und freilich findet sich der Molossus in Choriambischen Versen gewiſs nur selten und ich erinnere es mich nur in den freiern Lateinern, Terenz, Ihren Tusculanen. Hephaestion berührt den Fall nicht. Marius Victorinus. p. 2533. sagt: raro recipit Molossum. Was halten Sie aber von ατρεαδαις?

Was übrigens die Vokale ante mutam cum liquida betrift, so werde ich noch künftig eigends untersuchen, ob Pindar in ihrer Quantität gewisse Regeln befolgt, wie die Tragiker und Aristophanes (wie ich aus Morell sehe) thun sollen.

ad 2. erwarte ich eine Antwort von Ihnen. In dem Heynischen (incl. Oxfordschen) Pindar sind die Fälle, wo solche Silbe ohne ν ἐφελκ. lang seyn muſs, noch ziemlich häufig. Aber auf der andern Seite haben Schmid und hernach die Oxforder schon viele ν appingirt. Pauw thut dieſs allemal, wo die Silbe nicht auch kurz seyn darf, und selbst da hie und dort. Glauben Sie, daſs es gut wäre, einmal alle Fälle im Pindar zusammenzusuchen, und aus den Varianten zu sehen, ob die besten Codices das ν oft fehlen lassen, wie ich glaube? Oder ist die Sache schon sonst entschieden?

ad 3. ob Pauw wegen πηνεϊον Recht oder Unrecht hat, glaube ich, können nur die besten Codices beweisen. Haben alle, wie er sagt πηνειον und hat Schmid die Diaeresis gemacht (wovon Heyne und die Oxforder kein Wort sagen) so möchte ich glauben, er hätte Recht. Denn daſs Pindar Versfüſse auf erlaubte Weise verwechselt, ist mir gewiſs und diese Aenderung ist ganz gewöhnlich. Sonst aber ist die vollkommene Gleichheit immer im Pindar häufiger, und diese Diaeresis ja wohl gewöhnlich?

Adieu liebster, bester Freund. Verzeihen Sie meinem

Kopfschmerz und meiner Zerstreuung diese Flüchtigkeit. Sagen Sie mir bald nur was Sie machen! Adieu!

H.

[*Randschriftlich von Alexander von Humboldt.*] Es ist freilich viel gewagt, Ihnen Durchsicht *solch* einer jugendlichen Arbeit zuzumuthen. Was ich nur wünschte hat Wilhelm gleich als Bitte ausgedrükt. Das mag *er* verantworten. Auch glaub' ich nicht so wohl den Radius (*κερκίς*) als vielmehr den Pecten (*ξάνιον*), der bisweilen sogar mit plectrum verglichen wird und was die neueren Kommentatoren bald mit radius verwechseln, bald gar durch *Lade!* übersezen, deutlich erklären zu können. Der Pecten scheint so  ausgesehen zu haben. Wenn die Weberinnen bei ihren stehenden *ἱστοῖς* besonders beim *χιτὼν ἀρραφής* um den Stuhl herumgingen*) und den Radius (ein bloſser Stab mit umwickelten Fäden) sakkartig einflochten, so ergriffen sie den Pecten und schlugen den Einschlag damit zusammen. Da sich historisch erweisen läſst, daſs die haute lisse Weberei (welche unter Karl Martell durch die Sarazenen nach Spanien kam) *ein* Vaterland mit der altgriechischen hat, da der Pecten noch jetzt im Orient so aussieht und sich alles was Pollux vom Weben sagt nach dieser Hypothese faſslich erklärt ist, so ist sie wenigstens wahrscheinlich.

[*Nachschrift von Wilhelm von Humboldt.*] Noch hat mein Bruder Mumienleinwand untersucht, die er auch beschreiben wird.

XXIV.

Jena, 23. März, 1794.

„Besser wenig, als nichts" denk' ich, liebster Freund, und da mir durch mancherlei Dinge Zeit zu Vielem abgeht, so will ich Ihnen doch in zwei Worten sagen, daſs

*) Hiezu giebt Wilh. v. Humboldt in Parenthese folgenden Zusatz: „zum Herumgehn gehört im Pindar Pyth. IX. 33. 34. *ἱστῶν παλιμβάμους ὁδούς* et Schol. ad h. l. Da aber der Schol. sagt: *αἱ γὰρ ὀρθαὶ ὑφαίνουσαι* so scheinen andere auch sitzend gewebt zu haben, wovon mein Bruder auch Spuren hat, und worauf sich, wie er mir dictirt „die insubula oder insilia (Lucrez) beziehen"".

wir jetzt sämmtlich wohler sind, als bei meinem letzten Briefe, dafs uns Jena noch recht gut, und noch besser der schön beginnende Frühling behagt. Möchte doch es bei Ihnen auch so seyn und möchten vorzüglich erst alle Homerische Sorgen Sie verlassen haben. Sagen Sie mir bald ein Wort davon.

Die eigentliche Veranlassung dieser Zeilen, theurer Freund, war, Ihnen mein neuestes Machwerk, die 1. Pyth. mitzutheilen. Ich habe sie schnell vollendet; ich hoffe, es soll *einzelnen* Stellen nicht geschadet haben; und das *Ganze* hat sicher dadurch an Einheit gewonnen. In den vielen schwierigen Stellen der Ode werden Sie mich fast immer auf dem alten (Vor-Vossischen), hie und da auf dem Vossischen, seltner auf einem eignen Wege finden. Sie wissen, dafs ich eine Probeode drucken lassen wollte. Ich bestimme diese dazu. Sie thäten mir eine grofse Liebe, wenn Sie mir Ihr flüchtiges Urtheil über die Uebersetzung, und Ihre Meinung über jene Bestimmung zur Probeode sagten, mir aber diese Abschrift, da ich sie brauche, in 14 Tagen zurückschickten.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen mit mir auf das freundschaftlichste. Adieu. Ewig Ihr

Humboldt.

XXV.

Jena, 28. April 94.

Verzeihen Sie mir ja, liebster Freund, dafs ich Ihren mir so angenehmen Brief erst so spät beantworte. Allein in Jena hier giebt es doch hie und da eine Störung mehr, als in Burg Oerner, und da ich Sie selbst mit Homericis so beschäftigt weifs, so ists mir immer, als störte ich Sie mit Episteln.

Ihre Anmerkungen zu der Ode, von denen ich einige gewifs benutze, haben mir viel Freude gemacht, vorzüglich auch darum, weil es mir lieb war einige Stellen, wo ich von den VV. DD. abgegangen bin, durch Ihr Urtheil bestätigt zu sehen. In Ihr Urtheil im Ganzen, gestehe ich offenherzig, kann ich nicht einstimmen. Ich halte die Uebersetzung wenigstens für *meine* beste, und der Gedanke, damit vor dem Publicum zu erscheinen, ist mir noch nicht ganz vergangen. Ich sage Ihnen das ebenso offenherzig, als ich Ihnen, mein Inniglieber, für Ihre Offenheit danke. Was Ihre einzelnen Anmerkungen betrift, so fürchte ich sie nicht. Eben weil es nur einzelne sind, läfst sich das, was Sie tadeln ausmerzen und verbessern. Das thue ich auch gewifs an mehr als Einer Stelle. Mit einigen aber kann ich nicht übereinstimmen, und hoffentlich sehen wir uns ja bald einmal wieder, um Gründe gegen Gründe zu wechseln. Muthloser macht es mich, dafs ich aus Ihrem Briefe schliefse, dafs auch das Ganze Ihnen nicht gefallen hat. Flecken lassen sich auswischen; aber solche Radicalgebrechen sind und bleiben radical. Und mir selbst waren matte Uebergänge und holprichte Stellen hie und da an der Ode fatal, und sind es zum Theil noch. Deswegen, aber eigentlich durch Ihr Urtheil bewogen, habe ich den Druck der Probe, den ich sonst gleich besorgt hätte, wenigstens bis Michaelis hinausgeschoben. Theils wird bis dahin mir das Ding zur besseren Beurtheilung fremder; theils ists ja möglich, ich übersetze bis dahin eine, die besser geräth. Nur über zwei Dinge noch eine Bemerkung und dann genug davon! Sie fragen: wird den Musen irgendwo die Harfe so beigelegt, dafs sie spielen? Aber, wenn Sie nicht die Schwierigkeit in der Gattung des Instruments suchen (Harfe), kommen nicht Musen, mit Saiteninstrumenten in der Hand auf Gemmen unzähligemale

vor, und soll das nicht eignen Gebrauch anzeigen. Ist das aber nicht, sollte nicht *begleitender Schmuck* ebenso vage als *σύνδικον κτέανον* seyn? Dafs ich den Typhoeus freilich sonderbar ein *kriechendes Ungeheuer* nenne, haben Sie aus seiner Lage auf dem Bauch unter dem Aetna hergeleitet. Allein ich bin durch eine Stelle im Strabo l. 16. wo es heifst, dafs einige glaubten, er sey eine Schlange gewesen, und vorzüglich durch eine Gemme in den „Pierres gravées du Cabinet du Duc d'Orléans" darauf gekommen, in der er wirklich statt der Füfse Schlangengewinde hat.

Sie wünschen etwas über meinen hiesigen Aufenthalt zu hören, und ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, dafs ich noch mit keiner Stadt so zufrieden gewesen bin. Die Gegend ist so sehr schön, und Gesellschaft brauche ich so gut, als gar nicht zu sehen, ohne darum mit den Leuten auf üblem Fufs zu stehen. Dabei sind mir doch einige Männer hier wirklich interessant, Schütz, Hufeland, Paulus, und diese kann ich gerade alle ohne alle gêne geniefsen. An Büchern ist auch wenigstens nicht eben Mangel und überdiefs brauche ich jetzt wieder nicht sonderlich viele. Denn ich mufs Ihnen nur offenherzig gestehen, dafs Philosophie und Politik der Philologie wieder viel Raum abgenommen haben. Indefs geschieht doch etwas Griechisches täglich. Stellen Sie Sich vor, schon im Herbst haben mir S. und H. angeboten, mit an der ALZ. zu recensiren. Allein der nach Auleben addressirt gewesene Brief hat sich verloren. Jetzt habe ichs angenommen, jedoch mir vorbehalten nur äufserst wenige, und blofs mir selbst interessante Bücher zu nehmen. Nur um nicht gleich anfangs so ekel zu scheinen, habe ich unbedeutende übernommen, und werde in wenigen Tagen ein halb Dutzend Rec. von Stapel gehen lassen.

Meine Frau, die Sie herzlich grüfst, erwartet ihre Nie-

derkunft jetzt täglich. Ihr Befinden ist doch meist leidlich. Gut kann man freilich eigentlich nicht sagen. Desto munterer ist unsere Kleine. Die Entbindung melde ich Ihnen so schnell, als möglich.

Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin und grüfsen Sie innigst Ihre lieben Mädchen. Leben Sie wohl, theurer lieber Freund, und schicken Sie mir bald den Rest der Ilias, der mir dadurch doppelt willkommen seyn soll, dafs ich Sie dann frei und ungebunden weifs.

Ewig Ihr
Humboldt.

[*Nachschrift.*] Der Larcher erfolgt anbei. Wir sind aber schon in 2 Tagen noch mit dem ganzen Vater der Geschichte fertig und ich danke also für die Folge. Schütz hat den Larcher auch und hat ihn mir geliehen. Sie haben noch Reinholds Vorstellungsvermögen von mir. Könnte ichs wohl zurückerhalten?

[*Randschriftlich.*] Auf den Herodot denke ich lasse ich für meine Frau die Anabasis und dann — wenn der Thucydides noch zu schwer ist — Xenoph. Griech. Gesch. folgen.

XXVI.

Jena, 30. May, 94.

Schon längst, liebster Freund, hätte ich Ihren herzlichen, uns so willkommenen Brief beantwortet, wenn nicht mein Schwiegervater und Schwager die ganze vergangene Woche bei mir zugebracht hätten, und ich dadurch gänzlich in der Ordnung meiner gewöhnlichen Beschäftigungen gestört worden wäre. Verzeihen Sie also, dafs Sie erst jetzt unseren innigsten Dank für Ihre liebevolle Theilnahme empfangen; gewifs ist er aber darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Ganz unsern und Ihren freundschaftlichen

Wünschen gemäſs, geht es mit meiner Frau recht gut, und sie ist sehr wohl und munter, auch wenigstens bei weitem nicht so entkräftet, als wir es fürchteten. Der kleine Junge gedeiht auch. Wir nennen ihn Wilhelm, und es fehlt Ihnen also kein Datum mehr zur Dedication. Die Schwester wundert sich höchlich über ihn, und weist oft mit Fingern auf ihn. Das Mädchen wird jetzt täglich lieber und unterhaltender. Nur mit dem Sprechen will es gar noch nicht fort. Sie sagt kaum mehr, als im Winter in BOerner. — Mit Ihrer Lage, theurer Freund, bin ich gar nicht zufrieden. Ihnen dieſs geradezu zu sagen, müssen Sie schon meiner Freundschaft erlauben. Sie verlieſsen Ihr Haus ja, weil es zu eng war, und nun haben Sie ein noch engeres. Ich sehe Sie also in Gedanken im Herbst wieder ausziehn, und wieder neue Störung und Mühseligkeit erdulden. Wenn Sie nur indeſs erst mit dem Homer fertig sind. Aus dem Bogen, der in Ihrem letzten Brief lag sehe ich doch daſs damals χ schon angefangen war. Sie vergessen doch nicht mir, sobald der Druck fertig ist, alle mir noch fehlenden Bogen zu schicken, und meine Frau wartet auch ungeduldig auf ihr schönes Exemplar. Ich habe jetzt 1 Bog. Prol. und vom Text Bog. *A—Q*. incl. und vom 2ten Th. Bog. *O*. Die Prol. haben mir groſse Freude gemacht, und mit ungeduldiger Sehnsucht sehe ich der Folge entgegen. Sie sind vortreflich geschrieben, und setzen die höchsten Grundsätze der Krit. nicht nur sehr klar, sondern auch so bestimmt, als bisher noch nirgends geschehen war, aus einander. Vom Text habe ich neulich etwa 10 Bücher in Ihrer neuen Ausgabe gelesen. Ich bin auf zwei Kleinigkeiten im Druck gestoſsen, die Sie aber gewiſs schon bemerkt haben. VII. 385. *Ατρειοη* und 403. *υιες* ohne Spiritus und Accent. — Der Morgenstern erfolgt anbei zurück. Ich habe ihn ganz und mit allen beweisenden Noten, die mir

manchmal zu gehäuft scheinen, gelesen, und er hat mir viel Vergnügen gemacht. Auch bin ich nicht Ihrer minder lobenden Meinung. Das Plat. System scheint mir von der Seite, welche die Schrift behandelt, nicht bloſs richtig, sondern auch in Platos Geist dargestellt. In der Hauptidee, dem Zweck der Republik, war ich — wir sprachen ja auch schon davon — schon vorher der Meinung des Vfs. Im zweiten Theil, glaube ich, hätte er das Verhältniſs der Plat. Vorstellungsart zur heutigen Krit. Phil. genauer darlegen sollen, und ich gestehe, daſs es mir vorkommt, als würde, wenn er dieſs gethan hätte, einige Unrichtigkeit zum Vorschein gekommen seyn, die jetzt verborgen ist. Ich schlieſse dieſs aus einigen Aeuſserungen über die (meiner Meinung nach offenbar nicht ganz lautere) Reinheit des Plat. Moralsystems. Indeſs ist dieſs nicht wichtig. Denn ich will nicht sagen, daſs er das Plat. System nicht richtig dargestellt hätte, sondern bloſs, daſs er das Verhältniſs desselben zur wahren Phil. nicht genug erwogen hat. Was die Darstellung betrift, so wünschte ich einige Mängel weg, welche die Arbeit so ganz, als eine jugendliche charakterisiren. Dahin rechne ich vorzüglich die ganze und an so ungleiche Männer gerichtete Dedikation, im Text selbst aber Weitschweiſigkeit, Herbeiziehung zu weit entfernt liegender Gegenstände, und zu groſse Ausführlichkeit in den Beweisstellen. Hier haben Sie mein vollständiges Urtheil. Um dieſs in eine förmliche Recension zu verwandeln, müſste ich einen groſsen Theil des Plato neu, und einen andern wiederholt lesen. Dieſs liegt jetzt zu sehr auſser meinem Gesichtskreise. Sie verzeihen also mein Ablehnen. Ich befolge dabei das Gesetz, das ich mir überhaupt bei der ALZ. ausbedungen habe. Ich habe gleich erklärt, daſs ich kein Buch recensiren würde, als solche, die *mich* und gerade zu der *Zeit* sehr interessirten, und die ich auch ohne

Mitarbeiter zu seyn, sehr aufmerksam gelesen haben würde, daſs ich also ein fleiſsiger Rec. schwerlich seyn dürfte. Die lange pol. Rec. habe ich Gottlob nicht auf dem Gewissen. Sie hat Sie getäuscht, da Sie wahrscheinlich das Buch nicht gelesen haben, und sie passabel geschrieben war. Sonst ist sie elend, und gereicht der ALZ. zur Schande. Denn das Buch ist ein sehr merkwürdiges Buch. Die Schriften über Aristol. Rhet. und den Aristoph. Byz. hatte ich schon, wie den Morgenstern, im Meſskatalogus angestrichen, und werde sie also mit groſsem Vergnügen durch Sie erhalten.

Doch Adieu. Grüſsen Sie freundschaftlichst von uns beiden Ihre Frau Gemahlin und Ihre lieben Mädchen, und bleiben Sie hübsch wohl und gesund, oder besser werden Sie es.

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Der engl. Phädrus ist mit einem langen Briefe von mir, der auch Bemerkungen von meinem Bruder enthielt am 10ten März hier abgegangen. Ich habe veranstaltet, daſs ein Laufzettel nachgeschickt worden ist. — Schreiben Sie mir ja recht bald wieder.

XXVII.

Jena, 25. Jul. 94.

Wie leid thut es mir, liebster Freund, wenn ich unsre Korrespondenz jetzt ansehe, und sie mit dem vergleiche, was sie in Burg Oerner war. Das Andenken an diese langen und fast wöchentlichen Episteln macht mir den sonst nicht sehr angenehmen Winteraufenthalt noch oft reizend und ich möchte Jena, so sehr es mir auch hier gefällt, gram werden, daſs es hierin eine Aenderung gemacht hat. Allein

immer denke ich, wenn Sie einmal mit dem Homer fertig und im Reinen sind, so sind Sie mehr Herr Ihrer Zeit, und dann überwinden Sie vielleicht Ihre Abneigung, dem Papiere viel anzuvertrauen. An mir solls dann sicherlich auch nicht liegen. Zwar werden Sie es wunderbar finden, daſs ich das mit so vieler Zuversicht in einem Briefe zu sagen wage, der selbst über volle 14 Tage nach dem, den er beantworten soll, folgt. Allein dieſsmal verdiene ich reines Mitleid, nicht Tadel, und das werden Sie, gütiger nachsichtsvoller Freund, mir nicht versagen. Schon seit 4 Wochen bin ich nun im eigentlichsten Verstande und sogar mehr als bloſs kränklich. Damit Sie aber nicht erschrecken, so setze ich gleich hinzu, daſs ich auch jetzt in der Besserung bin, und daſs sich nun hoffen läſst, daſs diese einmal total seyn wird. Aber vier Wochen sinds wirklich nun, daſs ich das dreitägige kalte Fieber bekam, und dieser liebliche Gast hat mich mit Verweilen, und Gehen und Wiederkommen so hingehalten, daſs ich an keine Arbeit, ja keine Beschäftigung nur, die ich mit Freude thun wollte, denken konnte. Jetzt bin ich fieberfrei, und leide nur noch an kleinen Nachwehen, worunter groſse körperliche und geistige Abspannung die unangenehmste ist. Von Störungen im Studiren kann ich überhaupt seit dem Winter ein Liedchen singen. Vor dem Fieber schon zog mir die Krankheitsmaterie im Körper herum, und brachte mich manche schöne Woche um alle Stimmung, und damit haben (meist Familien-) Besuche abgewechselt, so daſs ich nicht zu gar vielem gekommen bin. Von Jena aus werden Sie noch manchen Brief hoffentlich bekommen. Denn (aber unter uns) ich werde den künftigen Winter noch hier zubringen. Es gefällt mir ausnehmend gut hier, und eine Stadt zu nennen, in der ich durch die Stadt selbst zugleich so ungestört und so angenehm gelebt hätte, sollte mir schwer wer-

den. Von der eigentlichen Gesellschaft lebe ich ganz getrennt, ob ich gleich alle ihre einzelnen Mitglieder kenne, und viele einzeln von Zeit zu Zeit sehe. Selbst das Schützische Haus, das doch immer noch das sociableste hier ist, besuche ich nicht viel, so lieb ich auch Schützen selbst habe. Dafür aber habe ich einen täglichen Umgang an Schiller, meinem alten Freunde, von dem ich schon ein Paar Jahre getrennt lebte, und dessen Wiedersehen ich nun um so mehr geniefse. Wir sind alle Abende zusammen, und leben äufserst glücklich mit einander. So, bester Freund, stehts mit mir. Meine Frau und Kinder sind gesund, die letzteren gedeihn und wachsen, und Sie würden Sich freuen, das Mädchen jetzt wiederzusehn. Aber wollen Sie diefs im Ernst nicht einmal wieder thun? Nach dem Homer werden Sie einer Erholung bedürfen, und Sie fanden sie ja sonst gern bei uns. Ich sehne mich sehr, Sie einmal wieder recht zu geniefsen. Wir haben über so viele Dinge mit einander zu reden, und auch unabhängig von dem ist auch das Sehen so viel bei Leuten, die man herzlich lieb hat. Ich dächte also, Sie kämen. Kommen Sie nach dem 1sten Octbr. — denn eher fürchte ich, läfst Ihnen auch der Homer keine Mufse — so können Sie bei uns wohnen. Wir ziehen aus und haben dann ein geräumiges Haus. Was meinen Sie?

Vofs hätte ich unendlich gern gesehn, und hätte ich nur gewufst, welche Tage er gerade in Weimar war, so wäre ich geradezu hingereist. Was Sie mir von ihm sagen, vermehrt noch meine Begierde. Grade aber, wie Sie mir von ihm sagen, so höre ich ihn auch von andern beschreiben, die ihn auf dieser Reise kennen gelernt haben. Sein Urtheil über meine Oden ist mir sehr wichtig gewesen, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Haben Sie vielleicht daran gedacht, dafür zu sorgen, dafs er sie

nicht in dem Musenalmanach abdrucken läfst? Ich bin verlegen darüber. Ich mag ihm nicht gern schreiben, es sähe wie ein Vorwurf über sein langes Stillschweigen aus. Die mythol. Briefe (1 Th.) habe ich selbst und habe sie schon gelesen. Sie haben mir aufserordentlich viel Freude gemacht. Nur besser, natürlicher geschrieben wünschte ich sie.

Schneider hat mir vor ein Paar Monaten seinen Pindar, d. h. seine mit vieljährigen Marginalien beschriebene Handausgabe geschickt. Es ist sehr mühsam etwas herauszuklauben. Ich will indefs doch sehen, was sich thun läfst.

Uebrigens denke ich ungern an den Pindar. Es macht mich immer erröthen, wenn ich bedenke, dafs die Probeode schon gedruckt, und so viele andre schon übersetzt seyn sollten. Ueberhaupt kann ichs nicht läugnen mufs die Philologie jetzt der Philosophie, Politik, Aesthetik u. s. f. ein wenig bei mir nachstehn. Indefs ist doch kein Tag sine linea. Ich lese jetzt mit meiner Frau, nachdem wir die Homerischen Hymnen absolvirt haben, den Apollon. und die Anabasis. Der Apollon. macht mir mit seiner Gelehrsamkeit oft viel zu schaffen. Glücklicherweise habe ich hier auf der Bibliothek eine Stephan. ed. mit den Schol. erwischt und die Brunckische besitze ich selbst. Im Sophocles habe ich nur erst 4 Stücke gelesen. Ihre Odyssee hat mir eine herzliche Freude gemacht, wie so alles, was mir von Ihnen kommt, und dann weckte die Vorr. so viele Reminiscenzen in mir wieder auf. Diese Vorrede ist äufserst hübsch, sie wird nicht blofs die Wirkung thun, die Sie erwarten, den Grammatikern und der edlen Kunst selbst mehr Diener zu erwerben, wenigstens schaamrothe Gesichter zu machen, sondern sie ist auch so schön und frei geschrieben, dafs ich sie mit innigem Vergnügen gelesen habe. Zu erwiedern wüfste ich nichts auf den Gehalt der Vorrede. Es wird

schwerlich eine einzige bedeutende Stelle seyn, über die wir nicht schon mit einander conferirt hätten. Aber wann erscheint denn nun die herrliche Ilias? Meine Frau kann die Zeit nicht erwarten, ihr schönes Exemplar auf Schweizerpapier zu erhalten, und noch mehr sehnet sie sich, so wie ich, die Zeit zu wissen, wo Sie nun ruhiger und mit mehr Muſse Ihre arme Gesundheit pflegen können. Leben Sie recht herzlich und innig wohl! Das wünschen wir beide Ihnen und Ihrer Familie und lassen Sie ja wieder bald von Sich hören. Wir lieben Sie so herzlich.

Ihr

H.

XXVIII.

Jena, 22. Dec. 94.

Fast möchte ich verzweiflen, mein theuerster Freund, noch ferner ein Wort von Ihnen zu hören, so lang ist es schon, daſs ich von Ihnen und dem Homer, der doch wohl einen Theil der Schuld trägt nichts höre. Wenn Sie mir aber auch in dieser Zeit nicht schrieben, so kann ich mir doch den wohlthätigen Glauben unmöglich nehmen, daſs Sie manchmal meiner und der Meinigen gedachten, und daſs die herzliche Freundschaft, durch die Sie mir so manche glückliche Stunde schenkten, trotz unsrer längeren Entfernung, gewiſs noch immer dieselbe ist. Schön wäre es aber, wenn Sie mir selbst einmal doch Ein Wörtchen sagten, wenn ich einmal wieder erführe, wie es mit Ihrer Gesundheit, Ihren Unternehmungen, Ihrer Laune steht. Gewiſs, ich sehne mich recht innig darnach, und bitte Sie inständigst wenigstens um irgend ein Zeichen des Lebens und fortdauernden Andenkens.

Mir geht es ganz wohl und ebenso auch den Meinigen,

die recht wohl sind. Die Kinder wachsen heran, und Sie sollten Sich freuen, das älteste Mädchen nun so hübsch laufen und sprechen zu sehn. Es macht uns tausend Freude. Uebrigens habe ich jetzt entsetzlich viel zu thun. Ich habe angefangen hier Anatomie bei Loder zu hören, und das raubt mir den ganzen Vormittag von 9 Uhr an. So leid es mir indefs auch manchmal um diese Stunden thut, so sehr interessirt mich doch das Studium, und auf dem Wege, den ich einmal eingeschlagen hatte, war es mir unentbehrlich. Auch ist es im Grunde ja nur diefs eine halbe Jahr. Hernach kann ich es mit Gemächlichkeit treiben, um nicht zu vergessen, oder es sogar für mich selbst weiterzubringen. Meine zweite Hauptbeschäftigung sind meine eignen Ausarbeitungen und die wissenschaftlichen Untersuchungen — jetzt meist philosophischer Art — die sie fordern. Von diesen, denke ich, sollen Sie, liebster Freund, bald etwas in der neuen Monatsschrift sehn, die Schiller herausgiebt, und deren Ankündigung Sie vielleicht schon in der ALZ. lasen. Ich lege Ihnen demungeachtet noch einige mit hier bei. Es wäre mir angenehm, wenn Sie dieselben Ihren Freunden gelegentlich mittheilen wollten. Ich erwarte sehr viel von diesem neuen Werk, und der Kreis der Materien, den es sich vorschreibt, ist meinem eignen Geschmack so gemäfs, dafs ich schon darum ihm gern einen Theil meiner Mufse widme. Dafs indefs die griechischen Musen ganz vergessen wären, müssen Sie nicht denken. Es vergeht kein Tag sine Graecis. Ich bin jetzt beim Euripides, den ich mit meiner Frau lese, und dessen matte Weitschweifigkeit uns nicht selten ermüdet. Indefs mufs man doch auch dadurch, und nach dem Plane, den ich mir für meine griechische Lectüre gemacht habe, liegt er mir jetzt grade auf dem Wege. Neben ihm lese ich noch die Cyropaedie, die trotz der Sau- und Rinderhirten, und mancher langweiligen

Tiraden meiner Frau doch recht gut gefällt. Durch sie und die Anabasis denke ich soll sie nun in die Atticismen eingeweiht genug seyn, um mit ziemlichem Fortgang sich an den Thucydides zu wagen, wenn ich nicht vorher noch etwas Platonisches versuche.

Und nun leben Sie recht wohl, mein herzlich geliebter theurer Freund. Grüfsen Sie alle die Ihrigen von mir und den Meinigen herzlich, und sagen Sie mir doch bald ein Wort. Ich hange gewifs immer mit so herzlicher Freundschaft an Ihnen und an allem, was Ihnen nah ist. Adieu!

Ihr

H.

XXIX.

Jena, 3. J[uni], 95.

Wie geht es, lieber bester Freund, und wie ist es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch gegangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verschlief ich es um eine Viertelstunde und Sie waren schon fort. Gegen Mittag kam Göthe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äufserst gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode, und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, dafs in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sey. Böttiger hat letzten Freitag eine Abhandlung bei Göthe gelesen, wo er beweist, dafs eine von Psammetichus berufene Jonische Colonie zuerst auf Papy-

rus geschrieben habe. Gestern und heute blieb Göthe hier und morgen gehe ich mit ihm auf 2—3 Tage nach Weimar. Aufser Einigem an meinen metris ist seit Ihrer Abwesenheit nicht viel bei mir geschehen. Indefs ist doch die Anzeige Ihrer Odyssee fertig *), und Sie müssen nicht schelten, wenn ich sie beilege. 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in graecis et latinis. 2) Habe ich mich emancipirt, über die Ungenauigkeit unserer Philologen zu spötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, so ist so etwas bei einem *jungen* Rec. immer bedenklich. 3) Ist mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279. äufserst schwierig, nemlich die Worte: *Ἡγέλοχον — ἐπῶν λέγειν.* Ich verstehe es: „da er den Heg. gedungen hatte, die erste Rolle zu spielen." Allein sollte er diefs wirklich gethan haben? Heg. war ein *τραγικὸς* und Strattis wollte ihn verspotten. Ich meine also, Strattis fingirt diefs in seinem Stück, spielt Komödie in der Komödie und macht den Heg. zu einer handelnden Person. Ferner, ohne Rücksicht auf meine Anzeige, mufs es *ἀνθρωποραίστης* oder *—ρέστης* heifsen, und was bedeutet beides? Dafs ich übrigens das Schol. so breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. das Vergnügliche liebt, und damit durch die versähnlich gedruckten Zeilen angelockt, auch blofse Dilettanten die Anzeige lesen möchten, da sie doch nur für diese calculirt ist; die Kenner wissen selbst woran sie sind. Der letzte Grund warum ich schicke ist, dafs es doch, wie Göthe immer sagt, hübsch ist, auch Kleinigkeiten, gemeinschaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, ist die Anz. freilich geworden; ich schätze sie ein Blatt. Allein ich sehe doch nichts geradezu Ueberflüssiges, und wenn Predigten

*) Man findet sie in der ALZ. 1795., Nr. 167. (16. Juni) und in den vorlieg. gesammelten Werken. Bd. I. S. 262 bis 270.

und Romane so weitläuftig recensirt werden, weifs ich nicht, wozu man so wortkarg bei wichtigen Dingen seyn soll. Ich bitte Sie indefs, das Ganze anzusehen, und mir mit unserer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünschten, zu sagen. Es soll dann nach Möglichkeit geschehen. Mit nächster Post erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält manchmal auf, weil sie nicht selten 14 Tage voraus sind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als Antwort auf diesen Brief, zu erhalten hoffe. Welch eine innige Freude haben Sie uns wieder mit Ihrem gütigen Besuche gemacht! In meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich mufs Sie recht bald wiedersehen, lieber, theurer Mann. Hier der Anacharsis und filius dei, die Sie vergessen. Meine Frau dankt und grüfst herzlich. Tausend Empfehlungen allen den Ihrigen und viele Küsse insbesondere dem lieben Hannchen.

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich habe Göthe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Proleg. durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun.

XXX.

Jena, 15. Jun. 1795.

Ich hatte mir fest vorgenommen, Ihnen schon vergangenen Posttag zu schreiben, innigstgeliebter Freund, aber ein Besuch von ein Paar Bekannten aus Dresden, und ein sehr langer Brief von meinem Bruder über wissenschaftliche Gegenstände aus der Physik und Anatomie hielten mich ab. Also erst heute meinen herzlichsten Dank für die

so schön und freundschaftlich wiedereröfnete Correspondenz. Es soll nun in einem ordentlichen Zuge fortgehen, und ich freue mich schon im Voraus auf diese so lang unterbrochen gewesenen Unterhaltungen. Ich fange nun von neuem die alte Einrichtung an, und sammle Ihre Briefe so, dafs ich sie Ihnen zurückschicken kann. So kann Ihnen doch das, was Sie mir sagen, auch nachher, ohne neuen Zeitverlust brauchbar seyn. — Es hat mich frappirt, dafs Sie in Ihrem Briefe bemerken, dafs wir eigentlich wenig Gespräch mit einander gepflogen in den frohen glücklichen Tagen, die wir hier mit einander verlebten. Auch ich hatte schon vorher bei mir dieselbe Bemerkung gemacht, und es hat mich von neuem darin bestätigt, dafs die Freundschaft so unglaublich mehr auf den Empfindungen, Gesinnungen, Charakter, der ganzen Art zu seyn, als auf einzelnen, wenn gleich noch so richtigen Ideen und Meinungen beruht, und so viel mehr daher aus dem Anschauen, Umgehen, blofsen Beieinanderseyn, als aus eigentlichen Gesprächen, den gerade ihr eigenthümlichen Genufs zieht. Bei mir fühle ich es auch lebhaft, dafs die Länge der Zeit, in der wir uns nicht gesehn, gar sehr auf meine Art zu seyn gewirkt hatte. So innig und anhaltend ich mich auch mit Ihnen in Gedanken beschäftigt hatte, so war mir die Nähe, das unmittelbare Anschauen so neu, dafs es schon allein mich ganz erfüllte, und mir einen unbeschreiblichen Genufs gab. Dieser Genufs, liebster Freund, und Ihre liebevolle Güte mögen Ihnen Bürge dafür seyn, dafs ich, sobald ich kann, wieder in Ihre Arme eile, und Ihnen, insofern es irgend thunlich ist, auch die Meinigen mitbringe. Ich könnte Ihnen mit Gewifsheit versprechen, Sie in etwa 10—14 Tagen zu sehen, wenn es noch in unserm Hause, als bei Ihrer Anwesenheit wäre, allein leider ist es sehr anders, obgleich nicht schlimm. Unser Mädchen hat seit 6 Tagen die Ma-

sern, und da sie wohl und munter dabei ist, und auch nicht die mindeste Gefahr nur geahndet werden kann, so ist es uns von dieser Seite zwar sehr lieb. Aber unsere Reisepläne kann es sehr dérangiren. Sie wissen, dafs sowohl der kleine Junge als ich selbst der Ansteckung ausgesetzt sind, und es bleibt uns nun nichts übrig, als das Schicksal walten zu lassen. Meine Berliner Reise war auf den 1. Jul. festgesetzt, und ich dachte einige Tage früher bei Ihnen zu seyn. Bekommen wir nun gleichfalls die Masern, so ist alles geändert, und so kann ich noch jetzt nichts bestimmen. Bekommen wir sie aber auch nicht, so sieht es doch — ich rede völlig offenherzig — um die Hallische Reise mifslich aus. Wenn es irgend möglich ist, mufs ich den 4—6ten Jul. in Berlin seyn. Anderer Gründe nicht zu gedenken, habe ich in diesen Tagen dort ein Geldgeschäft zu arrangiren, das zwar durch einen andern, aber nur mit Kosten und Weitläuftigkeiten verrichtet werden kann. Früher aber als den 1. Jul. wegzureisen, wird darum nicht gut angehn, weil die Masern gewöhnlich später anstecken, so dafs in demselben Hause mehrere Personen sie in Intervallen von 14 Tagen bekommen. Kaum werde ich also früher als zur Zeit der Abreise selbst sicher seyn, nun nicht durch mein Kind angesteckt zu seyn. Indefs sind diefs alles nur Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Gewifs ist dabei blofs, dafs wir *nichts vorher* bestimmen können, sondern Sie auf jeden Fall überraschen müssen. Herzlich lieb ist es mir daher, dafs Sie nicht schon, aus gütiger Rücksicht auf uns, Anstalten in Trotha gemacht zu haben scheinen. Dafs wir (ich meine uns beide) aber Sie im Herbste besuchen auf unserer Rückreise, das glaube ich, nicht blofs in Rücksicht auf unseren *Willen*, sondern auch auf die Umstände, mit Sicherheit versprechen zu können. Wir gehen alsdann so von Berlin nach Burgörner und folg-

lich sogar über Halle. Da in dieser Zeit Kl— nicht dort ist, ist es so keine üble Periode. Indefs will ich damit einen früheren Besuch nicht abgesagt haben. Nur *Gewisses* können wir *jetzt* nicht bestimmen.

Wer hätte wohl gedacht, liebster Freund, dafs, nachdem wir soviel vom Schol. Arist. gesprochen, ich ihn so wenige Tage später selbst im Hause haben würde. Sie werden Sich zwar wundern, wie meine Frau ihn mir *vor* dem Geburtstag gegeben. Allein das ging durch eine Uebereilung von ihr, durch die sie sich verrieth, und nun habe ich die Freude und das Buch um soviel früher. Für Ihre Bemühungen und schnelle Besorgung meinen innigsten Dank; ich will sehen, ob ich Ihnen den Gebrauch, den ich von dem grofsen Folianten mache, durch einige Bemerkungen über eine oder die andere Stelle zeigen kann.

Die Anzeige habe ich an den notirten Stellen verändert, auch habe ich die Emendat. die Sie mir mitgetheilt, gebraucht. Da ich sie blofs anzuzeigen hatte, so nahmen sie wenig Platz ein, und ich habe meist alle angeführt. Aber was meinten Sie mit λ. 596? Ich finde dort schlechterdings keine Aenderung als, dafs Sie den gravis am Ende in einen acutus verwandelt haben. Glaubten Sie κραταῖ' ἴς geschrieben zu haben? Es thut mir leid, dafs Sie soviel Mühe mit dem Dinge gehabt; desto mehr aber bin ich Ihnen für die Uebernehmung derselben verbunden. Ein Paar Nachlässigkeiten, die mir entwischt waren, waren unverzeihlich.

Mit dem *Vater* haben Sie mir recht viel Freude gemacht. Indefs war der Aristoteles nicht vergessen. Ich habe wirklich die ganze Poetik vorläufig durchgelesen, und in meinem nächsten Briefe denke ich Ihnen Zweifel genug zu schicken. Diese Poetik ist ein höchst sonderbares Produkt, und in Rücksicht auf die Ideen hat vorzüglich das

Problem: inwiefern ein Grieche, in dieser Zeit, diefs Werk schreiben konnte? mein Nachdenken am meisten gespannt. Es ist in der That ein gar sonderbares Gemisch von Individualitäten, die darin vereinigt sind, und schon aus diesem einzigen Werk halte ich es für eine wichtige Untersuchung, den Aristoteles in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, und zu zeigen, wie er in Griechenland aufstehen konnte und zu dieser Zeit aufstehen mufste, und wie er auf Griechenland wirkte? Sie wundern sich vielleicht, und vielleicht mit Recht, dafs ich den Stagiriten gleichsam ungriechisch finde. Aber läugnen kann ich es nicht. Seit ich ihn kannte fielen mir zwei Dinge an ihm auf: 1) seine eigentliche Individualität; sein reiner philosophischer Charakter scheint mir nicht griechisch, scheint mir auf der einen Seite tiefer, mehr auf wesentliche und nüchterne Wahrheit gerichtet, auf der andern weniger schön, mit minder Phantasie, Gefühl und geistvoller Liberalität der Behandlung, der sein Systematisiren wenigstens hie und da entgegensteht. 2) In gewissen Zufälligkeiten ist er so ganz Grieche und Athenienser, klebt so an griechischer Sitte und Geschmack, dafs es einen für diesen Kopf wundert. Von beiden Sätzen fand ich Beweise in der Poetik, oder vielmehr ich glaubte sie zu finden. Die Poetik scheint mir übrigens weniger ein grofses Werk, als das Werk eines grofsen Mannes. Dieser blickt hie und da, indefs nicht häufig heraus, und gegen den Kunstrichter wäre nach allgemeinen Ideen allerlei einzuwenden. So wenig bedeutend ich aber die Poetik in philosophischer Rücksicht halte, so sehr ist sie es gewifs in historischer, und von dieser Seite hat sie mich unendlich interessirt. Bedenken mufs man nun wohl auch, dafs das Büchelchen, soviel ich weifs, nur Fragment eines gröfsern ist.

Was sagen Sie zu unsers Spaldingii Rec. über Vofs

Luise in der ALZ. Viel ist freilich nicht daran, aber „bis dat, qui cito dat." Ich beschäftige mich, für jetzt blofs aus eigenem Interesse, sehr viel mit der Luise. Ihre Idee der Aehnlichkeit mit den Mimen hat mich aufmerksam gemacht. Wo steht wohl noch etwas über diese? Ich habe zur Hand: Vossius de instit. poet., Valckenaer ad Adon., Ziegler, und Becher de Laberio. Ist Menagius ad Diog. Laert. hierüber sehr wichtig? Soviel ich jetzt sehe, waren die Mimen Schilderungen einzelner Scenen des Lebens, und ihr Verlust ist unendlich zu bedauern. Die Luise ist ihnen freilich in *dieser* Bestimmung ähnlich, aber ihre *wesentliche* Eigenthümlichkeit scheint mir sehr verschieden. Luise hat mich auch zum Theokrit, den ich noch wenig kannte, geführt. Ich habe ein Paar Idyllen gelesen. Es ist eine eigne Gattung und ein eigner Geschmack, doch unbeschreibliche Anmuth selbst in Niedrigkeiten und Zoten.

Aber genug des Geschwätzes für heute. Leben Sie herzlich wohl, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Meine Frau will selbst schreiben. Ich lege beifolgendem Pakete die Iliade, die Sie zurückwünschten, bei. Mein Gothaer Homer ist gekommen und ist prächtig, obgleich einige Seiten gelitten haben. Doch ist es nicht viel, und der Druck gleicht, wo es ist, einem Druck auf Pergament. Göthen thäten Sie gut ein Exemplar zu schicken. Es würde ihn sehr freuen zu sehen, dafs Sie Sich seiner so lebhaft erinnern. Ich dächte aber blofs ein geheftetes, es geht sonst so langsam. Er ist noch diesen Monat durch in Weimar, dann geht er nach Karlsbad, da er an Flüssen ein wenig leidet.

Ihr

H.

XXXI.

Jena, 26. Jun. 95.

Die Masern, lieber theurer Freund, sind zwar nicht gekommen, aber es ist darum kein Haarbreit besser mit der Gesundheit gegangen. Ich habe den Pyrmonter getrunken, wie ich auch noch thue, und der hat mich sehr stark angegriffen. Vormittags machte er mir Beschwerden im Magen, Nachmittags war ich einige Stunden regelmäſsig wie betrunken, und Abends schon nach 8 Uhr so müde, daſs ich wohl oder übel zu Bett muſste. Vorgestern war der erste Tag, an dem dieſs anders war und an dem ich mich wirklich recht wohl befand. Aber gerade vorgestern überfiel mich beim Spazierengehen plötzlich ein solcher Regen und Wind, daſs ich mich erkältete, und gestern und heute an Kolik litt. Indeſs versichert Stark, daſs es, wenn dieser kleine Zufall vorüber wäre, besser gehen würde, und unsre Reise ist noch auf Mittwoch festgesetzt.

Bei so bewandten Umständen werden Sie es mir, hoffe ich, schon verzeihen, wenn mein Brief noch heute ohne Fragen über den Aristoteles erscheint. So etwas gehört doch immer zu den Beschäftigungen, die Stimmung und Heiterkeit fodern, und beides hat mir mein Befinden nur in sehr geringem Grade gelassen. Aber der Aristoteles begleitet mich nach Berlin, und wird gewiſs nicht weiter hinausgesetzt. Auf Ihre Abhandlung über Aristoteles ästhetische Ideen bin ich äuſserst begierig; da ich aber noch gar nichts geleistet, so ist es nicht an mir zu fodern, auch ist es mir in der That lieber, wenn Sie mich erst die Poetik grammatisch durchgehen lassen, wozu denke ich nur 3—4 fragende Briefe gehören werden. Dann bin ich besser mit dem Ganzen bekannt und kann besser Rede und Antwort geben. Wie gern will ich Ihnen dann alle meine Gedan-

ken, *über* und *zu* den Ihrigen recht ausführlich mittheilen, und wie herzlich würde ich mich freuen, wenn ich mir dann schmeicheln könnte, daſs wir gemeinschaftlich gearbeitet hätten. Sie sehen also daſs es mit dem Aristoteles mein völligster Ernst ist, und um alles noch fester zu machen, will ich Ihnen ein bestimmtes Versprechen thun. Nach diesem Brief schreibe ich Ihnen nun zunächst erst wieder den 7. Jul. aus Berlin, da nur ein Zeichen des Lebens und der Ankunft, dann aber zuverlässig den 14. Jul. über mehrere Kapitel der Poetik. Es ist das Erste, woran ich mich in Berlin mache.

Jetzt in diesen Tagen der Schwachheit und zugleich, wegen der bevorstehenden Reise, der Zerstreuung habe ich wieder, wie seitdem schon einigemale die Silbenmaaſse vorgenommen. Ich habe mich jetzt fest entschlossen, meine *Resultate* über Pindars Metrik, wie sie jetzt sind, vollständig zu ziehen. Ich bin weit entfernt, diese jetzt schon für das ganz Vollendete zu halten, was man doch über einen so beschränkten und eigentlich winzigen Gegenstand muſs liefern können. Aber ich fühle die Nothwendigkeit mich zu fixiren, und bestimmt zu wissen, wo ich stehe. Es ist dieſs schon nöthig, um die Metra der Dramatiker mit festerem Blick zu durchsuchen. Denn ich war immer und bin noch fest entschlossen, diese schlechterdings zu Hülfe zu nehmen. Doch macht Pindar schon eine hinlänglich groſse Masse aus, so daſs man die meisten seiner Versarten aus ihm selbst erklären kann. Nur bei einzelnem wird man gewiſs zu den übrigen Lyrikern seine Zuflucht nehmen müssen. Ich will daher jetzt vollständig, aber so kurz, als möglich, meine Grundsätze über Pindars Metrik, und über die Art, wie er in dieser Rücksicht emendirt werden muſs, aufstellen, und wenn ich finde, daſs ich schon mit dem jetzt Gesammelten Gewiſsheit und Bestimmtheit genug

erlangen kann, so will ich eine Partie Oden, wenn nicht das Ganze durchgehen, und die Stellen angeben, 1) wo bisher ohne Noth emendirt worden ist, 2) wo noch emendirt werden muſs. Nebenher im Arbeiten komme ich jetzt, da ich mehr das Ganze vornehme, auf ganz neue Ansichten. So glaube ich schon jetzt den Bau der Strophen wieder, seit ihrem Hierseyn besser einzusehen, und neuerlich habe ich auch über die Caesur im Ganzen und in einzelnen Versarten allerlei, soviel ich weiſs, noch Unbemerktes, aufgefunden. Wenn ich fertig bin, etwa im Herbst, da ich nur einzeln arbeite, theile ich Ihnen das Ganze mit.

Daſs Sie mit der Anzeige so zufrieden sind, ist mir herzlich lieb, und mein Zweck ist ganz erfüllt, wenn Ihr Abdruck dadurch früher verkauft wird. Von den Prolegomenis hat mir Hufeland nichts gesagt, und vorschlagen mag ich mich nicht. Ich vermuthe, daſs es einem andern übertragen ist.

Haben Sie schon ***Paulus,*** des hiesigen, Erklärung gegen Voſs im IB. der LZ.*) gesehn. Er ist nemlich der Recensent der Henleyschen Observ. Mich interessirt der ganze Streit nicht sonderlich, ich bin nur auf Voſs Antwort begierig. Ein etwas schlimmes Spiel kann Voſs dadurch haben, daſs er dem Rec. ***Absichten*** beigemessen zu haben ***scheint,*** was nun freilich sich nie streng erweisen läſst. In Paulus Erklärung ist es nicht unwahr, daſs Voſs seinem bloſs philologischen Streit eine zu groſse und allgemeine Wichtigkeit beilegt. Im Ganzen ist mir aber das Ding ärgerlich, weil die Anti-Vossianer es für sich brauchen werden, und ich dieser Parthei immer gram bin.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Freund!

*) Intelligenzblatt der Allgm. Lit.-Ztg. Jahrg. 1795, Nr. 65. (S. 519.)

[*Randschriftlich.*] Wohin Sie auf 3 Monate reisen sollen? — Ich dächte zu Vofs und in die Gegend. Aufser Deutschland ist die Zeit zu kurz. In Deutschland scheint mir jene Gegend die ruhigste und interessanteste. Sie müfsten denn nach *Wien* der Bibliothek wegen wollen.

Mein Schwiegervater hat mir zu meinem Geburtstag die Graevius'sche Edition des Callimachus von 1697 geschenkt. Ich hätte lieber die Ernestische gehabt. Doch ist das Exemplar prächtig.

XXXII.

Tegel, 17. Jul. 95.

Wenn ich auch nicht ganz genau Wort halte, theurer Freund, so können Sie doch nicht sagen, dafs ich leere Versprechungen mache. Hier haben Sie in der That Fragen über das erste Drittel der Poetik. Wenn ich mich aber dieser Fragen rühme, so ists nur ihrer Existenz, nicht ihrer Beschaffenheit. Ich habe sie im Lesen, wie sie mir einfielen (so wollten Sie es ja) niedergeschrieben, aber heute, da ich sie im Zusammenhange überlese, möchte ich mich doch beinah meiner incuria schämen. Es wird Ihnen vorzüglich zweierlei daran auffallend seyn. 1) Mufs es, dächte ich, in diesen ersten 6 Kapiteln bei weitem mehr bedenkliche Stellen geben, als ich angemerkt habe; und 2) bin ich bei den bemerkten so ausführlich gewesen, dafs mich Ihre Zeit dauert, wenn Sie es lesen wollen. Der letzte an sich verzeihliche Fehler entstand nun freilich blofs aus Mangel an Sorgfalt; aber der erste darf mir nicht so ungestraft hingehn. Ich mufs wirklich gestehen, dafs ich sehr genau gelesen, und alle Stellen angemerkt habe, wo ich wirklich anstiefs, und mir nicht zu helfen wufste, und dafs ich von diesen sehr gewissenhaft keine übergangen habe. Alle übrigen also sind von der Art, dafs ich einige

Rechenschaft über sie geben kann. Von welcher Art diese ist, bitte ich Sie nun durch Gegenfragen zu prüfen, die ich nach Möglichkeit beantworten will. Um die Gefälligkeit dieser Gegenfragen bitte ich Sie in der That recht ernstlich; es ist überhaupt mein Fehler auch bei dem ernsthaftesten Vorsatz zu leichtsinnig zu lesen. Ich helfe gern dem Ausdruck, wo er mangelhaft ist, nach, übersehe dadurch manche wirklich verdorbene Stelle, wenn ich auch ihren Sinn *errathe*, oder misverstehe auch wohl in der That andere. Mit Einem Wort: es fehlt mir an *kritischem Mistrauen*. Gegen diesen Mangel würden Gegenfragen treffliche Dienste thun. In Absicht meiner Fragen haben wir ja wohl schon abgemacht, daſs Sie bloſs beantworten, wozu Sie jedesmal gleich Lust haben, und mich mit allen übrigen auf Ihren künftigen Commentar verweisen, wenn Sie mir nicht nach Endigung aller meiner Fragen, Ihre schon fertigen Noten schicken wollen, was freilich überaus gütig und schön wäre. Können Sie aber auch dieſs nicht, so versagen Sie mir wenigstens alsdann nicht Ihre kritisch ästhetische Abhandlung. Ich bin äuſserst begierig auf dieselbe. Meine groſse und gänzliche Unbekanntschaft mit dem Arist. wird Ihnen jede Zeile verrathen, und ich bin gern zufrieden, wenn Sie nur nicht auch Beweise von Unbekanntschaft mit der Griech. Sprache überhaupt finden.

Spalding ist neulich ein Paar Stunden hier bei mir gewesen. Er ist noch ganz der Alte und ich gewinne ihn immer mehr lieb. Der Quintilian soll, wie er behauptet, nun die einzige Beschäftigung seines ganzen künftigen Lebens seyn, und es soll immer eine ed. nach der anderen davon erscheinen. Wirklich scheint er recht fleiſsig. Ueber Ihre Prol. denkt er völlig, wie man muſs. Nur jammert er, daſs er immer so leicht überzeugt sey. Aber über einen Accent hat er mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Warum

haben Sie Il. ε. 116. nicht φῖλαι sondern φίλαι geschrieben? Sie hatten gewifs gute Gründe, mich ärgert nur, sie nicht selbst zu wissen.

Haben Sie schon Vofs Gedichte Theil 2. angesehn? Sagen Sie, wie er auf folgende unglückliche Wendung gekommen:

Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel bereitet,
Nikias, weder in Salbe, so scheint es mir, noch in Latwerge,
Als Pierinnengesang.

Noch mufs ich Ihnen etwas recht Sonderbares erzählen. In den Trachin. kommt doch gleich Anfangs vor: φοιτῶν ἐναργὴς ταῦρος. Diefs übersetzt Spalding: „er frequentirte unser Haus als ein offenbarer Ochse".

Was ich Ihnen aber für wunderbare Dinge schreibe. Indefs denke ich, ists Ihnen, lieber Freund, nicht undienlich, einmal Ihr Zwergfell zu erschüttern, und auch mir kanns nicht schaden. Ich bin noch gar nicht ganz wiederhergestellt, und Selle erklärt mein Uebel für Haemorrhoidal-Obstructionen. Ich trinke Pyrmonter und reite täglich spazieren. Vielleicht hilft diese Kur.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Sie hat ein sogenanntes Gerstenkorn an Einem Auge, sonst ist sie recht leidlich wohl, und jenes kleine Uebel wird wohl schon morgen vorüber seyn. Die Kinder sind munter und guter Dinge.

Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, empfehlen Sie uns allen den Ihrigen.

Ihr

H.

XXXIII.

Tegel, 1. Septbr. 95.

Auch ich, liebster Freund, habe sehr viel bei Ihnen zu entschuldigen, so schnell ich mir auch vornahm, Ihren Brief

zu beantworten. Aber ich lebe hier in einer Menge von Zerstreuungen und Geschäften (versteht sich nicht litterarischen) dafs ich selten nur an einen ordentlichen Brief kommen kann. Desto herzlicher danke ich Ihnen für den Ihrigen, und die schönen Nachrichten, die er mir von Ihrer Gesundheit und dem Fortgange Ihrer Arbeit giebt. Auch mir ist meine Pyrmonter Brunnencur, von der ich Ihnen ja wohl schrieb, sehr gut bekommen, und ich befinde mich recht wohl. Meine Frau ist gleichfalls gesund, und die Kinder wohl und munter.

Die Einrichtung mit dem Aristoteles billige ich recht sehr. Das Einzige, was ich daran auszusetzen haben möchte, ist dafs ich fürchte, Sie schicken mir zu spät oder langsam. Verzeihen Sie die Besorgnifs, aber bei Ihren Geschäften ist sie doch so ganz eitel nicht. Sobald Sie mir schicken, gehe ich gewifs ans Werk, und so streng ich vermag. Dafs ich vielen Stellen vorübergegangen bin, glaube ich gern, wahrscheinlich auch solchen, die nicht eben Meuchelmörder und versteckt sind. Ich bin in der Kritik und vielleicht leider nur da zu gutmüthig. Die Gutmüthigkeit in diesem Felde hat gewöhnlich einen Grund, der das Herz auf Kosten des Verstandes mit einer Tugend bereichert. Ich habe wenig im Griechischen hier thun können, und aufser dem Lesen mit meiner Frau, das auch lahmer gegangen ist, blofs die Lysistrata, die Thesmophoriazusen gelesen. Aus der Lysistrata habe ich den ersten schmutzigen Akt sogar, und ich glaube nicht unglücklich, in freie Jamben blofs zu meiner und einiger ungriechischer Freude Erlustigung übersetzt. Der Aristophanes zieht mich gar sehr an. Er ist ein wahrhaft dichterisches Genie, und dem Umfang nach, gewifs ein weiteres, als alle Tragiker, dabei die Diction so prächtig, und trotz aller Licenzen, so rein, und der Versbau göttlich. Sonst geschieht hier für die Metrik nichts, da ich meine

Papiere nicht alle mitnehmen mochte. In Jena habe ich noch recht viel gethan, und ich denke, Sie bekommen noch vor Ende des Jahres eine Arbeit, die nicht mehr aus bloſsen Collectaneen besteht und ein Urtheil erlaubt. Wozu Sie mich in Absicht des Aristoteles auffordern, habe ich hin und her bedacht; aber wenn ich es recht genau überlege, so, glaube ich, ist es besser, man läſst von dieser Bearbeitung alles Philosophische weg, und macht sie bloſs kritisch und historisch. Sie wünschen nemlich, wie es mir scheint, eine Abhandlung beizufügen, die eine erschöpfende Theorie über das Wesen der Poesie aufstelle. Allein dieſs hat unendliche Schwierigkeiten. Freilich ist man durch die jetzige Lage der Philosophie, vorzüglich durch die Kantischen und Schillerschen Bemühungen, jetzt mehr zu leisten im Stande, aber die Forderungen sind auch soviel gröſser, und der Vorarbeiten noch immer nicht genug. So etwas auszumachen, erforderte ein eignes Buch. Wäre aber auch dieſs nicht, so glaube ich, stände so etwas in einer kritischen Ausgabe, und überhaupt neben Aristoteles Poetik am unrechten Ort. Die Poetik ist doch eine bloſse Skizze, enthält bloſs 3, 4 wichtige (aber auch capitale) Ideen, und ist, wenigstens meines Erachtens, übrigens für die Philosophie und Aesthetik ganz unbedeutend. Für die Geschichte hingegen und das Empirische der Künste ist sie unschätzbar. Sagen Sie ob Sie hierin mit mir einerlei Meinung sind, lieber Freund, sonst bin ich immer sehr erbötig, auch hier meine Ideen mit den Ihrigen auszuwechslen. Der Gegenstand ist zu interessant, als daſs ich es nicht wünschen sollte. Auch möchte ich um alles in der Welt nicht, wenn Sie schon Mehreres hierüber gedacht, oder gar niedergeschrieben hätten, Veranlassung werden, daſs Sie das jetzt wenigstens liegen lieſsen. Ich bitte Sie vielmehr recht sehr, es vorzunehmen, und wenn Sie mir die Freude machen wollen, mir

mitzutheilen. Ich werde Ihnen meine Gedanken um so lieber mittheilen, als ich Ihnen hier nützlicher seyn kann, da ich hier wenigstens eine ausgebreitetere Lectüre besitze. Aber überlegen lassen Sie uns hernach, ob Sie es nicht besser auf die andre Weise dem Publicum übergeben, selbst ob nicht lieber Deutsch, als Lateinisch, wo wenigstens mancher Leser, der sonst nicht incompetent ist, Schwierigkeit finden kann.

Böttiger ist ja nach Hamburg gereist. Geht er auch nach Eutin? Für Voſs polemischen Brief meinen herzlichen Dank. Seine Bekehrung freut auch mich. Aber in welcher beneidenswerthen Unschuld lebt Born, daſs er sogleich auch den 2ten Th. der Prolegomena erwartet.

Meine Frau grüſst Sie herzlich und die Ihrigen, wie auch ich. Leben Sie innigst wohl!

Ihr

H.

XXXIV.

Tegel, 30. Octbr. 95.

Es ist mir mit der Antwort auf Ihren letzten lieben Brief, liebster Freund, recht unglücklich gegangen. Alle Posttage habe ich mir vorgenommen, ihn zu beantworten und immer kam mir etwas dazwischen. Besonders hat mir der Druck des Schillerschen Musenalmanachs, den ich hier besorge, seit dieser letzten Woche viel an den Posttagen, wo auch gewöhnlich Correcturen ankamen, zu thun gegeben.

Daſs Sie nicht haben herkommen und nichts thun können, hat uns sehr geschmerzt und noch mehr die Ursachen, die Sie anführen, und die jede einzeln schon nicht angenehm sind, vielmehr wenn sie conferto agmine erscheinen.

Möchte nur die Gesundheit bald besser gehen, ich hatte so gute Hofnungen nach dem Bade, und auch diese mufsten wieder vergeblich seyn. Das Uebrige wird sich wohl eher finden.

Also beim Tacitus müssen wir uns Sie jetzt denken? Freilich möchte ich Sie lieber immer bei den Griechen sehen, aber der Tacitus interessirt mich auch sehr, und ich freue mich, ihn bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu lesen. Jetzt bin ich ihm ganz fremd geworden. Wenn ich ihn mehr werde wieder gelesen haben, müssen wir einmal über seinen Styl reden. Mir haben die grofsen Lobpreisungen desselben nie eingehen wollen. Man läfst so leicht die Art, wie der Stoff selbst behandelt ist, die Fülle der Gedanken, die Schilderung der Charaktere u. s. w. mit in das Urtheil über die Schreibart einfliefsen und doch mufs beides immer so sehr geschieden werden. Ihren Noten über die Poetik sehe ich mit grofser Begierde entgegen, und ich bitte Sie ja, sie nicht so oft abzuschreiben. Wenn mir schon beim ersten Abschreiben nichts mehr zu erinnern übrig bliebe, wie wird es gar beim 6ten oder 7ten seyn? Ich bin recht fleifsig, obgleich in dem ganzen Cyclus meiner Studien, die ich mir jetzt recht gut geordnet und geründet habe, die Fortschritte im Einzelnen nicht wenigstens in kleinen Zeitabschnitten so bemerkbar sind. Indefs bin ich im Ganzen immer zufrieden. Mit meiner Frau habe ich jetzt den Sophocles beendigt, und wir wollen, ehe wir zum Aeschylus gehen, wieder ein halb Dutzend Stücke des Euripides lesen. Wir haben jetzt mit der Alceste angefangen, die aber ein jämmerliches Machwerk ist. An die Stelle des Xenophon ist jetzt auch der Arrian getreten. Lateinisch haben wir von neuem und nun recht ernstlich angefangen. Ich habe zuerst die Beschreibung der Gallischen und Germanischen Sitten im Caesar genommen, und wir

gehen nun zu dem geliebten C. Nepos. Ich halte es doch für nöthig mit solchen leichten Sachen erst anzufangen.

Im Aristophanes bin ich jetzt bei den Wolken. In diesen ist mir die erste sogenannte Parabasis des Chors sehr aufgefallen. Aristophanes rühmt sich dort der Vermeidung von einer Menge Unanständigkeiten, die er in andern Stücken ohne Scheu begeht. Wie geht es zu, dafs er hier gleichsam zwei Arten des Geschmacks einander entgegensetzt? Ich möchte daraus schliefsen, dafs er selbst eine Revolution desselben erlebt habe. Der Plutus unterscheidet sich von allen Stücken, die ich bisher gelesen, am meisten. Er nähert sich der neueren Komödie und hat keine der Ausgelassenheiten, die in den andern so sehr herrschend sind. Stehen nun etwa die Wolken (nemlich die Zeit ihrer zweiten Aufführung, oder vielleicht gar ihrer dritten Umarbeitung) zwischen diesen beiden Epochen in der Mitte, und läfst sich aus dieser Parabasis ein geänderter Volksgeschmack schliefsen? Ich sollte allerdings denken, ja. Nur wundert es mich, dafs ich diesen Punkt in der Geschichte der Veränderungen der Komödie nirgends bemerkt finde. Auch müfste es interessant seyn, den Gründen nachzuspüren, die hier die Veränderung hervorbrachten. Gewifs haben Sie öfter über diese Dinge nachgedacht, und darum bitte ich Sie doch recht sehr, mir kurz einige Aufschlüsse hierüber zu geben. Dafs in den Wolken die Bearbeitungen mehrerer Zeiten zusammenkommen, scheint mir offenbar. Selbst die Wolken haben Ungezogenheiten, die denen gleich kommen, welche jene Parabasis tadelt, und auffallend ist es, dafs der Dichter sich darüber aufhält, dafs die andern Komiker noch den schon todten Kleon verspotten, und doch selbst gleich darauf denselben Fehler begeht. Fast sollte ich glauben, das Stück wäre, wie wir es da haben, nicht aufgeführt worden, es sey nur die letzte Bearbeitung, die zweite oder

die dritte. Aristophanes sei über dem Ausfeilen hingestorben, und daher entsprängen jetzt die offenbaren und wunderbaren Ungleichheiten.

Eine andere Sache, die überaus kontrastirend im Aristophanes auffallen mufs, ist auf der einen Seite die ungeheure Licenz, die schrecklichen Zoten, die blofs schmutzigen Unanständigkeiten, ja manchmal die wirklich unwitzigen Einfälle, wie z. B. das ewige *ληκύθιον ἀπώλεσεν* in den Fröschen, auf der andern Seite die dichterischen Schönheiten einiger Chöre, die männliche Beredsamkeit in einigen Parabasen, die Genauigkeit und Reinheit der Sprache, und vor allem die Sorgfalt und der unbeschreibliche Wohlklang des Silbenmaafses, worin er mir alle Tragiker zu übertreffen scheint. Es wird unendlich schwer diese Discrepanzen in demselben Kopf zu vereinigen, und nur Ein Gesichtspunkt scheint mir hier wieder den Ausweg zu geben. Der Dichter war, wie der Redner, wie überhaupt der ächte Grieche nicht anders seyn konnte, eine öffentliche Person. Er wollte nicht eigentlich eine Komödie schreiben, er wollte vor dem *Volke* einen Kampf eingehn, und siegen. Er mufste seinen Richtern (denn das Volk hatte doch immer grofsen Einflufs auf die Beurtheilung) huldigen, und selbst, wenn er das nicht wollte, mufste die Gegenwart der Menge ihn elektrisiren, ihn anreizen, zu ihr herabzusteigen, sich mitten unter sie zu versetzen. Aber mehr, als in diese Sitte, wie in eine Schaubühne hinuntersteigen, that er auch nicht; er nahm diefs Element gleichsam an, aber in demselben bewegte er sich frei und nach seiner Weise. Nun war er wieder edel und geschmackvoll, nun erschien er wieder als Er selbst.

Mein Papier und meine Zeit, liebster Freund, gehn zu Ende. Leben Sie recht herzlich wohl, und werden Sie wieder heiter. Wir reden unzählige Male von Ihnen. Grü-

ſsen Sie alle die Ihrigen. Meine Frau läſst Ihnen alles mögliche Gute und Liebe sagen.

Ihr

H.

XXXV.

Tegel, 9. Novbr, 95.

So, liebster Freund, geht es gut mit unsrer Correspondenz. Wie herzlich will ich mich freuen, wenn Sie so fortfahren, und unser Briefwechsel wieder dem Burgörnerschen lebhaften Gange wenigstens nah kommt.

Für die Sendung danken wir herzlich. — Seit einiger Zeit will es mit meiner Gesundheit gar nicht recht fort. Ich habe länger als acht Tage mich mit rheumatischen nicht sonderlich schmerzhaften, aber äuſserst störenden Uebeln geplagt, und meine arme Frau ist eben jetzt wieder viel ernsthafter an Krämpfen krank. Gefährlich ist keiner der Zufälle, die sie seit einiger Zeit immer abwechselnd verfolgen, aber sie sind doch alle mehr oder weniger Zeichen einer Schwäche, der wenigstens abgeholfen werden muſs, wenn sie nicht bedenklich werden soll. Desto wohler und muntrer sind unsre Kinder, die uns viel Freude machen.

Ueber den Aristophanes sehe ich also soviel, daſs ich ganz richtig vermuthet habe. Daſs ich *vermuthe,* wo man *wissen* kann, müssen Sie theils meinem Büchermangel, theils meiner Art zu studiren, wo ich mehr die Quellen, als Bearbeitungen derselben lese zu Gute halten. Daſs man drei Ueberarbeitungen der Wolken annehmen müsse, hatte ich aus Petitus in der Küsterschen Ed. Nach dem Aristophanes, den ich doch in nicht gar zu langer Zeit zu endigen denke, bin ich gesonnen an den Demosthenes zu gehn, mit Ihrer Leptinea und Spaldings Midiana anzufangen, und mir dann,

so gut es geht, mit dem Reiske zu helfen. Zu diesem Studium brauchte ich nun höchst nothwendig eine genaue Geschichtskenntnifs von Athen, und hier weifs ich, aufser den gewöhnlichen in dieser Rücksicht viel zu wenig ausführlichen Büchern, gar keine Hülfsmittel, deren ich mich bedienen könnte. Können Sie mir nichts vorschlagen? Ich wünschte nur ein trocknes Verzeichnifs der Vorfälle en détail von Jahr zu Jahr. Lassen sich Corsini's fasti Attici hiezu sicher und bequem genug brauchen? Ich glaube sie hier auf der Bibl. zu finden. Habe ich die Hauptredner und den Aristoteles (der dann folgen soll) hinter mir, so kann ich schon sichrer seyn, dafs meine Kenntnifs der Griechen nicht mehr einseitig ist. Vor dem Lesen des Aristophanes war sie es sehr. Aristoph. führt einen unläugbar in eine ganz neue Scene ein; ein Gleiches müssen einigermaafsen noch die Redner thun; und ebenso auch Aristoteles, der mir eine ganz eigne Originalität, die auf den ersten Anblick sehr von der Griechischen Art abweicht, und dann doch wieder so sehr mit ihr übereinstimmt, zu besitzen scheint. Bis zur Beendigung dieser noch sehr herkulischen Arbeit, werde ich nebenher, auch auf Veranlassung meiner Frau noch manches gelesen haben, und dann nur an das Complettiren meiner Lectüre, vorzüglich aber an die Sammlung von Resultaten zu denken haben. Es ist mir noch immer ein angelegner Gedanke, endlich eine, auf ganz eigne und in der Extension und Intension vollständige Lesung der Quellen gegründete Schilderung der Griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden zu entwerfen, und wenn diefs zu Stande käme, so vereinigten sich darin auf eine recht gut geordnete Weise meine philosophischen, naturhistorischen und philologischen Bemühungen. Scheitert der Plan, so hat doch die Idee dazu meinen Studien eine für mich selbst sehr zweckmäfsige Richtung gegeben.

Eigentlicher Fragen über den Aristoph. wüfste ich kaum von Belang. Freilich ist mir noch Einiges, das ich auch sorgfältig angemerkt, dunkel geblieben. Indefs will ich Sie jetzt nicht damit aufhalten. Durch das meiste kommt man doch vermittelst des Scholiasten, Bruncks und der übrigen DD. VV. durch. Freilich mag es manchmal nur so so seyn und etwas falsches mit durchlaufen. Indefs mufs man auch für reifere Jahre etwas übrig behalten.

Ich hätte gewünscht, lieber Freund, dafs Sie Ihrer Erklärung gegen Herder *) nicht erwähnt hätten, damit auch ich darüber schweigen könnte. Jetzt mufs ich Ihnen gestehen, dafs sie mir sehr leid gewesen ist. Auch hätte ich gehofft, Sie würden von einem Angriff, der die Horen zugleich mit trift, in Rücksicht auf meine genaue Verbindung mit Schiller mich mit ein Paar Worten vorher benachrichtigt haben. Sie fragen mich jetzt um meine Meinung und hier ist meine offenherzigste.

Zuerst von der Sache selbst. Sie werden mir, als einem aufmerksamen Leser Ihrer Prolegg. zutrauen, dafs ich die einzelnen von Herder begangenen Unwissenheiten, und die sich durch die schwankende Unbestimmtheit des Ganzen verrathende Unkenntnifs unmöglich übersehen konnte. Ehe ich eine Zeile Ihrer Erklärung las, war es bei mir ausgemacht, dafs H. nirgends ein festes Resultat herausbringt, und überhaupt die Sache auf eine ganz falsche Weise angreift, der einzelnen Fehler nicht zu gedenken. Soweit sind wir völlig einig. Allein dennoch, ich gestehe es Ihnen

*) Diese Erklärung Friedr. Aug. Wolf's ist im Intelligenzblatt der Allgem. Lit.-Ztg. Nr. 122 S. 979—81 abgedruckt. — Die Herder'sche Abhandlung „Homer, ein Günstling der Zeit" stand zuerst in den Horen, 9tes Stück S. 53 bis 88; dieselbe enthalten auch „Joh. Gottfr. Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst" Theil 10. (Tübingen 1808.) S. 251—324.

ganz frei, hat mir auch das wiederholte Lesen desselben viel Vergnügen gemacht, und ich kann nicht anders als behaupten, daſs er sehr viel Geist und eine gar nicht gemeine genialische Ansicht der Dinge verräth. Man kann, dünkt mich, gar nicht zu historischen Untersuchungen gemacht seyn, und also die Hauptfrage eines solchen Aufsatzes gänzlich verfehlen, und doch viel Genie in der ästhetischen Beurtheilung des Alterthums besitzen, und nebenher neue und interessante Bemerkungen machen. Solche, glaube ich z. B. §. 7. vorzüglich S. 74. 75. und selbst nicht am wenigsten in der Stelle, die Sie in ein sehr ungünstiges Licht stellen §. 5. S. 64. 65. zu finden. Was H. an der einen Stelle über die Einheit der Griechischen Kunstwerke, und an der andern über die Gleichheit des Charakters in den bildenden und redenden Künsten sagt, kann ich nicht anders als für neu, mit Geist beobachtet, und mit nicht geringem schriftstellerischem Talent gesagt erkennen. Allerdings könnten auch diese Stellen bestimmter ausgedrückt und mehr entwickelt seyn; allein dieſs ist einmal nicht H. Manier, und seine besten und unverkennbaren Vorzüge hängen mit diesem Mangel zusammen. Soll man der Individualität, der Originalität gar nichts erlauben und einräumen, allen Eine Form vorschreiben? — Ich gestehe Ihnen offenherzig, H. Vorzüge, selbst wie sie dieser kleine Aufsatz zeigt, hätten eine gröſsere Achtung, dünkt mich, eine andere Behandlung und mehr schonende Nachsicht gegen bloſse Unwissenheiten verdient. Indeſs erinnere ich mich, daſs Sie immer behaupteten, ich räume H. zuviel ein, und es bliebe also hier sub judice lis.

Wie dem aber auch sey, so sehe ich eigentlich nicht ein, liebster Freund, warum Sie Sich öffentlich erklären muſsten. Ich halte eine solche Erklärung, noch dazu eine so lange angelegne sogar unter Ihrer Würde. Ihre Prolegg.

werden und müssen immer dauern; ein solcher Aufsatz ist im nächsten halben Jahre vergessen, warum sich so sehr gegen ihn erheben? Von Ihnen veranlaſst konnte ihn niemand halten, theils weil H's Name ja mit dem Ende des Jahres genannt wird, theils weil er ganz eigne Ideen vorzutragen angiebt. Glaubten Sie aber doch, daſs der Sache geschadet sey, war es nicht genug, Ihren Auszug anzukündigen und mit zwei Worten hinzuzufügen, daſs Sie dazu veranlaſst würden, weil dieser Aufsatz falsche Ideen über die Sache verbreiten könnte? Nicht um H's zu schonen, mit dem ich in gar keiner Verbindung stehe, nicht um der Horen willen, die durch einen Angriff auf einen einzelnen Aufsatz nicht sonderlich verlieren können, bloſs um Ihretwillen wünschte ich, Sie hätten nicht mehr gethan. Es ist doch, dünkt mich, sehr schön, bloſs die Sache zu verfolgen, bloſs seinen Weg zu gehen, und es ist Ihnen an sich so eigen, und jetzt so selten, daſs es mir leid ist, daſs ein so unbedeutendes Ding Sie aus Ihrem Gang gebracht hat.

Vom Ton, über den Sie mich besonders fragen, brauche ich nichts hinzuzusetzen. Allerdings ist er ganz ein andrer, als der, den man jetzt in Sachen dieser Art liest, indeſs kann ich doch weder die Länge billigen, noch Einfälle, wie den vom Don Quixote, und der Postille, mit meinen Begriffen über den Ton solcher Aufsätze vereinigen.

Endlich, Lieber, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der Ihnen wahrscheinlich auch nicht lieb ist. Sie erwähnen des Epigramms S. 135. als wäre es von Herder. Es ist aber von Schiller und hängt schlechterdings nicht mit jenem Aufsatz zusammen. Auch sagt es, dünkt mich, nichts andres aus, als eine ganz lose historische Notiz der Zweifel über Homer, und knüpft daran die weder neue, noch groſse, aber für ein Epigramm recht glückliche Idee, daſs die Homerischen Gedichte in einem noch vorzüglicheren

Sinne, als andere, Kinder der Natur sind. Es ist an dem pro und contra über diese Dinge so unschuldig als sein Vf. der auch gar kein lebhaftes Interesse für jetzt an dieser Materie nimmt. Mir gefiel es auf diese Weise angesehen, so sehr, dafs ich es Ihnen schon vor mehreren Wochen, als Schiller es mir in Mspt. schickte, mittheilen wollte.

Meine Ausführlichkeit wird der Wunsch, Ihnen keine Zweifel über meine Meinung übrig zu lassen, entschuldigen. Meine Offenheit entschuldige ich weiter nicht. Sie haben mich oft sehr dringend dazu aufgefordert, und ich halte es mit den Worten des Euripides:

Φίλον πρὸς ἄνδρα χρὴ λέγειν ἐλευθέρως,
— μομφὰς δ᾽ οὐχ ὑπὸ σπλάγχνοις ἔχειν,
Σιγῶντ᾽.

Mein Brief ist so lang geworden, dafs ich schliefsen mufs. Lassen Sie mich recht recht bald von Sich hören, und schenken Sie meiner armen Kranken, die Sie recht herzlich grüfst, Ihr Bedauern und Ihre guten Wünsche. Tausend Empfehlungen an alle die Ihrigen. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Noch Eine Bitte, Liebster. Reil hat nach einander 3 lat. Abhh. herausgegeben, die ich hier nicht bekommen kann. Leider fällt mir jetzt nur der Titel von einer: de coenaesthesi ein, aber Sie werden es leicht erfahren. Eine mufs de functionibus et cet. heifsen. Wollten Sie mir diese wohl, sobald als möglich mit der Post schicken. Auch soll ja so eine possierliche Rec. der Horen und namentlich meiner in Jakob's Annalen seyn. Hier ist diefs Lumpenblatt rara auis in terris. Sollten Sie es zur Hand haben, und entbehren können, so hätte ichs gern auf einige Tage. Klein hat es mir zwar versprochen; aber ich zweifle, dafs seine Höflichkeit es zu schicken erlaubt.

XXXVI.

Tegel, 23. Novbr. 95.

Es geht wieder ziemlich besser, liebster Freund. Meine an sich unbedeutenden Unpäſslichkeiten sind gänzlich wiederhergestellt, und meine Frau ist auch seit meinem letzten Brief recht leidlich. Ueberhaupt müssen Sie Sich ihr Befinden nur abwechselnd vorstellen. Die Zufälle gehen und kommen und ihr Anhalten ist Gottlob! noch mit jenem Zustand in BO. nicht in Vergleichung zu setzen. Der erste und wahre Grund ist gewiſs Schwäche, durch die Ursachen hervorgebracht, die Sie bemerken. Da indeſs doch nirgends ein Anschein ist, daſs diese Schwäche schon einen wahren dauernden Krankheitsstoff erzeugt habe, so hoffe ich mit Sicherheit vollkommene Besserung von der Zeit und einer vernünftigen Behandlung, der sie sich hier bei Herz sehr genau unterwirft. Sie dankt tausendmal für Ihre warme freundschaftliche Theilnahme, und grüſst Sie herzlich. Das Griechische (Eurip. und Arrian) geht gut fort, und eben heute haben wir auch im CNepos den Pausanias geendigt.

Jetzt, lieber Wolf, muſs ich zuerst damit anfangen, eine Sünde zu beichten, über die Sie gewiſs den Kopf schütteln werden. Sie werden nemlich im Nov.-Stück der Gentzischen Deutschen Monatsschrift meine Uebersetzung der 4ten Pythischen Ode (der langen) lesen, und zwar noch eben die Uebersetzung, die Sie in Auleben sahen, nur von einem Dutzend der schlimmsten Stellen gereinigt. Sie werden Sich über den Entschluſs dieſs Stück bekannt zu machen, um so mehr wundern, als ich sonst mir so fest vorgesetzt hatte, keinen der bisherigen Versuche, sondern einen ganz neuen mit verdoppelter Sorgfalt gemachten dem Publicum zu übergeben. Aber das Ganze war eine Uebereilung. Gentz war in ungeheurer Dürftigkeit wegen seines Jour-

nals, er fand zufällig bei mir das rein geschriebne Mspt. und lockte mir das Versprechen ab. Meine Frau beredete mich auch, da sie die Ode liebt. Nun war mein Wort gegeben, und nun half es nichts, dafs ich erst jetzt (ich hatte das Ding in Jahr und Tag nicht angesehn) immer mehr und mehr fand, dafs es besser ungedruckt bliebe. Ich mufste noch dazu in 4, 5 Tagen die nöthigen Stellen ändern, eine praefatiunculam und notulas u. s. w. schreiben. Soweit meine Anklage, die ich ganz aufrichtig so meine. Nun aber auch das, was zur Entschuldigung bei mir selbst dient. An sich mufs ich, wenn ich nicht unbillig gegen mich seyn will, die Uebersetzung immer im Ganzen, besonders gegen die Schwierigkeit gehalten, gut finden. Sie erhält sich in Einem Ton, stellt im Ganzen Pindars Weise dar, und hat einzelne gut gelungne Stellen. Nur, wenn ich dächte, den ganzen Pindar zu liefern, wäre freilich eine solche Probe unzweckmäfsig. Denn aufserdem dafs die Uebersetzung einzelne Dinge hat, die ich jetzt bei einer neuen Uebersetzung gewifs besser machte, wenn ich sie auch schon nun nicht ändern kann, so habe ich auch im Ganzen und besonders über das Silbenmaafs seitdem meine Grundsätze geändert. Aber den Pindar ganz zu liefern, daran kann ich leider nicht denken. Seit Auleben ist mir blofs die Eine Ode geglückt, die Ihnen und nicht mit Unrecht vielleicht auch schon matter schien, und es wäre ein wahres Wunder, wenn sich diefs so ganz und gar wieder fände. Zwingen kann man sich hier nicht, und das Uebersetzen ist nur wenn es meisterhaft (wie Vofsen) gelingt, keine undankbare Arbeit. Ich habe gewifs zu andern Dingen ein leichteres und glücklicheres Talent. Diefs vorausgesetzt schadet, denke ich, der Druck der Ode nichts. Viele werden sie gern lesen, und Schande soll sie mir doch nicht machen. Ueberdiefs steht sie nicht übel in der M.-S.

wo sie keine strenge Kritik fürchten darf. Wäre ich aber einmal wieder im Uebersetzen glücklich, so könnte ich ja durch Eine neue herausgegebne Probe diesen Versuch so gut als wegwischen. Indefs sind das alles nur Trostgründe. Die Sache war immer eine Uebereilung. Dafs ich den Pindar nicht bei dieser Gelegenheit angekündigt habe, sehen Sie hieraus. Indefs habe ich merken lassen, dafs ich mich mehr mit dem Uebersetzen desselben beschäftige. In der Vorrede habe ich nach wenigen Worten über den Pindar und diese Ode, die dazu gehörige Geschichte und Chronologie auseinandergesetzt und in den Noten das Einzelne erläutert. Gelehrsamkeit habe ich durchaus vermieden. Zwar habe ich einige Dinge, den Weg der Argonauten, die Chronologie u. s. f. gegen die vorigen Editoren berichtigen müssen. Indefs habe ich es stillschweigend und ohne alle Citate gethan. Ob Sie mit mir in Absicht auf den Argonautenweg übereinstimmen wüfste ich gelegentlich gern. Ich habe ihn durch die Vossisch-Homerische Welttafel erläutert, ohne der eigentlichen Beweise zu erwähnen. Die Hauptsache ist, dafs man mit Vofs den Okeanus durch den Phasis einströmen läfst, und diefs rechtfertigt sich aufser durch den Zusammenhang der ganzen Vorstellungsart noch bestimmt, wie mir scheint, durch ein Paar Fragmente des Mimnermus. Vofs habe ich geglaubt umständlicher und auf die achtungsvolle Weise, mit der ich es empfinde, erwähnen zu müssen. Da seine Parthei nicht grofs ist, habe ich es nicht für gleichgültig gehalten. Heyne konnte ich auch nicht umhin, bei Gelegenheit der Silbenmaafse und meiner Vorarbeiten dazu (die ich doch mit Einer Silbe nennen wollte, damit auch die nicht Sachverständigen mich nicht gar zu sehr für einen blofsen Dilettanten hielten) eins gelegentlich abzugeben, ob ich ihn gleich nicht genannt habe. In den Noten ist gar nichts Bedeutendes.

Reichardt habe ich neulich bei Herz gesehen. Er war äufserst zuvorkommend gegen mich und meine Frau, und hat uns eingeladen, wenn wir, wie wir uns gewifs vorgenommen, Sie im Frühjahr besuchen, bei ihm zu wohnen. Ich habe es nicht ganz abgelehnt. Einmal weil ich weifs, dafs Sie so eng wohnen, dafs Sie uns nicht logiren können; und dann weil wir in Giebichenstein sichrer vor gewissen Hallischen Störungen sind. Dafs wir von Reichardt aus, auch ohne ihn, doch viel bei Ihnen seyn können, besonders ich, versteht sich von selbst. Auch besprechen wir ja das Ganze noch mit einander.

Ueber Ihre gütige Aufnahme meiner Aeufserungen über Herder, und über Ihre Auskunft darüber, danke ich herzlich. Aendern kann ich eigentlich meine Meinung nicht. Aber gerecht habe ich sowohl die Erklärung, als diefs und höchst natürlich zugleich auch Ihre Empfindlichkeit gehalten insofern ich auf Herder und seine Absichten sehe. Die letzteren lasse ich nun in litterarischen Sachen gern aus dem Spiel. Nur gegen sein sonstiges schriftstellerisches Verdienst schien mir der Ton nicht gerecht. Der einzige Grund indefs, warum mir die Sache unlieb ist, ist, weil ich fürchte, dafs sie Ihnen selbst gemisdeutet wird, und weil ich Sie nicht gern auch — wie es auch sey — gegen die Horen auftreten sehe, nachdem so elende Menschen so etwas so gern angreifen und misbrauchen.

XXXVII.

Berlin, 5. Jänner 96.

Diese Ueberschrift wird Ihnen, lieber theurer Freund, schon den Grund angeben, warum ich Ihnen so lange nicht

schrieb, und Ihre lieben beiden Briefe in Einer Antwort zusammennehme. Da ich in einigen Jahren nicht auf einige Wochen hier gewesen bin, so häufen sich Besuche und Zerstreuungen auf eine manchmal nicht wenig lästige Weise, und Correspondenz und Studien liegen in unglücklicher Unthätigkeit. Desto mehr lebt aber das Andenken und die innere Sehnsucht nach Ihnen und den wenigen übrigen meiner Freunde, mit denen ich gewohnt war, ein ganz anderes Leben, und ganz andere Beschäftigungen zu theilen.

Ganz vorzüglich hat mich Ihr Mspt. interessirt, das ich mit grofsem Vergnügen und mannigfaltiger Belehrung durchlesen habe. Freilich hat der Herausgeber nicht alles in ein so helles Licht gestellt, als man deutlich sieht, dafs es nach Ihrem mündlichen Vortrag möglich gewesen wäre, indefs glaube ich doch überall Ihre Gedanken in ihrem wahren Umfang und ihrem Zusammenhang gefafst zu haben. Die Hauptsache ist unstreitig die Unterscheidung der Poesie vor und nach der Prosa, und die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten beider. Mit allem, was Sie hierüber sagen, bin ich vollkommen einverstanden, und es ist ein entscheidender Schritt in der Kritik, die bisher alles unter einander zu werfen pflegte, diese beiden Gattungen gehörig zu sondern. Nicht weniger hat mir die Herleitung des Begriffs gefallen, den die Alten mit der Poesie verbanden, nur wollte ich diese Untersuchung von der allgemeinen philosophischen Bestimmung des Wesens der Poesie lieber getrennt, als beide verbunden wissen, da es mir überhaupt nicht nöthig scheint, zum Behuf des philosophischen Raisonnements Zuflucht bei der Geschichte zu suchen. Der allgemeine Charakter der Poesie ist, dünkt mich, kein andrer, als dafs sie, selbst ein Werk der productiven Einbildungskraft des Dichters, die Einbildungskraft des Hörers

in Bewegung setzen soll, und die Definition, die Schiller einmal irgendwo angiebt, daſs sie die Kunst sey, die Einbildungskraft in ihrer Freiheit mit Nothwendigkeit zu bestimmen, scheint mir zugleich die richtigste und die fruchtbarste, sobald man gehörig versteht, was es heiſst, der Einbildungskraft zugleich Gesetze vorschreiben, und ihr ihre Freiheit lassen. Auch hat allen älteren unzulänglichen Definitionen wohl derselbe Begriff dunkel zum Grunde gelegen, vorzüglich derjenigen, welche alle Poesie zur Erdichtung macht, und die sich auf *gewisse Weise* gar nicht übel vertheidigen läſst. Zwar setzen Sie ihr mit Grund entgegen, daſs nicht jede Poesie z. B. die didaktische, die der ältesten Sänger im Sinn ihres Vf. u. s. w. aus Erdichtungen zusammengesetzt ist. Aber gewiſs ist doch jede wahre Poesie schlechterdings nichts anders, als ein Werk der Einbildungskraft, und selbst angenommen, daſs Homer jeden Umstand, den er sang, buchstäblich für wahr hielt, so war dennoch eigentlich seine Phantasie die schöpferische Kraft. Der Unterschied der ältesten und neuesten Sänger hierin scheint mir nemlich der: jene bringen noch schlechterdings mit der vereinten Kraft ihres Gemüthes hervor, ihre Phantasie ist nicht nur noch nicht von den übrigen Seelenkräften (so daſs diese rein und für sich zu handeln vermöchten) geschieden, sondern sie hat auch überhaupt vor allen die Oberhand. Daher kann es jenen Sängern noch nicht einfallen historische Wahrheit und poetische Dichtung entgegenzusetzen, oder wenigstens nicht diese Entgegensetzung scharf und rein durchzuführen, und insofern wird jeder Stoff unter ihrer Behandlung (durch Phantasie) dichterisch. Sobald aber, bei wachsender Cultur, die Phantasie entweder der philosophirenden Vernunft, oder der historischen Urtheilskraft Freiheit läſst, unabhängig und für sich thätig zu seyn, so wird der Geist einer Nation, wenn auch vielleicht

noch nicht ihre Sprache (wozu auch äufsere Bedingungen gehören) prosaisch. Von diesem Augenblick an hört die Poesie ebenso auf, die natürliche und alltägliche Sprache zu seyn, als die Phantasie aufgehört hat, beständig geschäftig zu seyn. Sie ist es jetzt nur bei eignen veranlassenden Gelegenheiten, und müfste eigentlich, wenn man sich eine idealisch fortschreitende Kultur denkt, sich immer weiter von der Prosa entfernen. Die Poesie müfste immer poetischer, die Prosa immer prosaischer werden. In der That war diefs, dünkt mich, in den besten Zeiten der Griechischen Literatur wirklich der Fall. Wenigstens ist es mir immer ein merkwürdiges Phänomen gewesen, dafs ihre Prosa niemals, selbst nicht im Plato, als nur in einzelnen Stellen, poetisch wird. Hingegen scheint mir die Poesie schon zu Euripides Zeit und noch mehr gleich darauf, gewissermaafsen prosaisch zu werden, theils wie z. B. Euripides Sprache in seinem Dialog selbst zeigt, theils weil man doch damals, wenn auch nicht öffentlich, so doch priuatim schon die Poesie gar sehr ohne Begleitung von Musik, und also auf minder sinnlich-vollkommene Weise brauchte. Bei uns sind beide Arten der Verderbnifs zusammengekommen, und Poesie und Prosa scheinen manchmal ihre Rollen geradezu zu verwechslen. Indefs lassen sich für die poetische Prosa in unsrer Sprache auch wichtige Gründe anführen. Unsre Poesie ist (ihrem Wesen nach) von Musik entblöfst, ja unsre Sprache ist so wenig sinnlich-vollkommen, dafs sie einer metrischen Behandlung grofse Schwierigkeiten entgegensetzt, und dafür durch geringeren Wohllaut entschädigt. Dagegen ist sie ihrer Materie und ihrer grammatischen Form nach, so reich, so dichterisch, so bestimmt, und so geschmeidig zugleich, dafs sie sich auch den feinsten Wendungen der Phantasie und des Gefühls und dem mannigfaltigsten Periodenbau anschmiegt. Durch die erstere Ei-

genschaft macht sie, dafs bei einer poetischen Prosa eigentlich kein so grofser Verlust ist, durch die letztere wird sie derselben und ihrer Vorzüge fähig. Mit griechischen Sinnen und Organen wäre poetische Prosa eine wahre Sünde gewesen. Mit der Römischen Sprache, wo die Sünde, dünkt mich, kleiner geworden seyn würde, war sie nicht möglich. Diese hat zu abgemessene und bestimmte Gänge und zuviel Gravität für eine Zwittergattung dieser Art. Unsere Sprache hält eine gewisse Mitte. Ueberhaupt sehe ich die Deutsche Sprache, so wie die Nation gern von dieser Seite an. Die Griechische möchte ich die sinnlich-vollkommenste nennen; am ähnlichsten aber mit dieser ist mir die Deutsche und sie könnte vielleicht nicht mit Unrecht die menschlichste heifsen. An sinnlicher Vollkommenheit steht sie der Griechischen bei weitem nach, aber sie behauptet einen grofsen Vorzug vor ihr durch zwei recht eigentlich menschliche Eigenschaften 1) im Ausdruck für den Gedanken (die Philosophie), 2) im Ausdruck für die Empfindung, insofern sie nicht sowohl ein Werk der Sinne und der Phantasie, als desjenigen ist, was wir Herz nennen. Irre ich mich nicht, so pafst eine solche Vergleichung auch in Absicht der Nationen selbst nicht übel. Dafs ich indefs der poetischen Prosa schlechterdings nicht das Wort rede, sondern nur Entschuldigungsgründe für dieselbe, und nur in gewissen Gattungen, z. B. im Werther und einigen Trauerspielen, anführen will, versteht sich von selbst. Bei diesem Begriff von Poesie sehen Sie selbst, lieber Freund, kann ich nicht anders, als den drei Stücken, die Sie im 3ten Abschn. als das Wesen der Poesie ausmachend, aufstellen, vollkommen beistimmen, und da Ihre Untersuchungen so gröfstentheils historisch sind, so ist es auch zweckmäfsiger, jene verschiedenen Eigenschaften, die zwar nur vereinigt die wahre Poesie vollenden, aber auch

einzeln schon hinreichen um den Namen des Poetischen zu verdienen, von einander abzusondern.

Daſs das bloſse Metrum vorzüglich in früheren Zeiten, auch ohne allen weiteren poetischen Gedanken und Schmuck die Poesie hie und da ausmacht, muſs, dünkt mich, ganz aus der Natur jener Zeiten erklärt werden. Zwar möchte ich nicht schlechterdings bei dem Grunde stehen bleiben, daſs man es als eine Hülfe des Gedächtnisses gebraucht habe, aber es scheint mir schlechterdings natürlich, daſs man alles, was nicht eine solche bestimmte, in sich geschlossene Form hatte, nur so hingeredet halten muſste, und daſs es niemandem einfallen konnte, es auf die Nachwelt fortzupflanzen. Jeder Gedanke, der eigentlich bleibend erhalten werden soll, muſs aus der Masse der übrigen herausgerissen, muſs mit einer eignen Form begabt, gleichsam zu einem Individuum gemacht seyn. Er prägt sich sonst, wäre er auch in Erz gegraben, nicht allein nicht dem Gedächtniſs ein, sondern er erregt nicht einmal Aufmerksamkeit. Ja, was noch mehr ist, in demjenigen selbst, der ihn hat, entsteht erst alsdann, wenn dieſs mit demselben vorgegangen ist, der Einfall, ihn auch andern mittheilen, in Curs bringen zu wollen. Gewiſs aber hat man schon in den frühesten Zeiten, und bei den rohesten Nationen dasjenige, was einem jeden jedesmal einfällt, was er spricht und singt, von demjenigen unterschieden, was als ein allgemeiner Besitz von der Vorzeit ererbt und auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt wird. Eine solche Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen, Liedern u. s. f. hat es gewiſs immer und überall gegeben, und sie ist unstreitig der erste Stamm eines literarischen Vorraths gewesen. Ehe es nun, sage ich, jemandem einfallen konnte, irgend etwas von ihm Gedachtes diesem Vorrath zuzugesellen, muſste dasselbe eine Form haben, wodurch es sich vor allem übrigen Ge-

dachten und Gesagten auszeichne, in dem es sich darstellen und erhalten konnte. Im Grunde beruht auch noch jetzt die ganze Kunst zu schreiben allein darauf, und die ganze Aufgabe für den Schriftsteller allgemein gelesen und verstanden zu werden, beruht bloſs auf dem Talent, seinem Werke eine so ausgezeichnete Form zu geben, daſs sie sich jedem empfiehlt und jedem einprägt, seine Gedanken, wo möglich, einem eignen für sich bestehenden organischen Wesen ähnlich zu machen. Ehe die weit schwierigere Kunst der Prosa erfunden war, gab es hiefür keine andere Form, als die metrische, und gewiſs liegt hierin der Grund, warum viele Dinge metrisch sind, die an sich nur zur Prosa geschickt scheinen. Selbst die Orakelsprüche der Pythia, die freilich bei der unzertrennlichen Verbindung der Begriffe von Begeisterung, Weissagung und Dichtung an sich nicht anders als metrisch seyn konnten, gewannen gewiſs an schneller Verbreitung und Ansehn durch diese Form.

Ihren Untersuchungen über Aristoteles Poetik, und der Herleitung seiner Hauptideen aus dem Plato danke ich sehr viel Licht und Belehrung über dieſs schwierige Buch. Auch hier, auch bei diesem offenbar nicht überall recht zweckmäſsig nachgeschriebenen Collegio ist es mir überaus auffallend gewesen, wie sehr nur Sie gemacht sind, feine Untersuchungen dieser Art zugleich mit der nothwendigen Kritik und doch nicht mit einem schlechterdings nicht weiterbringenden Scepticismus zu führen. Ich bewundere Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinah das glückliche Talent bei der Belesenheit immer *zugleich* die bloſsen Facta in ihrer treusten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt.

Ihren Instanzen gegen Aristoteles μίμησις und seine Darstellung τῶν καθ᾽ ὅλου kann ich zwar meinen Beifall nicht versagen, indeſs wenn Aristoteles hier irrt, so irrt er bloſs weil er den wahren und recht eigentlich philosophischen Begriff der Poesie empfand ohne ihn deutlich zu denken, was sich, glaube ich, leicht deutlich machen läſst, wenn man das Wesentliche der poetischen Form von dem Zufälligen des Stoffes unterscheidet. Gewiſs ist es nicht nur keiner Poesie eigentlich um historische Wahrheit zu thun, sondern es ist auch in ihrem Wesen gegründet, jede, auch die strengste historische Wahrheit unter dem Scheine der Dichtung vorzutragen. Allerdings kommt es nun zwar nebenher manchmal dem Dichter darauf an, daſs das, was er sagt, für Wahrheit gehalten werde. So z. B. dem Pindar beim Lob seiner Helden, wo er sogar Eidschwüre zur Hülfe nimmt, so was Sie anführen dem Spötter in der comoedia antiqua und im Jambicum. Aber dieſs liegt bloſs in dem zufälligen Zweck, nicht im Wesen dieser Poesien, die ihre *poetische* Wirkung, auch wenn man jedes in ihnen vorkommende Factum für falsch hielte, dennoch nicht verfehlen würden. Und sollte es nicht das gewesen seyn, wohin Aristoteles zielte? daſs nemlich der Dichter, auch wenn er buchstäbliche Wahrheit behandelt, nie die Wirkung hervorbringen will, die der Historiker (selbst der am meisten dichtungsreiche) beabsichtigen müſste, das Wissen und die Erfahrung zu bereichern, und dem *Verstande* Fälle zur Beurtheilung vorzulegen, sondern die gänzlich entgegengesetzte, auf die *Einbildungskraft* zu wirken, und das Herz durch Leidenschaften zu rühren. Denn auch mit dem didaktischen Gedicht, wovon nur leider so wenig Muster vorhanden sind, ist es nicht anders. Auch hier soll der eigentliche Zweck nie bloſse Belehrung seyn (denn wozu sonst der poetische Apparat, man müſste denn versus me-

moriales machen wollen) sondern die Absicht geht, scheint es mir, dahin, dasjenige, was sonst nur durch den trocknen und raisonnirenden Verstand erkannt wird, jetzt auch in dem Medium der Phantasie und des ästhetischen Gefühls darzustellen, und so der ganzen Natur des Menschen inniger einzuverleiben. Selbst wo der Zweck nicht so grofs und erhaben ist (wie bei den Acker-, Krieg- u. s. w. Gedichten) sucht der Dichter doch etwas an sich blofs Mechanisches lachender und für Phantasie und Herz reizender darzustellen.

Dafs Aristoteles ausdrücklich das Metrum als nicht nothwendig zur Poesie erwähnt, ist äufserst auffallend. Indefs glaube ich nicht, dafs er gleichsam aus Furcht den Gegensatz: ein Homer in Prosa bleibe doch ein Dichter unterdrückt habe. Das Wesentliche der Poesie würde er auch dem prosaischen Homer sicherlich nicht abgesprochen haben, aber die äufsere Form doch unstreitig, was hingegen die Modernen, die eine poetische Prosa annehmen, nicht dürften.

Auch das Wenige, was Sie über die Silbenmaafse und ihren Ursprung sagen, ist mir überaus belehrend gewesen. Auch ich habe mich nie überreden können, dafs der Senarius mit dem Hexameter gleiches Alters seyn sollte. Wenn es, wie ich mich erinnere, einige Scholiasten und lateinische Grammatiker behaupten, so hat sie unstreitig die freilich nicht zu läugnende Aehnlichkeit beider Silbenmaafse getäuscht. Mir scheint der Senarius vielmehr das jüngste unter allen dreien, dem Epischen, Lyrischen und Jambisch-Dramatischen. Denn einzelne lyrische Gesänge gingen ja auch den Anfängen des Theaters vorauf. Ueberhaupt ist es sonderbar, wie nicht blofs diese 3 Silbenmaafse, sondern auch die Gattungen der Poesie, für die sie vorzüglich bestimmt sind, den Völkerschaften nach vertheilt sind. Denn

man kann sich, dünkt mich, nicht erwehren: Jonische Sprache, Epos, Hexameter; Dorische Sprache, Hymnen, Dithyramben u. s. w. lyrische Silbenmaafse; und Attische Sprache, dramatische Poesie, Senarien und Anapästische Systeme in unzertrennter Verbindung zu denken. Da auch alle diese Gattungen von der Art ihrer öffentlichen Aufführung durch Rhapsoden, Chöre, und Schauspieler abhingen, so war es natürlich, dafs sie in einer gewissen mit der Sitte und der Sprache der Nation verwandten Gleichförmigkeit fortdauerten. Freilich haben Dichter aus allen drei Stämmen sich in allen Gattungen versucht. Allein auffallend ist doch die überwiegende Zahl Dorischer und Aeolischer Lyriker, und Atheniensischer Dramatiker. Unendlich zu bedauern scheint es mir, dafs wir keine andre als Attische dramatische Werke übrig haben. Ich gestehe Ihnen offenherzig, dafs ich mir von Pindars Tragödien schlechterdings keine Art von Vorstellung machen kann. Kommt denn wirklich gar keine andere Stelle, als die Erwähnung im Suidas davon vor, und mag denn der Dialog ebenso attisch gewesen seyn und in Senarien, als die Chöre der Attischen Dichter dorisch sind? Ich kann mir eine solche Gewandtheit in zwei verschiednen Dialekten und Dichtungsarten recht gut in Atheniensern, aber schlechterdings nicht in einem Thebaner und noch weniger im Pindar denken. Soviel ist sicher dafs der Unterschied jener 3 Silbenmaafse, die man durch Fülle, Energie und Gewandtheit charakterisiren könnte, ganz mit dem Unterschiede der drei Dialekte und Stämme übereinkommt. Auch darum mufste der Senarius, so wie der recht ächt gebildete Attische Dialekt der späteste seyn. Ueber die eigentliche Veranlassung des Senarius ist mir allerlei eingefallen, vergönnen Sie einmal blofsen Einfällen ein Ohr. Ich denke ihn mir als den attischen Hexameter, und erkläre mir seinen Ursprung ebensowohl aus dem Hexameter, als aus

dem eigentlichen Jambico. Die griechische Tragödie ist, dünkt mich, ein Zusammengesetztes aus der Heroischen und Lyrischen Gattung, besonders im Aeschylus und Sophokles, wo weit weniger Dialog, als im Euripides ist. Zu dem heroischen Theil, zu manchen récits wäre der Hexameter treflich gewesen, und bei weitem besser als der Jambische Vers. Allein er widerstand dem Attischen Dialekt und der Mannigfaltigkeit, Gewandtheit und natürlichen Einfachheit des Dialogs, für den der Jambische Vers mehr gemacht war. Allein um der zu groſsen Einförmigkeit des letzteren zu Hülfe zu kommen muſste man ihn mit fremden Füſsen verbinden, und so entstand die sonderbare und künstliche Zusammensetzung des Senarius, eine Behandlung des Jambischen Verses mit Hinsicht auf den Hexameter. Denn wirklich war doch das Jambicum der eigentlich Jambischen Dichter reiner, und die Einmischung der Dactylen, die Caesur nach der 5ten Silbe, und besonders daſs diese 5te Silbe sehr oft lang und sehr gern die 1ste eines Dactylus (|⏑—|—||⏑⏑⏑|⏑—|....|⏑—) ist, bringt eine gewisse Erinnerung an den Hexameter in den sonst so ganz heterogenen Vers. Auch haben die Tragiker dieſs selbst gefühlt. Denn doch wohl nur um diese Aehnlichkeit nicht zu groſs zu machen ist der 5te Fuſs in allen nur ungeheuer selten, und in dem sorgfältigeren Sophokles auch der erste nur mit wenigen Ausnahmen ein Dactylus. In dem Senarius der Komiker fällt diese Aehnlichkeit (wie klein oder groſs sie sey) fast ganz hinweg, da er zwar nicht (vt ajunt) licentiöser, aber noch mannigfaltiger und daher für die natürliche, von allem Pathos entfernte Sprache noch brauchbarer ist. — In Absicht der lyrischen Silbenmaaſse ist der Unterschied derer in Strophen und Antistrophen und derer in kurzen immer gleich wiederkehrenden kleinen Stanzen sehr auffallend, vorzüglich darum, daſs nur die letzten eigent-

liche Canons geworden sind, welche auch andere Dichter als bekannte Formeln brauchen, da die erstern schlechterdings immer so sehr wechslen, dafs im Pindar nur zwei Oden (die noch dazu eng zusammen gehören) dasselbe Metrum haben. Aber woher dieser Unterschied gekommen, und inwiefern man beide Silbenmaafse auch zu verschiedenen Gattungen gebraucht haben mag, weifs ich nicht recht. Jene gröfseren waren wohl freilich eigentliche musikalische Concerte, die letzteren wohl mehr Lieder, die jeder leicht für sich singen konnte. Findet man aber nichts Historisches hierüber? Nach dem Eindruck, den die letzteren Metra (Sapphische, Alcäische u. s. w.) auf mich machen zu schliefsen, kann ich sie auch nicht zu längeren Stücken geschickt halten. Vielmehr ist mir ihr Gebrauch zu langen Pindarischen Oden in Sudorius Uebersetzung immer fatal gewesen. Indefs soll doch die Sappho ganze Bücher darin gedichtet haben.

Soviel, lieber Freund, habe ich unter tausend Störungen über Ihren Aufsatz hinwerfen können. Verzeihen Sie mir Inhalt und Form, vorzüglich dafs ich Ihrer Arbeit nicht schrittweise folgte. Aber das Mspt. hat nicht viele Absätze, und meine Zeit war so zerstückt. Nun noch Eins. Wie ich jetzt Ihre Arbeiten über diesen Gegenstand kenne, hielte ich es nur insofern für übel, sie mit dem Arist. zu verbinden, weil sie alsdann in wenigere Hände kommen würden. Aber aus diesem Grunde bin ich auch ganz für die Idee eines eignen Buchs, um dessen baldige Bearbeitung ich Sie recht dringend bitte. Kann es Ihnen Freude machen, dafs ich durch ähnliche, nur bei gröfserer Mufse sorgfältigere Briefe Theil an Ihrer Arbeit nehme, so bitte ich Sie, mir diefs Vergnügen nicht zu rauben. Denn ein Vergnügen und ein recht recht grofses ist es mir. Lesen Sie doch *schlechterdings* zwei Abhandl. von Schiller im 11ten und

12ten Stück der Horen über das Naive, und die sentimentalischen Dichter. Es kommt viel über die Alten vor, und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Nun zum Fatalen, meiner Pindarischen Ode. — Wie haben Sie, liebster Freund, meine eigne neuliche Erklärung über die Veranlassung des Drucks derselben so misverstehn können, um noch darauf neugierig zu seyn? Ich wiederhole Ihnen noch einmal: aus bloſser leidiger Schwäche, und in einem übereilten Moment gab ich mein Versprechen, und die Ausführung geschah so schnell und übereilt, und in einer so unglücklichen Stimmung, daſs ich nie ohne Schaamröthe an das Ding denken kann. Dennoch, damit Sie sehn, daſs ich mich nicht schone, schicke ich Ihnen das Geschreibsel und zum ewigen Eigenthum. Ueber die Uebersetzung werden Sie selbst urtheilen. Die Einleitung enthält nichts Bedeutendes — als den chronologischen Irrthum. Ob mehrere Irrthümer weiſs Gott. Aber am Ende derselben ist auf Veranlassung der Silbenmaaſse eine Stelle im Grunde gegen Heyne, die ich um alles in der Welt zurückkaufen möchte. Ich habe sie in einem unglücklichen Moment des Dünkels hingeschrieben, und fühle jetzt ganz wie gezwungen, herbeigezogen, gar nicht pertinent und (da ich gar keinen Namen habe) süffisant sie ist. Sie müssen sie ebenso finden und ich bitte Sie ausdrücklich es mir nicht zu verschweigen. Ich wünsche, daſs jedermann, dem das Ding zu Gesicht kommt, es vergesse. Aber ich werde nie vergessen, wie sehr sich ein auch sonst nicht unbesonnener Mensch übereilen kann. Die Anmerkungen brauchen Sie nicht anzusehn. Sie sind ganz ausgeschrieben.

Der Chronologische Irrthum, den ich im folgenden Stück noch dazu berichtigt habe, war der verzeihlichste. Der Grund desselben in Corsini und nach diesem in Barthelemy, liegt im Dodwell de cyclis. d. 5. §. 1. Dieser

sagt nemlich, dafs ob man gleich Ol. 48, 3 die erste Pyth. Feier gehalten, doch die erste Pythias Ol. 49, 3 gerechnet werde. Er beweist diefs einzig und allein aus 3 Stellen des Schol. des Pindar (ad Ol. 12. P. 3. 4.) wo dieser Schol. Pythiaden auf Olympiaden so zurückbringt, dafs er dabei mufs die erste Pyth. in Ol. 49, 3 gesetzt haben. Indefs ist von diesen Stellen Eine gar nicht beweisend, und bei den beiden andern ists gewifs blofs ein Irrthum des Schol. selbst, der Ende und Anfang der Pyth. verwechselte. Die Stelle im Pausanias, die ich Ihnen verdanke, macht alles aus. Auch danke ich Ihnen sehr für die Bekanntschaft mit Simsonis Chron. und seine Berichtigung. Es scheint mir sehr brauchbar.

Haben Sie in Ihren Papieren etwas über Pindars Tod, ich meine die Zeit. Corsini setzt sie Ol. 82, 1. Aber er erwähnt gar nicht, dafs dem Schol. zufolge die 8. Pyth. Ode auf einen in der 35. Pyth. gewonnenen Sieg gedichtet ist, also nach Ol. 82, 3. oder wie Corsini rechnet gar nach Ol. 83, 3. — Sie sehn, lieber Freund, dafs ichs nicht am Nachsuchen und Mühe fehlen lasse. Aber es will doch nichts rechts werden. Diefs könnte mich beinah muthlos machen.

Ich mufs gleich schliefsen, also nur mit 3 Worten noch etwas, was mir wichtig ist. Ich hatte mir vorgesetzt, da ich jetzt mit den Dichtern ziemlich fertig bin, nun einen Anfang zu machen, mir: den Charakter der griechischen Poesie zum Thema einer Abhandlung oder eines Werks zu machen. Um das Feld zu verengen, hatte ich mich auf die lyrische beschränkt, und fürs erste gar auf Pindar. Hier hatte ich wirklich seit einigen Wochen angefangen. Aber jetzt kommt mir diefs wieder fürs Ganze zu speciell vor, und ich werde an einen Plan erst fürs Ganze genauer denken, und Sie mit diesem bekannt machen. Meinen Sie

aber, dafs ich den Pindar abgesondert mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung verfolgen soll?

Eben werde ich abgerufen. Meine Frau grüfst herzlich. Tausendmal Verzeihung für diesen Brief und ein herzliches Lebewohl!

Ihr

Humboldt.

XXXVIII.

9. Febr. 96.

Statt einer Antwort auf Ihren gütigen lieben Brief mufs ich heute blofs eine Frage Ihnen vorlegen, um deren *recht baldige* Beantwortung ich bitte.

Der Gr. Finck, der die Arethusa geschrieben, veranlafst mich dazu und ich wünschte ihm zu dienen. Sie betrift die Poetik c. 1. §. 8.

οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν — λόγους

Er hat darüber Schneider gefragt, und folgende Antwort erhalten: man müsse lesen: *οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοῖς Σ. καὶ Ξ. μίμοις καὶ τοῖς Σωκρατικοῖς λόγοις* und nach *λόγοις* müsse man *τῇ ἐποποιΐᾳ* ergänzen, so dafs *κοινὸν τοῖς Σ.* — — — — — *λόγοις τῇ ἐποποιΐᾳ* zusammen gehört. — Zu Deutsch: „Dafs den Mimen — — — Gesprächen etwas mit der Epopoe gemein sey." Ich habe jetzt nicht Zeit die Stelle genau anzusehen, aber 1) dächte ich müfste nach dem Schneiderschen Sinn wenigstens irgendwo ein *τι* noch eingeschoben werden — *κοινόν τι;* 2) hat mir dieser Paragraph auch immer blofs eine Vergleichung der Mimen und Gespräche unter einander, nicht mit etwas Drittem zu enthalten geschienen.

Ich bitte Sie nun 1) um *Ja* oder *Nein* über jene Emendation, 2) um Erklärung der Stelle wie sie ist. — Von Herzen Adieu!

In gröfster Eile. Humboldt.

XXXIX.

Berlin, 3. May, 96.

Sie beobachten ein so hartnäckiges Stillschweigen gegen mich, mein lieber theurer Freund, daſs ich, um nur einem gänzlichen Stillstand unserer Correspondenz vorzubeugen, Sie nothwendig mit einigen Zeilen daran erinnern muſs, daſs mir Ihre Briefe zu viel Freude machen, als daſs Sie mich dieselbe solange entbehren lassen sollten. Schon Ihr Zögling Heindorf wird Ihnen gesagt haben, wie sehr ich mich nach eigner unmittelbarer Nachricht von Ihnen sehne, und ich kann es Ihnen nicht dringend genug wiederholen.

Ich habe jetzt eben den 4ten Ihrer Briefe an Heyne corrigirt. Ihnen den Abdruck desselben früher zu schaffen, war völlig unmöglich, soviel ich es auch bei Unger betrieben habe. Wie ich Ihnen neulich schrieb, hatte ich, soviel ich mich erinnere, bloſs erst den ersten gelesen, und ich habe Ihnen also mein Urtheil über die andern nachzuholen. Der zweite und dritte haben mir noch bei weitem mehr als der erste gefallen. Der Stil ist mir conciser vorgekommen, und die feine Ironie giebt ihnen nicht wenig Würze. Im 4ten ändert sich nun diese Sprache ganz, aber auch diese entgegengesetzte und völlig freie und offne ist Ihnen recht gut gelungen. Zwar hat mir Ihre Zeit leid gethan, als ich gesehen habe, daſs Sie in die Détails Ihres Götting. Aufenthalts haben eingehn müssen. Indeſs war dieſs einmal nicht anders möglich, und die Manier, mit der Sie es gethan, hat mir treflich geschienen. Sie haben weder aus affectirtem Widerwillen von Sich und Ihrem Privatleben zu sprechen, etwas Nöthiges übergangen, noch sind Sie auf eine überflüssige Weise auch nur irgendwo zu weitläuftig gewesen. Ueberall ist die bloſse nakte, zur Sache gehö-

rende Erzählung, und das wahre Maafs in der Länge und Kürze. Auch an dem Ton gegen Heyne ist schwerlich etwas auszusetzen. Er ist, wenn man vorzüglich Ihre gerechte Sache bedenkt, und die Dinge, die Er begangen hat und noch begeht, nicht absichtlich verkleinern will, gewifs eher noch gelind, als zu stark. So, liebster Freund, urtheile ich über Ihre Arbeit. Ich würde noch mehr Interesse an derselben haben nehmen können, wenn ich mehr mit den Heynischen Schriften und diesem Theil der neuern philologischen Literatur bekannt wäre. So aber bin ich so sehr ein Fremdling darin, dafs ich vieles in Ihrem Briefe nicht verstanden habe. Heindorf hat mir gesagt, dafs diese Aufsätze Sie doch immer beträchtliche Zeit gekostet, und Ihnen Zeitverlust verursacht haben. Wenn diefs wirklich so ist, so bedaure ich Sie herzlich. Denn dafs Sie die Heynische Rec. weder ganz unbeantwortet lassen, noch sie kürzer beantworten konnten, glaube ich Ihnen aufs Wort, da Sie mit dem Publicum, der ephemerischen Lage der Philologie, und den gewöhnlichen Ansichten der Leute besser bekannt seyn müssen, als ich. Ich und gewifs alle, denen ein ruhiges Studiren lieb ist, hätte freilich, wie ich mir nicht verhelen kann, lieber die Fortsetzung Ihrer Prolegg. oder die Recension irgend eines platonischen Dialogs, oder etwas von der Art von Ihnen gelesen. — Ueber ein Wort in dem 4ten Briefe habe ich bei der Correctur so grofse Zweifel gehabt, dafs ich nicht blofs Gentz, meinen gewöhnlichen Mitcorrector, sondern auch Biester (weil der mir unter den irgend Sachverständigen am nächsten wohnt) zu Rathe gezogen habe. Die darüber mit beiden geführte Correspondenz lege ich zum Spafs bei. Ich wünsche von Herzen, dafs wir Ihren Sinn getroffen haben mögen. Ich weifs nicht, ob Sie an einem von uns dreien ein *acumen criticum* hiebei finden werden; aber ich hoffe wenig-

stens, daſs Ihnen meine Vorsicht und meine Geneigtheit mich besserer Einsicht zu submittiren nicht misfallen werden. Soviel von litterarischen Dingen.

Mit den nicht litterarischen geht es bei mir übel genug. Meine arme Frau leidet nicht allein noch fortwährend an Rückenschmerzen, sondern hat auch seit diesen letzten Tagen viel Krämpfe in der Brust gehabt. Mit meiner Mutter geht es sehr schlimm, und selbst mein kleiner so gesunder und starker Junge ist eben erst vom kalten Fieber genesen. Gebe der Himmel daſs es mit Ihnen und den Ihrigen besser stehen möge. Bis zum 1. Jun. bleiben wir auf alle Fälle noch hier, alsdann gehn wir wahrscheinlich (denn auch das ist noch nicht einmal gewiſs) nach Carlsbad und kommen im Aug. oder Sept. nach Jena zurück. Wie froh will ich mich fühlen, wenn ich dort wieder ruhig und ungestört angelangt bin. Von dort aus, wenn Sie mich nicht dort besuchen wollen, rechne ich auch mit Gewiſsheit darauf, zu Ihnen zu kommen, wonach ich mich so herzlich sehne.

Heindorf hat mir viel Freude gemacht. Er ist Ihnen überaus attachirt, wodurch er sich mir vorzüglich empfohlen hat, ist äuſserst bescheiden, und scheint mir sehr gründlich in seinen Kenntnissen, in einem höhren Grade, als es sein Alter erwarten lieſse.

Den Griechischen Hymnus aus Bologna schicke ich Ihnen zurück. Groſsen Geschmack habe ich ihm nicht abgewinnen können. Meine Frau hat auch etwas davon gelesen und dankt herzlich für dieſs und Ihr übriges Andenken. Merken Sie Sich doch die Adresse der Tambronia. Wenn ich mit Hülfe des Schicksals im nächsten Sommer noch nach Bologna komme, möchte ich sie doch aufsuchen.

Adieu! mein theurer lieber Freund. Reiſsen Sie mich

bald durch einen lieben Brief aus meiner Ungewifsheit über Sie, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Ewig von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

XL.

Berlin, 11. Jun. 1796.

Dafs ich Ihnen, innigstgeliebter Freund, erst so spät antworte, ist theils die Folge einer eifrigeren und anhaltenderen Arbeitsamkeit, als ich nie diesen ganzen Winter hindurch kannte, theils geschiehts darum, weil ich Ihnen früher sogar nichts Gewisses über unsre Plane hätte sagen können, worüber ich zwar bis jetzt auch noch nicht viel, indefs immer doch mehr weifs.

Mit der Gesundheit geht es, um diese allem übrigen vorauszuschicken, in der That leidlicher, als ich selbst gehoft hätte. Zwar für meine eigne Person hatte ich keine Sorge, ich bin sehr wohl gewesen und bin es auch noch. Aber auch meine Frau, die Sie und die Ihrige recht von Herzen grüfst, befindet sich um vieles besser.

Folgende Stelle aus einem Briefe Jacobi's, die ich Sie doch aber für Sich zu behalten bitte, wird Ihnen vielleicht Spafs machen: „Wolfs Prolegomena habe ich noch nicht vornehmen können, so grofs auch meine Begierde war sie zu lesen. Klopstock ist's eine köstliche Salbe, die ihm hinabfliefst von seinem Haupte, hinab in seinen Bart. Stolberg mag von Wolfs Behauptung gar nicht hören, und schimpft auf alle, die darauf merken, und an einer solchen abgeschmackten Unternehmung Theil nehmen mögen. Ich setze ihm beständig das: Prüfet Alles! des Apostels entgegen, und bin überhaupt bei ihm im Besitz grofser Vor-

rechte." Ich sagte Ihnen, liebster Freund, dafs ich seit einigen Wochen viel arbeitete, diefsmal aber ists nicht innerhalb des Gebiets des Alterthums. Ich bin bei einer philosophischen Arbeit, die mich sehr interessirt, und wenn mir der jetzige Versuch gelingt, mich in ein weites Feld führen dürfte. Ich habe schon so oft vom Plane gesprochen, dafs ich mir auch fest vorgenommen habe, diesen nur erst nach seiner Ausführung anzumelden. Indefs sind in der That doch schon einige Bogen wirklich geschrieben, und bis zum Herbst denke ich mit dem Büchlein fertig zu seyn, um den Winter zu seiner Ausfeilung anzuwenden, und es im Frühjahr oder Sommer in die Welt zu befördern.

In Graecis mufs ich offenherzig gestehn nicht viel gethan zu haben. Mit meiner Frau lese ich jetzt abwechselnd den Pindar und Euripides. Wir sind jetzt beim Rhesus, der mich so einfältig er ist, doch nicht wenig interessirt. *v.* 351—354. ist eine hübsche und soviel ich weifs sonst nirgend vorkommende Vorstellung von der Liebe eines Flufsgotts, die mir aber neuer scheint, als die Zeit, in die auch Beck das Stück versetzt. *v.* 171. Ἴλιος ist ja wohl auch aufser beim Homer ungewöhnlich. Wegen seiner Schlechtigkeit würde ich indefs dem Euripides das Stück nicht absprechen. Erinnern Sie Sich an die Alceste, Hippolytus und so viele andre wirklich abgeschmackte Dinge in diesem ewigen Moralisten. Da das Stück doch wohl nicht lange nach ihm fällt, so zeigt es zugleich wieviel auch das Atheniensische Publicum sich gefallen lassen mufste.

Die Böttigerschen Schriften und Wielands Museum habe ich ihrer Existenz nach zuerst aus Ihrem Briefe kennen gelernt, und nicht gesehn, nicht einmal den Hermann de metris. Spalding, mit dem ich einzig über solche Dinge communiciren könnte, lebt jetzt wieder wie die Dioskuren,

bald innerhalb, bald aufserhalb der Mauern, und ist für mich völlig unsichtbar.

Jetzt leben Sie herzlich wohl, mein theurer lieber Freund, und lassen Sie unsern Briefwechsel nicht wieder so ins Stocken gerathen. Meine herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen, Vofs und Reichardt.

Ihr

H.

[*Randschriftlich.*] Was wird Clotildis zu ihrem geschlagnen Helden sagen? Jetzt kann sie nur Threnos anstimmen. Auch mag sie sich vor der Rache des ὁ ξίφος in Acht nehmen.

XLI.

Berlin, 16. Jul. 96.

Ich habe sehr, liebster Freund, über die neidische Feder lachen müssen, die mir Ihr letzter Brief beilegt. Ich will versuchen, ob ich Sie heute mit einer tugendhafteren um Verzeihung bitten kann. Die Stelle, die mir Schneider in den Georgicis nannte, soll (ich bin schlecht im Virgil bewandert) vom Verbrennen der Olivenbäume handeln. Diefs habe ich mit Fleifs vorausgeschickt, damit diese ominösen Worte nicht wieder in die Dämmerung des Endes meines Briefes kämen, wo die Wärme des freundschaftlichen Schreibens den Vorsatz des deutlichen Schreibens verdrängt.

Herzlichen Dank, mein Lieber, für Ihre freundschaftlichen Anerbietungen für unsern Besuch in Halle; möchte ich nur erst die Zeit wissen, wo ich sie werde benutzen können. Aber mein Aufenthalt wächst hier noch immerfort.

Wir leben jetzt hier völlig einsam und ungestört. Aber in Graecis loben Sie meinen Fleifs ohne mein Verdienst. Meine jetzige Arbeit entfernt mich vom eigentlichen Lesen

gar sehr und aufser der Gewohnheit, die ich aber auch mein ganzes Leben hindurch nicht werde abkommen lassen, täglich etwas mit meiner Frau zu lesen, geschieht nichts.

Meine jetzige Arbeit wird Sie wundern, sie wird Ihnen aber auch nur ein blofser unausgeführter Plan scheinen, wie so viele bisherige. Dem will ich nun zwar, um mir hernach kein démenti zu geben, nicht ausdrücklich widersprechen, aber versichern kann ich Ihnen dennoch, dafs ich alle möglichen und die ernsthaftesten Vorkehrungen getroffen habe, dafs es diefsmal nicht abermals so gehe. Durch einen wahren salto mortale bin ich von den ältesten zu den neuesten Zeiten übergesprungen, von den Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern. Es hat mir lange in vielfacher Rücksicht ein Bedürfnifs geschienen, unsere Zeit i. e. das achtzehnte Jahrhundert darzustellen, und ausführlich zu charakterisiren. Diesem Gedanken bin ich jetzt mehr nachgegangen, und habe eine eigne Schrift unter dem Titel ohngefähr: Ueber die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters; als eine Einleitung zu einer Charakteristik des 18. saec. angefangen. In dieser will ich die Erfordernisse, Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik auseinandersetzen.

Ob ich die Charakteristik selbst je ausführen werde, lasse ich dahingestellt seyn; dafs ich aber viele zu ihr gehörige Grundideen in dieser Einleitungsschrift vortragen werde, ist gewifs. Diese soll Ostern oder Michaelis 1797 *gewifs* erscheinen.

Sie werden den Plan bedenklich finden, wegen meiner ausschliefslichen Bekanntschaft mit den Alten und meiner Unwissenheit in allem Neuen. Aber die erstere ist mir zu diesem Unternehmen nothwendig. Denn meine Methode

der Schilderung der Neuern macht eine durchgehende Parallele mit den Alten nothwendig, und ich bin vielmehr nun besser fähig, diese anzustellen, da ich die Alten frei und unabhängig studirt habe. Der Unwissenheit mufs sich in meinem Alter immer mit Ernst abhelfen lassen, und ich arbeite mächtig daran.

Denken Sie also ja nicht dafs ich den Alten absterbe. Die Philologie bleibt mir gleich wichtig, und ich bitte Sie, mich ja immer als einen ausschliefslichen Schüler dieses Fachs zu betrachten. Vielmehr werde ich Ihnen bald mit vielen Fragen über allerlei Materien kommen, da ich nun gezwungen bin, aus meiner bisherigen Lectüre Resultate zu ziehen.

Von meinem Vorhaben sagen Sie sonst niemand. Das Liebste wäre mir jetzt, wenn Sie mir recht viel Einwürfe dagegen machten, und mir viel Fragen vorlegten. Ich will gewifs recht schnell, ausführlich und deutlich antworten.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

XLII.

Berlin, 3. Aug. 96.

Heute nur zwei Worte, liebster Freund, zur Ankündigung eines *schnellen* Entschlusses. Ich reise morgen mit meiner Frau und meinem ältesten Kinde über Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Wismar, Lübeck nach Eutin und von da über Ploen nach Hamburg. Die Lust, Vofs in Eutin, und Jacobi, der jetzt in Wandsbeck ist, zu besuchen, sind die Haupttriebfedern dieser Reise. Am 7. Septbr. sind

wir wieder hier, und bald nachher sehn wir uns, hoffe ich, gewifs.

Ich freue mich unglaublich auf Vofs. Ich denke er ist durch Sie bereits vorbereitet, mich freundlich aufzunehmen. Könnte ich nicht einen Brief von Ihnen bei ihm finden? Machen Sie diefs doch ja. Ich bin bis zum 24sten Aug. spätestens da. Den 20sten komme ich hin.

Die Vorbereitungen zur Reise lassen mir heute nicht mehr Zeit. Es thut mir leid, dafs ich mich so schnell zum Reisen entschlofs, dafs ich Ihnen vorher nichts davon schreiben konnte.

Tausendmal Adieu!

Ihr

Humboldt.

XLIII.

Berlin, 22. Oct. 96.

Es geht uns recht schlimm, theurer Freund, mit allen Planen, die wir von hier aus machen. Zwar bleibt es bei unsrer Abreise von hier, auch dabei, dafs *ich* Sie besuche und ein Paar Tage bei Ihnen bleibe. Aber meine arme Frau kann unsre Freude nicht theilen. Sie hat sich in diesen Tagen gar nicht wohl befunden und ein Aderlafs, den sie hat vornehmen müssen, hat sie noch mehr abgemattet. Der Arzt rätht ihr sehr, ihre Rückkunft nach Jena, da sie einmal nicht hier bleiben kann zu beschleunigen, und sich so kurz als möglich den Unbequemlichkeiten der Reise auszusetzen. Wir nehmen nun also den Weg über Leipzig, da man auf diesem schneller und besser fortkommt, und sie läfst Ihnen recht ausdrücklich versichern, wie herzlich sie bedauert, dafs Ihre böse Prophezeihung immer wahrer werden mufs, bittet Sie aber recht sehr, uns bald selbst in Jena zu besuchen.

Ich komme Donnerstags 27sten Abends oder Freitag 28sten früh zu Ihnen nach Halle und wenn Sie es erlauben, so wohne ich bei Ihnen. Ich freue mich unaussprechlich darauf, und wir werden einander recht ausführlich sprechen können. Da ich ohne meine Frau komme, so brauche ich manchen Gesellschaften weniger Zeit zu geben.

Heindorf spricht ja jetzt, als gingen Sie gewiſs nach Leyden. Ich will es nicht eher glauben, als bis Sie mich selbst wenigstens von der *Gefahrlosigkeit* überzeugt haben. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

XLIV.

Jena, 7. Nov. 96.

Ich wollte heute meinen Fehler, lieber Freund, Ihnen nicht schon mit voriger Post geschrieben zu haben, wieder gut machen, und Ihnen recht ausführliche Nachrichten von mir geben; aber ein fataler Besuch hat mich daran verhindert. Daher heute nur wenige Worte.

Ich bin sehr glücklich hier angekommen, habe die halbe Nacht in Merseburg ruhig geschlafen und bin um 3 Uhr von dort ausgefahren. Meine Frau habe ich leidlich und die Kinder vollkommen wohl gefunden. Die ersten Tage hier sind mir mit Anordnung meiner Bücher und Papiere darauf gegangen, und erst von morgen an rechne ich mein eigentliches Leben anzufangen. Schiller ist recht wohl, und ich verlebe täglich mit ihm einige interessante Stunden. Ueber die Xenien haben wir ziemlich viel mit einander gesprochen. Auf die Sonderung will er sich theils nicht einlassen, theils hat er mich ausdrücklich gebeten, des Spaſses halber, auch das, was ich durch ihn erfahren, un-

ter uns zu lassen. Soviel aber, lieber Freund, kann ich Ihnen sagen, dafs wir uns mächtiglich geirrt haben, und sogar in dem geirrt, wo wir schlechterdings nicht fehlen zu können glaubten.

Wie steht es mit Ihnen, theurer Freund? Haben Sie noch immer keine Antwort? Fast sehe ich Ihnen mit jedem Tage entgegen. Wohnen Sie ja alsdann bei uns. Wir haben Platz. Schreiben Sie mir wenigstens ein Wort, wie Sie mit meinem Benehmen bei Hofmann zufrieden sind. Ich bin ordentlich unruhig darüber.

Leben Sie nun herzlich wohl. Meine Frau grüfst Sie innigst und freut sich der Hofnung, Sie vielleicht bald hier zu sehen. Grüfsen Sie die Ihrigen tausendmal. Unsre Rechnung war vollkommen richtig.

Ihr

H.

XLV.

Jena, 23. Decbr. 96.

Schon längst hatte ich mich gesehnt, liebster Freund, Ihnen endlich einen ausführlicheren Brief von hier aus zu schreiben, und an jedem Posttage kamen mir jetzt Geschäftsbriefe, deren der Tod meiner Mutter mir wirklich sehr viele und weitläuftige auf den Hals ladet, dazwischen. Je weniger ich in dieser Zeit zu studiren im Stande gewesen bin, desto mehr haben sich mir Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über mich und meine Plane, und neue Entwürfe dargeboten, und Sie wissen es gewifs aus eigner Erfahrung, dafs nichts so lebhaft den Wunsch nach der Unterhaltung mit Freunden weckt, als dieses Verweilen in innern Empfindungen, und diese Beschäftigungen mit sich selbst.

Aufser diesen Geschäften hat auch die Sorge für die Gesundheit meiner Frau meine gewöhnliche Thätigkeit gar sehr in andre Gränzen modificirt. Zwar sind glücklicherweise nicht die mindesten Gründe zu reellen Gefahren vorhanden, wie theils der Augenschein lehrt, und theils der Arzt wiederholt versichert, aber die Kränklichkeit ist doch sehr anhaltend, und ich wende gern einen gröfsern Theil meiner Zeit zu ihrer Aufheiterung an. Auch ich selbst bin, solang ich hier bin, anhaltend von kleinen Uebeln geplagt worden.

Unter diesen Umständen werden Sie keine grofsen Fortschritte in meinen angefangenen Ausarbeitungen erwarten, theurer Freund, und in der That habe ich auch solche nur sehr wenig gemacht. Indefs ist doch vielleicht keine andre Zeit für meine ernsthaftesten Plane von günstigerem und entschiedenerem Erfolge gewesen, als eben die jetzige. Ich habe mich anhaltender, als je, mit dem Gedanken daran beschäftigt, und in dem Vorsatze ihrer Ausführung bestätigt, und jede gröfsere Arbeit erfordert ganz sicherlich ebensosehr eine ausdrückliche Stimmung und Vorbereitung des innern Wesens, als die äufseren Zurüstungen zu ihrer Vollendung. Von jener inneren Verbereitung geht auch, dünkt mich, die Gewifsheit des Gelingens aus, durch die man sich manchmal mitten in der Arbeit überrascht und gestärkt fühlt.

Ich kann nicht läugnen, dafs ich mit einer nicht geringen Schaam auf mich und meine zuletzt vergangenen Jahre zurücksehe. Von welcher Seite ich es betrachten mag, so habe ich nichts geleistet, und ich bewundere oft in der That mit aufrichtiger Rührung die Güte, mit der mich einige meiner Freunde, aber vor allen Sie, getragen haben. Ich weifs, dafs es mir nie an Eifer und gewissermaafsen auch nicht an Thätigkeit, wenigstens nicht an Unverdrossenheit gefehlt hat, aber ich sehe daraus immer mehr, wie sehr

mir anstatt dessen — *Methode* gemangelt hat. Je mehr ich über mich nachdenke, desto mehr finde ich, dafs diefs Gebrechen radikal in mir ist, und es ist nur ein einzelner Fall dieses sich weiter erstreckenden Phänomens, dafs auch das Wenige, was ich bis jetzt geschrieben, nicht die Form erhalten hat, die das Lesen leicht macht, oder gar dazu einladet. Darum ist es bei mir gewifs vorzugsweise wahr, dafs ich eben so nothwendig an *mir*, als an meinem Gegenstande arbeiten mufs, um nicht in diesen meine Fehler hinüberzutragen.

Vorzüglich nachtheilig auf meine productive Thätigkeit hat bis jetzt eine gewisse unglückliche Wahl meiner Gegenstände gewirkt. Diese, glaube ich, ist mir jetzt besser gelungen. Wenn ich mich recht kenne, so mufs ich mich nicht gerade auf Materien einlassen, die eine so grofse, genaue und critische Gelehrsamkeit erheischen, als historische Untersuchungen über das Alterthum alsdann sind, wenn man in die einzelnen Punkte tiefer eingehen will, noch auch auf solche, die hauptsächlich auf der Zergliederung der Begriffe beruhen. Für jene besitze ich gewifs nicht, wenn ich auch alles Mechanische abrechne, die critische Haltung des Geistes (ich weifs kein eigentliches Wort dafür) die aus einer Thatsache nicht zu viel und nicht zu wenig schliefst. Davon habe ich mich noch neulich bei einem wiederholten Lesen Ihrer Prolegg. überzeugt, welche mehr, als irgend etwas anderes, diese Eigenschaft in einem bewundernswürdigen Grade zeigen. Ebenso werde ich auch bei zergliedernden Arbeiten selbst mit angestrengter Mühe dennoch nicht mehr, als ein anderer bei viel geringerer erreichen. Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusam-

mennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.

Da meine äufsere Lage mir zugleich mehr, als andern, von der Welt zu sehen erlaubt, so macht mich beides zusammengenommen vorzugsweise zur individuellen Charakterkenntnifs geschickt, und weil ich doch sicherlich mehr wissenschaftliche und systematische Bildung habe, als die, welche gewöhnlich diefs Feld bearbeiten, so gelingt mir auch vielleicht der Versuch, diese Kenntnifs in eine Theorie zu verwandeln, besser, als andern. Diefs ist also recht eigentlich das Gebiet, das ich mir stecke: Kenntnifs und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen. Aus diesem Gebiete habe ich zwei Arbeiten gewählt, die ich ebenso ungetrennt behandle, als sie wirklich nothwendig zusammengehören.

1. Die eine kennen Sie, es ist die Charakteristik unserer Zeit, und die Einleitung dazu ist eigentlich das Einzige, was ich für jetzt einem öffentlichen Gebrauche bestimme.

2. Die andre ist für jetzt blofs Studium, aber an sich, wie mich dünkt, noch bei weitem wichtiger. Ich nenne es: eine vergleichende Anthropologie, und denke darin die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen ebenso gegeneinanderzustellen, als man in der vergleichenden Anatomie die physische der Menschen und Thiere mit einander zu vergleichen pflegt. Es mufs dabei, soviel ich jetzt einsehe, die Erreichung eines doppelten Endzwecks ins Auge gefafst werden. Einmal der ganz empirische, richtigere und bestimmtere Begriffe von den verschiedenen Charakteren der Geschlechter, Nationen u. s. f. zu bekommen; zweitens der mehr philosophische, zu erforschen, wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne dafs dennoch eine Form gerade einen

geringern Werth, als die andere hat. Denn darauf würde ich vorzüglich sehen, immer solche Verschiedenheiten aufzusuchen, die sich nicht durch Fehler, sondern durch Vorzüge unterschieden. Denn nur eine solche Verschiedenheit ist wesentlich, und wenigstens nur eine solche für die Untersuchung dankbar. In dieser letztern Hinsicht kann ein einzelner recht origineller Mensch bedeutend seyn, sobald er eine Seite der menschlichen Natur zeigt, die ohne ihn unerkannt geblieben seyn würde.

Diefs Feld ist zu weitläuftig, als dafs es einem nur einfallen könnte, es allein zu bebauen. Aber ich halte es für nothwendig die Idee davon aufzustellen, die Principien zu gründen, und die Hauptfächer anzuordnen. Das Eintragen in diese kann hernach mit geringer Schwierigkeit, nur mit Fleifs und Mühe, geschehen. Die Zurüstungen zu einem solchen Plane sind es daher nur, die mich jetzt beschäftigen. Wird indefs dieser Plan vollendet, so mufs er die allgemeinen Ideen über mögliche Charakterverschiedenheit überhaupt, über Gattungscharaktere im Allgemeinen, und über das Eigenthümliche einzelner derselben z. B. des Geschlechts, der Alter, Temperamente, Nationen und Zeitalter enthalten. Ueber jede einzelne dieser Materien sind noch eine Menge von Fragen unerörtert, über die mir schon bis jetzt mehrere Ideen im Kopfe liegen.

Auf diese Weise halte ich es möglich, eine neue Bahn zu brechen, auf der es fortzugehen nicht schwierig seyn kann, und gerade jetzt sehr nothwendig ist.

Wenn man die Fortschritte des menschlichen Geistes in ihrer Folge übersieht, so erscheint einem durchaus nichts so wichtig, als der Kontrast des antiken und des modernen Charakters. Es ist schlechterdings meiner Ueberzeugung nach unmöglich einen von beiden nur irgend richtig anzusehen, ohne den andern zugleich zu kennen. Die unrich-

tige Beurtheilung der modernen Welt aus Unkunde der antiken findet sich unglaublich häufig. Sie ist vorzüglich den Ausländern noch mehr, als uns eigen. Das Gegentheil, dünkt mich, ist es, was den guten Vofs so oft nicht blofs einseitig macht, sondern ihm selbst das Alterthum in ein unrichtiges Licht stellt. Auch kann es kaum anders seyn. Die antike und die moderne Individualität sind zwei Zustände verschiedner Entwicklung gleicher Kräfte; man mufs daher nothwendig irren, wenn man einen allein als etwas Vollendetes und an sich Geschlossenes ansieht. Auch mufs der Geist, wenn er einen Gegenstand betrachtet, über demselben stehn, er selbst mufs gewissermaafsen höher oder erweiterter kultivirt seyn. Daher ist der blofs modern Gebildete immer ein weniger guter Beurtheiler des Modernen, und ebenso ist es auch mit dem Alterthum.

Unter allen meinen ehemaligen literarischen Beschäftigungen sehe ich daher keine für so wesentlich nothwendig zur Vollendung meiner jetzigen Plane an, als die Griechischen und gewifs werde ich diese auch immer und regelmäfsig fortsetzen. Ich bin neuerlich noch auf mehrere, wie es mir scheint, nicht uninteressante Gedanken über die Griechische Welt gekommen, und wenn es mir gelingt, sie recht deutlich und rund hinzustellen, so erlauben Sie mir wohl, bester Freund, sie Ihnen mitzutheilen.

Seit ich wieder hier bin, hat mich und meine Frau beständig der Euripides beschäftigt, ausgenommen, dafs wir noch anfangs den Pindar, mit dem wir noch nicht ganz fertig waren, endigten. Wir lesen jetzt am letzten Stück. Es scheint mir am gröfsten Theil des Euripides vorzüglich an den Stücken im 2ten Th. der Barnes. Ed. noch fürchterlich viel zu thun. Die Fehler sind noch so dick gesäet, dafs man oft ohne alle Mühe die richtigen Lesarten herstellen kann, und die kritische Hülfe, die man vorfindet, ist

in der That äufserst klein. Aufser einigen guten Einfällen von Heath und Tyrwhitt und einigen von Musgrave mufs man sich mit der Reiskeschen Temerität begnügen.

Was werden Sie sagen, mein Bester, dafs ich wieder eine Pindarsche Ode (Pyth. IX.) übersetzt habe. Diefsmal aber habe ich es anders versucht, ich habe kein gleiches Metrum bewahrt, sondern nur einzelne metrisch klingende Cola abgetheilt, — kurz eine solche Manier, die, wie Sie einmal im Scherz sagten, allenfalls auch der Setzer durch willkührliche Einschnitte in eine poetische Prosa machen kann. Ich wollte es doch einmal versuchen. Ich werde sie noch ein wenig feilen, und dann Ihnen, und einigen vorlegen. Sollte so etwas Beifall finden können, so fühle ich, dafs ich sehr leicht, binnen einem Jahre, *so* den ganzen Pindar übersetzen könnte. In einem gebundenen Metro dagegen bringe ich gewifs keine einzige Ode mehr zu Stande.

Ich schicke Ihnen auch jetzt Ihren Tacitus zurück. Ich habe ihn mit grofser Freude gelesen. Aber ich habe gesehen, wie es nicht möglich ist eine einzelne Recension des Textes kennen zu lernen, wenn man noch nicht mit dem Schriftsteller selbst vertraut ist. Der Tacitus selbst hat meine ganze Aufmerksamkeit verschlungen, ich habe Ihre Anmerkungen zu meiner Hülfe benutzt, sie haben mir durchaus sehr scharfsinnig und erstaunlich zweckmäfsig geschienen. Am meisten habe ich die schöne Form mit Vergnügen bemerkt, die Sie ihnen immer gegeben, die nie etwas zu viel und auch für den Leser, den Sie voraussetzen, gewifs nichts zu wenig hat, und daneben immer die Methode des Erklärens und Emendirens zugleich, durch das Beispiel selbst, ins Licht setzt. Aber ich bin viel zu roh in dem Tacitus, als dafs ich *über* Ihre Anmerkungen etwas bemerken könnte. Wie zweckmäfsig sie aber sind, hat mir auch das gezeigt, dafs da ich in der Ed. Bip. auch

das 2te Buch las, ich doch durch die Art, wie mich Ihre Bearbeitung eingeweiht hatte, viel besser durchkam, so oft ich auch noch stecken blieb. — Diefs war ein überlanger Brief und blofs von mir. Verzeihen Sie diese Geschwätzigkeit meiner herzlichen Freundschaft zu Ihnen, und dem Vertrauen auf die Ihrige. Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen herzlich.

Ihr

H.

XLVI.

Jena, 3. Febr. 97.

Schlegel hatte mir schon mündlich gesagt, wie freundschaftlich Sie, theurer Freund, für die Niederkunft meiner Frau besorgt gewesen waren, und wie oft Sie davon gesprochen hatten, dafs ich mich doppelt freuete, Ihnen die Nachricht der glücklichen Entbindung mit dem ersten Posttag gegeben zu haben. Jetzt danken wir Ihnen herzlich für Ihren liebevollen Antheil an unserer Freude, und glücklicherweise kann ich Ihnen auch recht viel Gutes über das jetzige Befinden meiner Frau sagen. Sie ist auf, und in der That noch gesunder und wohler, als man es anfangs hoffen durfte. Das Kind macht uns viel Freude durch seine Stärke und Munterkeit.

Das Wichtigste und Erste, was wir jetzt zu verabreden haben, lieber Freund, ist wie und wo wir uns, besonders wo meine Frau und Sie Sich, ehe wir Deutschland verlassen, sehen. Denn so gefährlich es auch klingt, so droht diese Gefahr nun doch nach und nach, und Sie wissen, wie sehr es meine Frau und wie herzlich wünscht, Sie noch einmal einige Tage ungestört zu geniefsen. Leider ist sie selbst nun in ihrer Lage und mit den Kindern

so wenig mobil, dafs sie diefsmal freilich mehr auf Ihre Beweglichkeit rechnet. Damit Sie nun unsre Plane, die, da sie mit denen meines Bruders, der uns begleitet, verwebt sind, doch unstreitig bleiben, im Fall nicht Krankheit dazwischen kommt, vollkommen wissen, so hören Sie. Wir bleiben bis gegen die Mitte März hier, gehen dann nach Erfurt, und von Erfurt nach Zeitz, wo wir nothwendig hin müssen, um meinen Schwager noch einmal zu besuchen. Von Zeitz führt uns der Weg nun leider nicht über Halle, sondern über Leipzig nach Berlin, und wenn wir dort etwa 4—6 Wochen geblieben sind, reisen wir in der Mitte Mays nach Dresden, bleiben dort wieder 6—8 Wochen, und reisen im Julius über Wien, wo wir uns nur kurz aufhalten, wenn es sonst die Franzosen verstatten, nach Venedig. Möglich ist es, dafs meine Frau gar nicht nach Berlin geht, sondern länger hier mit meinem Bruder bleibt, und von hier über Erfurt und Zeitz gerade nach Dresden geht. Dann reise ich schon mit Anfang März nach Berlin und von da allein nach Dresden. Dann würde ich freilich suchen, einige Tage in Halle zu seyn, aber füglich geht es auch nicht, da ich auch nach Zeitz, und eigentlich wegen Geschäften für die Reise nach Leipzig mufs. — Sie sehen also, Lieber, worauf es ankommt, auf einen Besuch von Ihnen hier, und diefs zwar wo möglich in der letzten Hälfte dieses Monats. In der That, diefs sollten Sie thun. Sie haben so ordentlich bis jetzt gelesen, Sie können sicherlich einmal 8 Tage aussetzen, und diefs reicht hin, wenn Sie nicht mehr können oder mögen. Hier, wissen Sie, sind Sie ungenirt. Sie brauchen niemand als mich und weil Sie diefs wollen werden, Schiller zu sehen. Göthe finden Sie vermuthlich hier. Machen Sie nicht den Umständlichen. Gegen Hypochondrie ist nichts so gut als eine Reise, und gegen böse Augen nichts, als nicht lesen und schreiben.

Für die Italiänische Reise hätte ich noch eine Bitte an Sie. Legen Sie Sich doch einen eignen Bogen auf Ihren Tisch und notiren Sie da eins und das andere auf. Was ich wünschte wäre vorzüglich das: 1) ein Verzeichnifs der Gelehrten und Literatoren Ihres Fachs, die Ihnen bekannt sind, und versteht sich noch leben, nach ihren Aufenthaltsorten. Auch die bekannten können mir unbekannt seyn und es sind ja nur Namen, die keine Zeit kosten. Ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und niemanden, der auch nur halb interessant seyn kann, unbesucht lassen. 2) Was Ihnen etwa von philologischen Fragen einfällt, von Punkten über die ein Reisender und ich in specie Erläuterung erhalten und liefern könnte, Nachrichten über Codices, Alterthümer cet. Dafs beiden Punkten eigentliche Aufträge von Ihnen noch vorangehn, versteht sich von selbst. Ferner: in Italien ist es doch und vorzüglich für mich, am meisten merkwürdig, sich jetzt zu erinnern, was an diesem Fleck vormals vorging. Dazu ist eine vergleichende Topographie nothwendig, theils für Gegenden und Städte, theils für Strafsen und Plätze in Rom. Das Bekannte findet sich überall, und Einzelnes zerstreut. Giebt es aber wohl eigne Werke darüber, und welche?

Endlich, mein Theurer, schicke ich Ihnen auch meinen Agamemnon mit. Die Abschrift wird Ihnen, obgleich die Hand unangenehm ist, doch deutlich seyn. Es hat mir eine unendliche Freude gemacht zu hören, dafs Sie nicht abgeneigt sind, ihn anzusehen. In Auleben perhorrescirten Sie den Aeschylus so, dafs ich jetzt gar nicht damit zu kommen wagte, und ich mufs Ihnen nur gestehen, dafs mein Vorsatz eigentlich auf eine Uebersetzung des ganzen Agamemnon geht. Die erste Frage wird bei Ihnen die seyn, wie ich überhaupt auf eine so heterogene Arbeit? wie besonders auf den gar eigentlich unübersetzbaren Agamemnon

falle? Aber darauf giebts eigentlich keine Antwort: *ἀέκων ἀέκοντί γε θύμῳ*. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müfste ich mich mit Gewalt losreifsen. Also nun von der Art der Uebersetzung, und so kurz als möglich. Der Uebersetzer des Agamemnon müfste eigentlich Herausgeber seyn. Diefs kann ich nicht, Sie finden also meist (nicht immer) Schütz und seine Erklärungen. Sie müssen daher nicht eine philologische Uebersetzung erwarten, nicht eine, die man Zeile für Zeile erhärten möchte, nur eine ästhetische und charakteristische, eine die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt. Aber auch hier, wieviel bleibt zurück. Hier beim Aeschylus hat man recht die doppelte Klippe zu meiden. Ist man wörtlich, so mufs man nicht blofs oft rauh, holpricht, dunkel, undeutsch, sondern was das Schlimmste ist, auch trocken werden. Nehmen Sie nur z. B. so eine Stelle wie *v.* 185. *πάθει μάθος*. Denkt man mehr an den deutschen Leser, so läuft man in Gefahr Kraft und Nachdruck zu verlieren. Dafs ich das letzte Unglück mehr erfahren habe, wird sicherlich Ihr Urtheil seyn. Freilich habe ich sehr daran gedacht, etwas Lesbares zu liefern, aber vielleicht zu viel und nicht mit dem wahren Geschick und Talent.

Nun über die Verse. Die Trimeter habe ich in 10 und 11silbige Jamben verwandelt, wie Göthens Iphigenie hat. Nur habe ich Spondäen und Anapästen nach dem Urtheil des Ohrs gestellt aufgenommen. Diefs macht, dafs ich bei jedem Vers um eine oder ein Paar Silben kürzer seyn mufs, als das Original, was bei den Dialogen, wo die Personen Zeile um Zeile wechseln viel Spuk macht. Aber der 12füfsige Trimeter ist zu lang und einförmig bei uns. Der Abschnitt würde, wenn man ihn nach der 6ten Silbe machte höchst monoton seyn, und nach der 4ten und 5ten

wegen der Länge des übrigen Verses und der Ungewohnheit nicht gehört werden. Die Anapästischen Systeme habe ich so gut ich konnte nachgemacht. Mit Anapästen wie z. B.

> ob dem Raube der Brut rund um das Felsnest
> von des Zuges Gefahr weilen daheim nun
> wie verwelkendes Herbstlaub schrumpfet und fällt

werden sie leidlich zufrieden seyn, aber freilich habe ich nicht immer Jamben und Trochäen vermeiden und den Abschnitt nach dem zweiten Fuſs, den der Grieche fast immer hat, nur selten hervorbringen können. Auf den paroemiacus habe ich besondern Fleiſs verwendet.

In den Chören habe ich die Gleichheit der Strophen so gut als ganz aufgegeben. Auch Sie meinten immer, man höre sie nicht. Dagegen habe ich für Reichthum des Rhythmus und passende Versfüſse zu sorgen gesucht. Wie glücklich, urtheilen Sie selbst.

Jetzt hätte ich zwei Bitten. Die erste um Ihr allgemeines, aber offenherzigstes Urtheil. Was würden Sie zu einer solchen Uebersetzung, als diese Probe verspricht, sagen? Die zweite, um Ihre besondere Berichtigung des Einzelnen. Die Antwort aufs Erste hätte ich gern bald, sie würde mich stärken, oder zum Aufhören bestimmen. Wenn Sie aber der Agamemnon interessirte, und die Uebersetzung Ihnen nicht miſsfiele, hätten Sie Lust zu kritischen Noten? Es könnte mir nichts so Frohes begegnen, als mit Ihnen zusammen vor dem Publikum zu erscheinen, und gewiſs haben Sie schon manches über dieses schreckliche Stück gesammelt.

Noch muſs ich Sie bitten, auf die Jamben so gut als nicht zu achten. Sie sind schnell dem Chor angeflickt. Eine Probe meiner Jamben kann erst die nächste Scene liefern. Ueberhaupt aber bedenken Sie, daſs ich gar nicht, nach Spaldings Ausdruck: ein Verskünstler bin. Voſsen

darin, kann ich so wenig, als Ihnen, der Sie den Aeschylus so genau kennen, in den einzelnen Stellen ein Genüge leisten. Was ich kann, ist höchstens den Charakter des Ganzen nicht entstellen, und dem Ohr weder weh thun noch es ermüden, also eine Uebersetzung geben, die im Einzelnen manchem Produkt andrer Uebersetzer nachsteht, aber zusammen eine Wirkung leistet, die die Mühe und Zeit, die sie kostete, vergessen läfst. Höher erlaubt mir mein Selbstgefühl auch nicht von dem Besten von mir in in dieser Gattung zu denken.

Adieu mein theurer lieber Freund! Meine Frau grüfst Sie freundschaftlichst.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Die Pindarische Ode sehen Sie im 2ten oder 3ten Horenstück. Schiller bat mich sehr darum.

Den Meierotto nächstens.

XLVII.

Jena, 3. März, 1797.

Gewifs hätte ich nicht so lange gezögert, Ihren lieben Brief zu beantworten, theurer Freund, wenn mich nicht ein Grund dazu vermocht hätte, der vermuthlich Ihnen selbst lieb ist. Als Ihr Brief bei uns ankam, war meine arme Frau recht krank. Stark versprach von Tag zu Tag Besserung, und so konnte ich mich nicht entschliefsen, Ihnen eher zu schreiben, als bis diefs Versprechen in Erfüllung gegangen wäre. Diefs ist nun jetzt seit 8 Tagen wirklich der Fall.

Dafs Sie nicht haben herkommen können, hat uns innigst geschmerzt. Wir hätten es so herzlich gewünscht;

allein freilich kann ich mir wohl denken, dafs Sie eine solche Störung scheuen müssen. Ich, lieber Freund, sehe Sie gewifs noch, denn ich besuche Sie in Halle selbst. Mit Ende dieses Monats oder Anfang des folgenden hoffe ich bei Ihnen zu seyn. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen noch vorher. Meine Frau wird gewifs das Rendez-vous in Leipzig möglich zu machen suchen; denn auch sie wünschte herzlich Sie zu sehn.

Die *Italiänische* Reise ist für jetzt in ziemlich weitem Felde, allein bei der *Reise* überhaupt bleibt es. Wir gehen nach Wien, und bleiben dort, wenn es nicht anders ist, bis zum Frühjahr 1798. Wien mufs schlechterdings interessant genug seyn, und da mich der Agamemnon wieder mehr ins Griechische geführt hat, so ist mir auch die Aussicht der philologischen Subsidien dort sehr reizend.

Vom Agamemnon erhalten Sie abermals ein Paar Scenen, die Ihnen wenigstens ein Zeichen meiner Sorgfalt seyn werden, die Arbeit so gut, als möglich zu machen. Sie werden bemerkt haben, dafs ich die ersten Scenen in 10 und 11silbigen Jamben gemacht hatte. Ich fing auch die 3te so an; indefs sah ich bald, dafs es mit diesem Metrum nicht ging. Es hat weder Fülle noch Haltung genug, die Haupteigenschaften der tragischen Diction der Griechen, die einen grofsen Einflufs auf das innere Wesen des ganzen Griechischen Trauerspiels haben. Ich versuchte also den wahren Trimeter 1) von 12 Silben, 2) mit beständig männlichem Ausgang und 3) mit Spondäen und Anapästen in den erlaubten Stellen. Tribrachen sind in unsrer Sprache zu schwer, und jeder Leser hätte sie verstümmelt. Dactylen habe ich nur Einmal versucht:

Ilion | besitzen die Achaier an diesem Tag

Desto mehr aber hab' ich Spondäen gesucht:

der Freude Rausch | wallt thrä|nenlockend durch mein Blut
diefs fro|he Licht | herstrah|lend uns mit Wahn bethört
denn von des Oel|baums Zwei|gen dicht umschattet, kommt
Recht Wei|berart | ists, stolz | das Herz | durch Wahn zu blähn

Das Einzige, was bei diesen Versen zu befürchten ist, etwas Steifes und Feierliches kann wenigstens im Aeschylus gewifs nicht schaden. Es ist mir eine grofse Freude gewesen, dafs Göthe, dem ich es zu lesen gab, sehr damit zufrieden war. Ich fühle nur zu gut, wie viele Fehler noch im Einzelnen mit unterlaufen. Allein ich denke doch den Ton und den Geist des Ganzen nicht zu verfehlen, treuer von dieser Seite als Vofs zu seyn, und da wir noch gar keine Uebersetzung eines Trauerspiels haben, wie es seyn müfste, so denke ich wenigstens nun die Gattung aufzustellen, in der das Theater übersetzt werden mufs, wenn ich selbst innerhalb dieser Gattung auch sehr bald weit übertroffen würde. Zugleich mit der Uebersetzung denke ich zwei Abhandlungen zu geben, eine über das Wesen und die Oekonomie des Agamemnon, und eine zweite über die tragischen Silbenmaafse. Es ist schlechterdings nothwendig, die Deutschen Leser von den Trimetern zu unterrichten. Vielfältige Erfahrung hat mich gelehrt, dafs sehr wenige selbst nur ihre äufsere Form, und fast niemand, eigentliche Gelehrte ausgenommen, ihre rechte Natur kennen. Aufserdem aber bin ich auch durch neuerlich angestellte Untersuchungen auf allerlei Bemerkungen gekommen, die zwar nicht gerade philologisch aber ästhetisch und poetisch wichtig sind, vorzüglich über den Unterschied der Versbehandlung zwischen Aeschylus und Sophokles einer- und Euripides andererseits. Vielleicht füg' ich auch ein Wort über Uebersetzungen und Behandlung der Sprache in denselben hinzu. — Ich habe schon ein hundert Verse weiter übersetzt, als Sie hier empfangen, und glaube nun

fest in der Arbeit zu seyn. Ende Junius denke ich fertig zu werden; wenn ich jetzt nach Berlin gehe, werde ich einen Verleger suchen, und zu Michaelis denke ich soll er erscheinen. So etwas mufs nicht zu alt werden.

Der *Hermann de metris* hat mich erstaunlich interessirt. Es ist ein Meisterwerk in jeder Absicht. Ich studire noch sehr daran. Nächstens mehr darüber.

Leben Sie nun herzlich wohl, seyn Sie meinem Agamemnon nicht abhold, ohne darum nachsichtig zu werden, und schreiben Sie recht bald ein Wort. Ewig Ihr

Humboldt.

XLVIII.

Jena, 31. März, 97.

Ich schreibe Ihnen endlich den letzten Brief, ehe wir uns sehn, liebster Freund. Ich bin im Begriff nach Erfurt und Weimar abzureisen, und sobald ich von dort zurückkomme, bleibe ich nur noch ein Paar Tage hier, und gehe dann zu Ihnen. Auf diese Weise denke ich gewifs den 12ten Apr. d. i. nächsten Mittwoch über 8 Tage in Halle einzutreffen. Leider aber, theurer Freund, kann ich schlechterdings keine Stunde länger als drei Tage bleiben, noch nie war ich mit meiner Zeit so im Gedränge. Meine Gegenwart in Berlin ist unumgänglich nothwendig und nur schon zu lange hinausgeschoben. Wenn Sie erlauben, wohne ich sehr gern bei Ihnen, nur erwarten Sie mich den 12ten nicht über 9 Uhr Abends hinaus. Bin ich dann nicht da, so ist es ein Zeichen, dafs ich in Merseburg die Nacht geblieben bin, und erst am folgenden Morgen komme. Sehen Sie Klein, Eberhard, Forster u. s. w. so grüfsen Sie

sie doch vorläufig. Reichardt's Liebe zu mir wird nach dem, was zwischen Schiller und ihm vorgefallen ist, da er gewifs weifs, dafs ich täglich bei Schiller bin, wohl ziemlich erkaltet seyn. Wenigstens hatte er mich in einem Briefe an meinen Bruder neulich nicht einmal gegrüfst. Ich denke also ich komme bei ihm mit einem Nachmittagsbesuche ab.

Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Misbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundschaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir grade *Ihr* Beifall sehr süfs gewesen, allein ich hoffe wir werden uns verständigen. Einzelne Stellen ändere ich gewifs mit der gröfsesten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir schmeichle, Ihr Tadel in Rücksicht auf die noch mangelnde Aeschyleische Gröfse vorzüglich aus dem ersten Chore, d. h. aus den ersten 250 Versen hergenommen ist, so stimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, dafs wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden soll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinstimmen.

Da ich meine Arbeit einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht sonderbaren Lage.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden. Er spricht der Uebersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit ebenso sehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, dafs Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeschyleischem Geist noch mit der Schillerschen über Mangel an Deutlichkeit cumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äufserte bei dem ersten Lesen des ersten Chors in einer noch früheren Gestalt, als die Ihre Abschrift hat, dieselben Klagen als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Lesen schien er zufriedner. Ob ganz? möchte ich nicht sagen. Er ist wie Sie wissen, in solchen Dingen einsilbig.

Göthe ist, wie ich aus vielfältigen Aeufserungen gegen mich und Andere und aus dem grofsen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im Ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides und eins des Aristophanes, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.

Alle Sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauerste Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienstvollste, gar nicht sonderlich zu achten. Schiller fehlt es an Kenntnifs, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben Sich nicht darüber geäufsert. Göthe scheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlts ihm an Kenntnifs. Wilhelm Schlegel (der Shakespearsche) ist der Einzige, der sich darauf eingelassen hat, und der ist, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun selbst zu diesen Urtheilen stelle? Fürs erste halte ich schon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Göthes Beifall ist mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet sich durch meine Uebersetzung beim Lesen des Originals erleichtert, dafür ist er dankbar, und so lobt er leichter. Unter dem Tadel ist mir der Schillersche nicht wichtig. Er beweist mir blofs, dafs ich auf eine grofse Klasse

Leser nicht zählen darf, und das wufste ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeschlagen. Ich gestehe Ihnen offenherzig, dafs ich 4 Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht ansehen mochte. Es fehlte fast nichts, so hätte ich sie, und nun sicher auch auf ewig alles Uebersetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu fest an diesem Unternehmen, mein Muth ist zurückgekommen und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen mufs. Ich habe mir einen festen Begriff gebildet dessen, was ich leisten will und was ich glaube leisten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unstreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. Soviel ich schon jetzt einsehn kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Foderung an mich. Auch ist diefs natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Gesichtspunkt aus, der, welcher selbst die Arbeit macht, mufs an alles kommen, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt ist. In höherm oder geringerm Grade werde ich mit jedem Tadel übereinstimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen versuchen u. s. f. Aber einen Theil der Foderung werde ich leicht nicht gerecht, einen andern unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung des einen so leicht dem andern Eintrag thut. Es ist mein fester Vorsatz, noch ehe meine Arbeit beendigt ist, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil ich ohne eine solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müfste, aber von dieser Mitte aus mich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleifs und an Geduld soll es mir nicht fehlen, aber wann ich zuletzt die Unmöglichkeit klar sehe und empfinde, dafs *ich* nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtspruch für fertig

erklären. Denn was ist andres zu thun? Bei diesen Gesinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, diese Materie recht mit Ihnen durchzusprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie *für* eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunsten dessen, was ich schon gethan habe, sondern dessen was ich daran thun möchte) so interessirt gefunden. Doch ich breche endlich ab.

Mit meiner Frau geht es besser, mit dem kleinen Kinde, das krank war, auch. Mein Bruder grüfst Sie herzlich, er kommt aber nicht mit. Leben Sie herzlich wohl, bis ich Sie selbst umarme.

Ihr

H.

XLIX.

Wien, 20. Aug. 97.

Ich kann nicht läugnen, liebster Freund, dafs ich diesen Brief mit einer schmerzlichen Empfindung anfange. Ich schrieb Ihnen nun, wenn ich mich nicht verrechne, vor länger als zwei Monaten, ich bat Sie mir recht bald Nachricht von Sich nach Dresden zu geben, ich erinnerte Sie an Ihr Versprechen, mir allerlei zu meiner Reise Dienliches zu schicken — und bis auf den heutigen Tag sah ich keine Zeile von Ihnen. Da meine Abreise von Dresden sich auf 14 Tage über den Termin, den ich Ihnen, wenn ich mich nicht irre, geschrieben hatte, verzögerte, so glaubte ich, Sie hätten vielleicht, da Sie zweifelten, dafs mich ein Brief noch dort finden könnte, einen hieher an Locella geschickt. Nun ist Locella freilich in diesem Augenblick abwesend, aber ich habe mehrere seiner Freunde gesprochen und keinem ist etwas davon bekannt. Ich weifs nicht, welcher Ursache ich Ihr beunruhigendes Stillschweigen zuschreiben

soll; ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, mich für die Trennung von Ihnen durch einen regelmäſsigeren Briefwechsel zu entschädigen, und nun sehe ich mich zwei Monate hindurch, so aller auch der kleinsten Nachricht von Ihnen beraubt. Glücklicherweise habe ich von einigen Durchreisenden, die Sie in Halle gesehn haben, z. B. dem jungen Fries gehört, daſs Sie wohl sind. Ich hoffe also es ist nur Ihre gewöhnliche Brieſscheu, oder vielleicht gar der Vorsatz, mir recht ausführlich zu schreiben, was Sie jetzt zurückgehalten hat, und bitte Sie nun recht herzlich diese oder welche Hindernisse es seyn mögen, recht bald zu überwinden. Ich habe meinen Briefwechsel so eingeschränkt, daſs ich mit Gewiſsheit versprechen kann, ordentlich zu schreiben; ich schreibe eigentlich bloſs Ihnen, Schillern und Körnern, und gewiſs soll keiner von Ihnen je über vier Wochen ohne ausführlichere Nachricht von mir bleiben. Aber ich will jetzt dieſs zu vergessen suchen und Ihnen einige Worte von mir und von hier sagen.

Mit mir geht es recht gut; mit den Meinigen leider nicht ganz so. Meine arme Frau kränkelt noch immer und die Aerzte verheiſsen die völlige Wiederherstellung nur vom Italiänischen Klima, und mein jüngstes Kind ist in diesem Augenblick recht krank an Durchfall und Zahnen. Doch hoffe ich, soll es ohne Folgen seyn. Meine Frau grüſst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir, endlich Ihr langes Stillschweigen zu brechen.

Wien ist mir, seit den vierzehn Tagen, die ich nun beinah hier bin, schon sehr interessant geworden. Es hat freilich nicht die Mannigfaltigkeit, die z. B. Paris und London darbieten, aber doch schon gegen die übrigen Städte Deutschlands, die ich bis jetzt sah, eine so entschiedene Eigenthümlichkeit, daſs sie nothwendig jeden zum genaueren Beobachten reizen muſs. Auch der allgemeine Volkscharak-

ter hat hier schon bei weitem etwas Piquanteres, als im nördlichen Deutschland, mehr Humor, mehr Fröhlichkeit, mehr Leichtigkeit und Gewandtheit. Er ist den Ausländern bei weitem ähnlicher und insofern weniger Deutsch, wenn man den Begriff des *Deutschen* nach demjenigen Bilde fixirt, das Deutsche Cultur und Deutsche Literatur geben, und wo man vorzüglich ein Gleichgewicht der Kräfte, einen Mangel an irgend etwas einzelnem Hervorstechenden oder Auffallenden bemerkt. Indefs könnte man ihn vielleicht mit gleichem Recht auch mehr Deutsch nennen, da er überhaupt mehr Charakter ist. Diefs verschiedene Verhältnifs des südlichen und nördlichen Deutschlands verdiente gewifs näher auseinandergesetzt zu werden; meinem Urtheil nach ist es keine Frage, dafs eigentlich in dem südlichen eine bessere und energischere, wenigstens elastischere Natur ist, und wäre die Cultur der Sprache und der Literatur von dieser ausgegangen, wie es einmal unter den Minnesingern den Anschein gewann, so scheint es keinem Zweifel unterworfen, dafs der *Deutsche Geist*, der jetzt doch von den Ausländern, wie sehr sie auch anfangen mögen, seine Produkte zu achten, immer noch als mechanisch und pedantisch und nachahmend angesehn wird, bei weitem mehr Energie und Originalität gewonnen haben würde. Freilich wäre er dann aber nicht in den Platz getreten, auf dem er jetzt auch in den Augen des vorurtheilfreiesten Urtheiles unläugbar steht, und auf dem man ihn allen Nicht-Deutschen collectiv genommen entgegensetzen kann. Statt, wie er jetzt ist, gleichsam der Beschauer und Beurtheiler aller Nationen zu seyn, hätte er mit zu den Partheien gehört, und es hätte gleichsam der Standpunkt gefehlt, aus dem sich alle übersehen lassen, und auf den alle zurückwirken. Und ohne das wäre es nicht möglich gewesen, was ich jetzt für wirklich erreichbar halte, dafs Eine Nation gleich-

sam die Brücke zwischen der antiken und modernen Welt, die sonst durch eine unendliche Kluft getrennt geblieben wären, gemacht hätte. Denn diefs, die Verbindung der Eigenthümlichkeiten der Alten und Neuern in Eine einzige Form hervorzubringen, könnte man gleichsam die Endabsicht des Deutschen Charakters nennen, oder vielmehr das, wohin jeder von seinem Theil mitzuwirken streben mufs, dem es um eine wahrhaft idealische Veredlung unsers Nationalcharakters zu thun ist. Zwar läfst sich mit Grunde sagen, dafs diefs Ziel jeder Nation vorgesteckt ist. Aber nur eine, die eine solche Geschmeidigkeit besitzt, sich fremden Eigenthümlichkeiten anzupassen, hat eine sichere Hofnung demselben näher zu kommen.

Vorzüglich hat mich seit einigen Tagen die Bibliothek beschäftigt. Ich hatte mehrere Dinge über die Italiänische Literargeschichte nachzuschlagen, wozu mir bisher immer die Hülfsmittel fehlten. Leider ist es aber mit der Benutzung der Bibliothek mit diesem Monat am Ende, da Ferien eintreten und die Bibliothek nunmehr geschlossen wird. Die Codices habe ich bis jetzt nur flüchtig durchgesehen. Doch hat mir ein gewisser *Bast*, den ich hier kennen gelernt habe, und der sich sehr mit ihnen beschäftigt, genauere Nachricht davon gegeben. Die Bekanntschaft dieses Mannes ist mir auch darum sehr lieb gewesen, weil ich glaube, dafs sie Ihnen nützlich werden könnte. Er ist noch ein junger Mann, hat in Jena studirt, und ist jetzt bei der Hessen-Darmstädtischen Gesandtschaft angestellt. Diese Anstellung hat er aber nur angenommen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, hier leben und die Bibliothek benutzen zu können. Er vergleicht jetzt ein Paar Handschriften des Aeschylus für Schütz, und soviel ich ihn bisher kenne, scheint er sehr gute Kenntnisse zu besitzen. Er recensirt

viel in der Lit. Zeit. und eine Recension aller Bodonischen Ausgaben, die nächstens erscheinen wird, ist von ihm. Sie schätzt er unendlich, und wünscht sehr mit Ihnen in einige Verbindung zu treten. Sollten Sie also einmal hier auf der Bibliothek etwas nachgesehen wünschen, so könnten Sie Sich an ihn, glaube ich, sehr gut wenden. Sie dürften es mir nur allgemein vorläufig schreiben, so sagte ich ihm ohne Weiteres davon und schriebe Ihnen seine Adresse. Von den Handschriften des Pindar, die es hier giebt, und die noch nicht verglichen sind, sagt er mir, dafs auch nicht viel Trost in ihnen zu finden sey. Sie wären sehr jung und wichen wenig von dem gewöhnlichen Text ab, soviel er sie jetzt, zwar nur flüchtig angesehen habe. Wenn ich noch dazu Zeit finde, so sehe ich sie doch etwas genauer an. Eine eigentliche Vergleichung interessirt mich bei dieser Beschaffenheit der Mspt. nicht genug, und würde mich auch zu lange aufhalten, da ich im Lesen von Handschriften noch ganz ungeübt bin, und es erst daran lernen müfste. Schade ist es, dafs einige Cod. durch zu starkes Beschneiden gelitten haben sollen. So ist hier eine Paraphrase des Aristaenet in versus politicos von einem Mönch in Hydrunt. Bei dieser haben diese langen Verse meistentheils, wie ich höre, ihr Ende verloren. Der Gebrauch der Bibliothek ist erstaunlich leicht und bequem gemacht. Man bekommt in wenig Minuten schlechterdings alles, was man verlangt, Kupferwerke, Handschriften u. s. w. und ist in der Benutzung schlechterdings nicht genirt. — Locella ist, wie ich Ihnen schon sagte, in diesem Augenblick nicht hier. Er kommt aber in wenigen Tagen. Ich werde ihn gleich alsdann besuchen, und in Ermanglung eines Briefs ihm Complimente von Ihnen bringen. Alter ist ein guter und höchst gefälliger, aber sonst ziemlich ungeniefsbarer Mann. Interessanter scheint Bolla, der bei der Bibliothek mit an-

gestellt ist, und sich ausschliefsend mit griechischer Literatur beschäftigt.

Dieser Brief, liebster Freund, ist seit ich ihn anfing, zwei Tage liegen geblieben. Seitdem haben wir hier ein Naturphänomen gehabt, das ich Ihnen doch erzählen mufs. Es war am 19ten eine so fürchterliche Hitze und es ging ein so Siroccoähnlicher Wind, dafs viele Leute glaubten, dafs ein Haus irgendwo brenne, und die Glut der Flammen ihnen entgegenschlüge. In diesem Winde war der Thermometerstand 31° Réaumur. Diefs war den Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr. Am Abend kam ein Gewitter und nun kühlte sich die Luft bis zu 14° ab, so dafs in 6 Stunden ein Wechsel von 17° war. Bei diesem Wetter wahrscheinlich hat sich meine Frau verkältet und Halsweh mit Flufsfieber bekommen. Doch geht es heute schon viel besser.

Sie grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Leben Sie innigst wohl, und denken Sie manchmal an uns, wie wir so oft und so lebhaft an Sie denken.

Wir bleiben bis zum 1. Oct. hier. Nehmen Sie aber immer an, dafs wir viel früher gingen, damit Sie desto eher schreiben. Wie herzlich mich auch nur ein Paar Zeilen Ihrer Hand erfreuen würden, davon haben Sie keine Idee. Wie ists auch mit den Fragen und Adressen für Italien?

Meine Adresse hier ist: in der Kärnthnerstrafse im eisernen Mann, Nr. 1002.

Von ganzer Seele Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Ich frankire nicht und bitte Sie das Gleiche zu thun. Die Briefe gehen immer sichrer und besser. Wir werden doch wohl von hier über Venedig gehen; wenn Sie Sprengeln an seine Erkundigung wegen der Karte erinnern wollen.

L.

Wien, 2. Oct. 97.

Die Zeit meiner Abreise von hier ist kaum noch wenige Tage entfernt, theurer Freund, und noch habe ich keine Zeile von Ihnen. Ich kann es Ihnen nicht verbergen, dafs ich schlechterdings nicht weifs, welchem Zufall — denn ein Zufall hoffe ich noch immer soll es nur seyn — ich diefs fortwährende, meinen dringenden Bitten selbst unerweichbare Stillschweigen zuschreiben soll? Was mich nur dabei beruhigt, ist, dafs ich Sie mir wenigstens nicht krank denken kann. Wäre diefs die Veranlassung Ihrer noch immer zögernden Antwort, so dächte ich, hätten Sie mir doch ein Paar Zeilen durch Ihre Frau Gemahlin oder Ihre Kleine schreiben lassen. Noch weniger kann ich argwöhnen, dafs irgend ein unseliges Misverständnifs unter uns obwalten sollte. Ich bin mir zu sehr meiner unveränderlichen herzlichen Anhänglichkeit an Ihnen bewufst und kenne wiederum zu gut Ihre ofne und gerade Art, mit der Sie mir sicherlich, was Ihnen an mir misfallen, gesagt hätten — allein Gott weifs, dafs in den beunruhigenden Zweifeln über den Mangel aller Nachricht von Ihnen mir alles, auch das Schlimmste durch den Kopf gegangen ist. Was ich noch am liebsten denken mag, und was ich mir gern als das Wahrscheinlichste vorstelle, ist dafs Ihr freundschaftliches Bemühen mir Notizen und Fragen über Italien mitzutheilen Sie, wie ich schon in Halle fürchtete, zu weit geführt hat, dafs Sie darüber von Woche zu Woche verschoben haben, Ihren Brief abgehn zu lassen, und dafs es denn so gekommen ist, wie es mit den aufgeschobenen Dingen oft geht. Aber bedenken Sie ja, mein guter theurer Freund, dafs mir nur und einzig und allein daran gelegen ist, von Ihnen zu hören, und sagen Sie mir, und

wäre es auch nur mit zwei Worten, daſs Sie leben und gesund sind, und mich noch lieben wie sonst.

Allein wohin bitte ich Sie, mir dieſs zu sagen? Dieſs, mein Theurer, wird Sie sehr in Verwunderung setzen. Alle Nachrichten, die wir hier von Italien bekommen haben, sind so beunruhigend, und vorzüglich ist der Sicherheit der Wege so wenig zu trauen, daſs wir kurz und gut uns haben entschlieſsen müssen, diese Gegend für jetzt aufzugeben. Unser erster Plan war der, nachdem wir Italien durchreist haben würden, nach Frankreich zu gehen, und jetzt schien es uns das Einfachste, diesen Plan schlichtweg umzukehren. Wir reisen also nächsten Sonntag, 8. d. von hier ab, und über Salzburg, München, Augsburg, Schafhausen (von wo wir vielleicht eine Excursion nach Zürich machen) Basel und Strasburg nach Paris, wo wir gegen Ende November einzutreffen gedenken. Die neuerlichen Bewegungen in Paris machen uns wenig besorgt, da sie in der Ruhe der Stadt schlechterdings keine Veränderung hervorgebracht zu haben scheinen. Indeſs werden wir freilich in Basel noch genauere Nachrichten einziehen, und sollten wir doch auch dort Unruhe und Gefahr fürchten müssen — nun so suchen wir auf diesen, jedoch nicht wahrscheinlichen Fall den Winter in der Schweiz zuzubringen.

Meine Reise nach Paris hat eine Idee in mir rege gemacht, die ich Ihnen gleich warm mittheilen muſs. Sie ist die simpelste von der Welt, wenn sie aber Ihnen so wie mir gefiele, so könnten wir beide einem sehr frohen Winter entgegensehen. Sie merken jetzt von selbst, wo ich hinaus will. Ja, Sie, mein lieber Freund, sollten auch nach Paris kommen, sollten die Bibliothek einige Zeit lang benutzen, und gestärkt an Gesundheit und Lebensmuth und reich mit Lesarten aus Codd. regg. beladen, nach Halle zurückkehren. Sie dachten ja schon auf eine Italiänische

Reise, die nach Paris ist leichter auszuführen. Eine Reise nach Italien ist immer und mufs nothwendig langwieriger seyn. Theurer ist die Pariser Reise freilich, denn Paris soll jetzt sehr theuer seyn. Allein das bringt sich schon wieder ein.

Hier habe ich unter ziemlich abwechselnden Geschäften, Arbeiten und Zerstreuungen zugebracht. Mehr als 14 Tage habe ich Vor- und Nachmittag vier Codd. des Pindar verglichen, wovon ich Ihnen, wenn ich fertig werden kann, sie ins Reine zu schreiben, die Varianten zur Kurzweil, oder zum beliebigen Gebrauch beilege, oder noch von hier doch schicke. Sehr Wichtiges habe ich nichts gefunden, indefs doch einige recht artige Sachen, und zugleich habe ich doch eine kleine Uebung im Lesen von Handschriften gehabt. Von Menschen habe ich auch bei meinem längeren Aufenthalte hier keinen einzigen recht interessant gefunden, obgleich mehrere mich in einzelnen Rücksichten angenehm und lehrreich beschäftigt haben. Sie werden sehr gelacht haben, dafs ich Bast Ihnen so als einen ganz unbekannten Menschen beschrieb. Sie kannten gewifs sein Symposium schon. Ich habe ihn noch ziemlich oft gesehen, und er ist sehr freundschaftlich gegen mich gewesen. Die Gelehrtesten haben mir der alte Locella, Eckhel und Neumann geschienen. Locella habe ich nur, weil er ein unendlich umständlicher alter Mann ist und gerade in seinem Haus eine Veränderung vornehmen liefs, ein einzigesmal gesehen, aber da hat er mich sehr interessirt. Aufser seiner Philologie ist seine Weltkenntnifs und mannigfaltige Erfahrung sehr unterhaltend. Der Philologie ist er jetzt ganz gram und das blofs, wie mir Bast versichert, wegen einiger Druckfehler im Xenophon Ephesius. Von diesem hat er mir ein Exemplar geschenkt, und auch Ihnen wollte er eins schicken, und war nur über die Art

verlegen, es Ihnen zukommen zu lassen. Ich habe aber mit einem Gr. Wartensleben aus Berlin abgemacht, dafs er es für Sie mitnimmt, und so werden Sie es nächstens empfangen. Eckhel ist ein ältlicher, aber lustiger und äufserst gefälliger Mann. Meine Frau und ich haben ein Paar sehr angenehme Vormittage bei seinen geschnittenen Steinen und Münzen zugebracht. Neumann soll noch mehr praktische Münzkenntnisse haben, als er. Er ist im Begriff einen vollständigen thesaurus nummorum herauszugeben, der schlechterdings ein Verzeichnifs aller Münzen mit ihren Abbildungen enthalten soll. Wenn das Werk zu Stande kommt, werden es neun bis zehn Folianten. Den Hofrath Lerse, der bei Graf Fries ist, und den ich hier viel gesehen habe, kennen Sie ja wohl auch? Birkenstock läfst Sie sehr grüfsen. Ich habe ihn aber nur wenig gesehen. Mein Agamemnon ist hier doch um Eine Scene weitergerückt, und in Schillers Musenalmanach werden Sie etwas aus dem Pindar finden, das ich noch in Dresden übersetzt habe. In Paris hoffe ich sehr fleifsig zu seyn. Hätten Sie Correspondenz nach Paris, so hätte ich wohl sehr gern einige Briefe dorthin. Indefs liegt mir eigentlich nur daran, für jetzt von Ihnen zu hören. In Strasburg hoffe ich Brunck zu sehen; er soll wieder da seyn, und wieder arbeiten. Er ist, sagt man, mit einer Ausgabe des Terenz und Plautus beschäftigt. In Augsburg werde ich den Rector Mertens und durch ihn die dortigen Codd. besonders den prächtigen Thucydides sehen. Sollte mir dort oder in Strasburg etwas Interessantes aufstofsen, so schreibe ich Ihnen noch von der Reise aus. Sonst erst aus Paris. Meine jetzige Adresse ist: in Basel, abzugeben in der Deckerischen Buchhandlung.

Leben Sie herzlich wohl, mein theurer guter Freund, wenn Sie überhaupt noch leben, und vergessen Sie Ihre

wandernden Freunde nicht. — Mit der Gesundheit meiner Frau, die Sie herzlich grüfst, geht es nach vielem Kränkeln hier, endlich wirklich, und wie es scheint auf eine mehr Sicherheit für die Folge versprechende Weise, besser. Die Kinder sind alle wohl. Von ganzer Seele Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Von Heyne habe ich zwei Briefe an Bast gelesen, wo er von seinem Homer, Pindar und Tibull spricht und bei allen nur über Eile und Drang der Arbeiten klagt. In dem einen hiefs es über den Homer *ungefähr* so: Was haben sich die Alten beim Homer gedacht, und was sollen wir Neuen uns dabei denken? diefs sind die Fragen, worüber ich reden, oder wollen Sie es lieber so nennen, etwas plaudern will. — Wie gefällt Ihnen diefs? Ihre Briefe sind bis hieher noch nicht vorgedrungen.

Mein Bruder bleibt den Winter in Deutschland.

Wenn Sie mir Briefe schickten, hätte ich fast an niemand so gern einen als an Brunck, in Paris doch auch an Villoison.

LI.

Ohne Datum: (Paris 1798, April ?)

Brinckmanns Ankunft hier in Paris war mir aufser allen andern Rücksichten dadurch unendlich willkommen, dafs er mir Grüfse von Ihnen brachte. Es war die erste Spur eines freundschaftlichen Andenkens nach einem so hartnäckigen, wirklich unbarmherzigen Stillschweigen. Zwar erfuhr ich in Zürich, dafs Sie eine Reise nach Holland gemacht hatten, und diefs beruhigte mich schon sehr über die Ursache Ihres Stillschweigens, aber Brinckmann kündigt mir sogar das Ende desselben an, einen Brief, den ich bald empfangen soll.

Aber in aller Welt, wo bleibt dieser Brief, nach dem sich mein Herz, das Ihnen immer mit gleicher Treue und

Freundschaft anhängt, so innig sehnt? Meine Erwartung ist um so mehr darauf gespannt, als das Bild, das mir Br. von Ihrem Befinden und der Gesundheit Ihrer armen Frau, die ich Sie freundschaftlichst von uns zu grüfsen bitte, giebt, wenig erfreulich ist. Wie herzlich wünsche ich recht bald von Ihnen zu hören, dafs es mit Ihnen beiden wieder besser geht.

Wir sind jetzt seit vier Monaten hier. Unsere Reise war sehr glücklich; keiner von uns war nur Einen einzigen Tag krank, das will bei einer kränklichen Frau und drei kleinen Kindern auf einem Wege von beinah 200 Meilen viel sagen. Hier ist die Gesundheit der Kinder gleich gut, die meiner Frau leider mehr abwechslend. Aber sonst gefällt es uns aufserordentlich gut. Es ist nicht gerade, dafs einzelne Menschen oder Gegenstände uns so erstaunlich anzögen, es ist mehr die Bewegung und Mannigfaltigkeit, die in dem Ganzen herrscht.

Mit philologischen Dingen habe ich mich bis jetzt wenig abgegeben. Die Bibliothek ist im Winter unangenehm zu benutzen, und dem, der zuerst hier ankommt, bieten sich so viele andere wichtige Gegenstände dar. Aber Sie sollten hier herkommen. Wie thätig könnten Sie in Einem Sommer hier seyn. Wir sind gewifs noch den ganzen Sommer über hier, und wie angenehm könnten wir zusammen leben. Von Philologen habe ich bis jetzt nur Millin und Dutheil gesehen. Der letztere ist mit Schützens Aeschylus gar nicht zufrieden, und scheint zu meinen, in seinen noch ungedruckten Heften ungleich mehr geleistet zu haben. Er ist aber ein wenig zurückhaltend, so dafs ich noch nichts davon sah. Larcher ist zu alt, um noch interessant für den Umgang zu seyn. Chardon de la Rochette und Corai mufs ich erst aufsuchen. Der erste arbeitet an einer neuen Ausgabe der Anthologie und ich erwarte am meisten von

ihm. Bitaubé kenne ich genau, doch rechne ich ihn ebensowenig als Camus und andere, die nichts als Uebersetzer sind.

Womit sind Sie jetzt beschäftigt, mein theurer Freund, vielleicht mit dem Tacitus? Hätten Sie für diesen noch keinen Verleger, so hat mich Vieweg aus Berlin, der eben hier ist, gebeten, Sie zu ersuchen, ob Sie ihn nicht ihm anvertrauen wollten. Ich kann ihn Ihnen als einen redlichen, honnetten und wohlhabenden Mann empfehlen.

Ich schliefse heute hier. Sobald ich Ihren Brief erhalte, antworte ich gleich und ausführlich. Meine Frau grüfst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir recht sehr um die Erhaltung Ihres Andenkens und Ihrer Liebe. Ewig der Ihrige

H.

LII.

Paris, 22. Oct. 98.

Obgleich, liebster Freund, seit meinem letzten Briefe an Sie hier gar nichts vorgefallen ist, was Sie besonders interessiren könnte, so mag ich doch eine gute Gelegenheit, einen Brief bis Hamburg durch einen Reisenden gehen zu lassen, nicht versäumen, ihm auch für Sie einige Zeilen mitzugeben. Vielleicht sind sie Ihnen eine Veranlassung mehr, mich endlich mit einer Antwort zu erfreuen, nach der ich mich in der That recht herzlich sehne. Ich lebe noch immer auf eben die Weise fort, die ich Ihnen damals beschrieb, doch habe ich mich seitdem mehr, als vorher, mit philologischen Dingen beschäftigt. Ich habe nemlich die Vergleichung der Pindarischen Handschriften, die ich mir schon damals vorsetzte, nun angefangen und zum Theil vollendet. Es sind ohngefähr 12 bis 15 auf der

hiesigen grofsen Bibliothek, zum Theil ziemlich alte. Aber ich überzeuge mich immer mehr und mehr, dafs der Pindarische Text von da her nicht viel zu erwarten hat. In der That ist die Ausbeute aus der Vergleichung der ganzen Pythischen Oden so gering, dafs kaum einige Stellen auf eine recht entscheidende Weise dadurch gewinnen. Die Vergleichung des ganzen Apparats von Lesarten indefs, den man zusammen aus diesen und den Wiener Mspten ziehen könnte, würde einem Herausgeber immer nützlich seyn und auch die Geschichte des Textes würde dadurch beträchtlich gewinnen. Dem Uebersetzer können sie fast gar nicht dienen, und ich scheue mich einen grofsen Theil meiner Zeit auf eine Sache zu wenden, die weder mir, noch auch, da ich sie unmöglich vollständig machen kann, einem andern nützlich werden würde. Ich weifs nicht, ob, als ich Ihnen schrieb, schon Caillard wieder hier angekommen war. Ich sehe ihn von Zeit zu Zeit, komme aber doch ein wenig von meiner zu vortheilhaften Meinung über ihn zurück. Er hat, denn dies wollte ich eben von ihm erwähnen, den Heynischen Pindar bei sich, von dem er (dies sey zur Bestätigung meines minder günstigen Urtheils gesagt) unendlich grofse Stücke hält. Ohne dafs ich diesen bisher selbst genauer angesehn, kann ich mir wohl denken, wie er seyn wird, da Hermanns Antheil blofs in der einen Abhandlung zu bestehen scheint. Sobald Caillard ihn entbehren kann, werde ich die Pythischen Oden durchgehen, und sollte ich vielleicht finden, dafs ich mit Hülfe meiner Mscpt-Vergleichungen über eine Parthie Stellen etwas Bedeutendes sagen könnte, so würde ich eine Recension dieses Pindars versuchen und Ihnen zu beliebigem Gebrauch oder Nichtgebrauch mittheilen. Soviel ich weifs sind ja auch die additamenta noch nicht in der ALZ. recensirt.

Von den Italiänischen Handschriften möchte ich Ihnen

gern etwas schreiben. Aber sie sind noch so wenig geordnet, dafs ich noch nicht einmal habe erfahren können, ob z. B. auch Pindare darunter sind. Doch vertröstet mich du Theil von einem Tag zum andern. Der arme Mann hat viel Noth damit. Denn stellen Sie Sich nur vor, dafs er es nicht einmal hat dahin bringen können, dafs man die Repositorien vorher dazu eingerichtet hat, und anfangs alle Handschriften nur auf die Erde legen mufste. Es heifst, dafs 500 Mscpte aus Rom und gleich viel aus Venedig angekommen sind. Die Wahl mag nicht die glücklichste seyn. Wenigstens war unter der Commission gerade niemand, der dies Fach genauer gekannt hätte.

Villoison habe ich noch immer nicht gesehen. Aus der projectirten Reise nach Orléans ist nichts geworden. Wie mir aber der junge Schweighäuser, der jetzt hier ist, und ein recht angenehmer Mensch scheint, sagt, so erwartet er ihn in einigen Tagen hier in Paris, und alsdann hoffe ich ihn gewifs zu sehen. Er soll noch immer an seiner Griechischen Reise arbeiten. Wenn diese noch erscheint, so habe ich beinah Lust die Uebersetzung, oder wenn es nöthig sein sollte, Umarbeitung davon zu übernehmen. Es wäre eine sehr angenehme Veranlassung, einen grofsen Theil der Griechischen Literatur und Alterthümer durchzugehen, und selbst auf eine Reise nach Griechenland, die ich doch noch immer nicht ganz aufgegeben habe, obgleich ich sie gewifs nicht eher als in mehreren Jahren unternehmen würde, wäre es eine schöne Vorbereitung.

Bei dem Gedanken dieser Reise mufs ich Ihnen doch ein Wort von meinem Bruder sagen. Er ist leider vorgestern von hier abgereist. Seine Abreise hat mich unendlich geschmerzt. Wir hatten die letzten Monate hier in demselben Hause gewohnt, alle Mittag zusammen gegessen, meist dieselben Gesellschaften besucht, kurz im eigentlich-

sten Verstande mit einander gelebt, und nachdem wir so alles Angenehme des ungestörten Zusammenseyns in vollem Maafse genossen hatten, mufste diese Trennung folgen, die noch dazu höchst wahrscheinlich nichts weniger, als kurz seyn dürfte. Zwar ist er nicht, wie Sie vielleicht nach Deutschen Zeitungen vermuthen, mit dem Capitain Baudin um die Welt gesegelt. Diese Weltumseglung, die ihn freilich nicht wenig reizte, wird aus Mangel an den nöthigen Fonds jetzt ganz unterbleiben. Aber er ist nach Algier abgegangen, um sich dort einige Monate aufzuhalten, und von da aus den Orient zu besuchen. Er reist mit einem Schwedischen Consul, der auf einer eignen Fregatte dahin von Marseille aus übergeht, und dieser Consul, in dessen Gesellschaft er zugleich sicher und bequem ist, war eigentlich die Veranlassung, die ihn gerade nach Algier bringt. Indefs ist der Plan auch sonst nicht übel; die Berberei ist immer in mannigfaltiger Rücksicht interessant, und indefs er seine Zeit dazu verwendet, sich mit derselben bekannt zu machen, müssen sich die Sachen zwischen den Franzosen und Türken im Orient und Aegypten aufklären. Er lag mir eine Zeitlang an, ihn zu begleiten; und ich hatte natürlich grofse Lust, aber die Schwierigkeit, meine Familie hier indefs allein zu lassen, hielt mich doch zuletzt zurück.

Von meiner Frau, mein lieber theurer Freund, soll ich Ihnen recht innige und herzliche Grüfse bestellen. Ihre Gesundheit ist noch immer sehr wechselnd, zwar hat sie sich im Ganzen sehr gebessert, das entsetzliche tägliche Fieber ist schon seit 8—10 Wochen ganz verschwunden; aber mit dem Eintritt des Spätherbstes kommen doch wieder andere Anstöfse und ich fürchte immer wieder für den Winter. Sie liest jetzt mit grofsem Antheil und lebendigem Genufs den Vossischen Ovid. Was sagen denn Sie zu dieser Arbeit? Mich hat sie entzückt. Der Ovid hat unter

der Deutschen Meisterhand, dünkt mich, Deutsche Kraft und Herzlichkeit gewonnen, ohne an Lebendigkeit, Beweglichkeit und Zierlichkeit zu verlieren. Durch diese Uebersetzung vollendet Vofs den Beweis seines ächten Dichtergenies. Denn wer etwas dem Homer so Ungleiches gleich vortreflich machen kann, der zeigt dadurch den Umfang seines eignen Geistes, und die unbeschränkte Freiheit, mit der er sich im Felde der Kunst bewegt. Sie, Glücklicher, mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Oede, „fern von dem Schalle germanischer Rede" schlagen Deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein Deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, dafs, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genufs meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewufstseyn der volleren und kräftigeren Deutschen Natur bleibt.

Was arbeiten denn Sie, mein Lieber? Ich höre gar nichts von Ihnen; Corai, der sehr mit Ihnen in Briefwechsel zu treten wünscht, auch nicht. Erfreuen Sie uns doch beide bald mit fröhlichen Nachrichten, sagen Sie uns, dafs Sie und die Ihrigen der Dämon der Krankheit, der Sie vergangenen Winter so arg zu plagen schien, verlassen hat; wenn das ist, so sind Sie gewifs auch nicht unbeschäftigt geblieben. Bedürfte aber Ihre Gesundheit und Ihre Stimmung noch einer Reise, so kommen Sie auf den Winter oder Frühjahr hieher. Die Gelegenheiten des bequemen und wohlfeilen Herkommens müssen von Leipzig aus häufig seyn, und Sie finden doch gewifs hier viel wichtige und

interessante Hülfsmittel Ihrer Studien. Haben Sie dann den Tag über Paris durchstrichen, so bringen Sie den Abend bei uns zu, wo Sie immer einige Deutsche oder Franzosen versammelt finden. Wir wollen Sie gerade so recht auf der Mitte des Deutschen und Französischen Umgangs erhalten, dafs Sie keins zu viel bekommen sollen.

Ich sehe, ich bin auf der vierten Seite. Lassen Sie mich, theurer Freund, noch einige Worte zum Schlufs über eine Arbeit sagen, die Sie von hier aus überraschen wird. Vieweg in Berlin wird Ihnen in wenigen Wochen ein Exemplar „Aesthetischer Versuche" zuschicken, die ich hier ausgearbeitet habe, und die eigentlich eine Beurtheilung von Göthe's Herrmann und Dorothea enthalten. Sie finden darin zugleich meine Begriffe über das Wesen der Kunst (die Elemente der Aesthetik) eine Erörterung des Wesens der Epopöe und manche einzelne Bemerkungen über mannigfaltige ästhetische Gegenstände. Die Ideen, die diese Schrift enthält, haben, glaube ich, einigen Werth. Wenigstens habe ich sie tief und genau durchdacht, sie an alle Theile meines Gedankensystems gehalten und sie nirgends in Disharmonie gefunden. Ebenso glaube ich, dafs der Begriff ästhetischer Beurtheilung, der darin aufgestellt ist, Beherzigung verdient. Wegen des Stils aber, bitte ich um Ihre Nachsicht. Wer selbst so klassisch schreibt, kann mit einer Arbeit, wie diese, unmöglich zufrieden seyn. Aber es war mir unmöglich an eine gänzliche Umarbeitung zu gehen, und die Herausgabe verzögern mochte ich auch nicht gern, weil mir der Inhalt dieser Versuche in der That werth ist. Wenn Sie Zeit hätten, wenn nicht das Ganze (ich sage dies recht offenherzig, da es immer eine Arbeit ist, ein ganzes Werk zu lesen) aber einzelne Abschnitte genauer anzusehen, so möchte ich Sie wohl um ein Urtheil bitten, besonders um ein solches, das mich in der

Folge bei meinen nächsten Arbeiten leiten könnte. Denn da ich auf eine Reihe Ideen gestofsen zu seyn glaube, die sorgfältig entwickelt zu werden verdient, so wünschte ich sehr in der Kunst der Darstellung mehr Fertigkeit zu erwerben, als mir leider bis jetzt eigen ist. Dem Fehler der Dunkelheit glaube ich ziemlich entgangen zu seyn; aber ich bin dafür in den der Ausführlichkeit verfallen, und besonders um diese Schrift um ein Beträchtliches kleiner zu machen, hätte ich sie nicht ungern noch einmal von neuem umgearbeitet, wenn es mir möglich gewesen wäre, eine noch längere Zeit hier einem Gegenstande zu widmen, für den mein hiesiger Aufenthalt mir wenigstens ganz fruchtlos blieb. — Wie ich in meinem Urtheile über Göthe und sein Gedicht mit dem Ihrigen übereinstimme, oder nicht, wünsche ich besonders zu vernehmen. Ich bin mir bewufst wenigstens nichts aus Rücksichten gesagt zu haben, was ich nicht ganz, oder nicht so für wahr hielt. Aber genug von mir selbst. — Ich sehe, da ich diesen Brief wieder überlese, dafs ich Ihnen recht eigentliches Geschwätz geschrieben habe. Allein die Nachrichten, die Sie wünschten, hat Ihnen mein letzter vollständig gegeben, und man mufs sich, dünkt mich, nicht immer vornehmen, blofs wichtige Dinge zu schreiben. Sonst verschiebt man es ewig, und die Freundschaft bedarf öfterer Erinnerungen. Möchte auch Ihnen Ihr Herz dies recht oft und laut sagen!

Humboldt.

LIII.

Madrid, 20. Dec. 99.

Seit unendlich langer Zeit, mein theurer Freund, sehne ich mich nach einigen Zeilen von Ihrer Hand; aber Sie

scheinen mich durch die Länge der Zeit, die ich nun schon von Ihnen und Deutschland entfernt bin, vergessen zu haben. Ich, mein Theurer, und meine Frau haben Ihrer desto öfter gedacht, und in sichrem Vertrauen auf die Liebe, die Sie uns sonst schenkten, auf die glücklichen Tage, die Sie uns in Auleben bei der einsamen Tafelbibliothek schenkten, hoffen wir, dafs Sie ein Band wieder werden anknüpfen wollen, das wir nur mit innigem Schmerz zerrissen sehen könnten. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, aus dem Herzen Spaniens, wie Sie sehen, und in wenigen Tagen verlassen wir diese Stadt, um noch weiter südlich nach Cadiz zu gehen. Dieser Entschlufs, fast das äufserste Ende des westlichen Europas (leider kann ich nicht nach Lissabon gehen) zu besuchen, wird Sie gewundert haben. Allein da ich nicht leicht hoffen konnte, Spanien wieder so nah, als in Paris zu kommen, da uns der Weg nach Italien versperrt war, und es mir doch wichtig schien, eine südliche Nation wenigstens zu sehen, so unternahmen wir diese Reise und in der That gereut mich der Entschlufs nicht. Den vorzüglichsten Genufs gewähren uns die Schätze der Malerei, die dieser Winkel der Erde wirklich — verbirgt; denn alle Beschreibungen davon sind in der That nur sehr mangelhaft. Sie wissen, was Paris jetzt in dieser Gattung besitzt, aber hier ist aufs mindeste ebensoviel, und überdies die auswärts nicht gekannte, aber vortrefliche Spanische Schule. Dies ist besonders ein grofser Genufs für meine Frau, sie besieht alles genau, schreibt über alle merkwürdige Gemälde, und die Zahl dieser geht in die Hunderte, etwas auf, und wenn Sie vielleicht davon einmal etwas ansehen, so wird auch in Ihnen vielleicht ein Wunsch nach diesem, sonst (wenigstens in dieser Jahrszeit) weder glücklichen Himmel noch Boden erwachen. Ich für mich bekümmere mich sonst um vielerlei, vielleicht nur zuviel

Dinge. Mein Zweck ist Menschen und Nationen kennen zu lernen, und dazu mufs man freilich manchmal sehr indirekte Wege einschlagen. Die Bibliotheken und Mscpte habe ich nicht versäumt, aber ich glaube, trotz der Kürze meines Aufenthalts sagen zu können, dafs ein Philologe (der nicht Arabische Sachen aufsuchte) in Spanien nur eine schlechte Ausbeute finden würde. Die Bibliothek des Escurials enthält allein beträchtliche Schätze von Mscpten classischer Autoren. Ich war zwar 10 Tage im Escurial, da aber 10 Tage für die Spanische Langsamkeit nichts sind, so sah ich selbst nur wenig. Nach dem aber was ich sah, und was mir der Holländische Gesandte, Valckenaer (der Sohn τοῦ πάνυ) der jetzt mit Van Kooten hier ist, sagte, sind alle lateinischen und griechischen Manuscripte nur sehr jung. Vielleicht haben Sie in den von dieser Bibliothek gedruckten Catalogen eine decas 2. des Livius bemerkt, oder auch in Reisebeschreibungen Aeufserungen des seeligen Baiers gelesen, dafs der Livius aus diesen Mscpten zum Theil hergestellt werden könne. Auch mir fiel diefs portentum auf, und ich habe Valckenaer und Van Kooten, die mit dem Hof jetzt noch 4 Wochen nach mir im Escurial waren, veranlafst, nachzusehn. Das Resultat ist, dafs die 8 Codd. die, nach der Angabe der Mönche allein da sind, nicht nur nichts Neues enthalten, sondern auch alle nur ziemlich fehlerhafte Abschriften Einer und ebenderselben Handschrift scheinen. In Madrid ist nur die einzige Bibliothek des Herzogs del Infantado, die aus der des Cardinals Mendoza entstanden ist, für einen Philologen interessant. Diese aber hat ein paar Dutzend Ausgaben von Classikern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. die sonst seltene Florentinische Ausgabe des Homer von 1488 u. s. f. Alle übrigen sind nur in Spanischen Sachen, aber in diesen sehr reich. Von den Spanischen Autoren selbst aber existiren

sehr viele nur im Mscpt. und man druckt hier jetzt noch so wenig, daſs Mscpte auch zum Privatgebrauch nicht selten sind. Alte Ausgaben Spanischer Dichter sind ungeheuer selten und theuer, und ich sah neulich ein fingerdickes Bändchen kleiner Comödien, für die man 12000 reale (3000 livres) foderte. Das Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen liegt hier fast gänzlich danieder. Alle Griechische Professoren auf den Universitäten wollen jetzt fast nichts sagen, und kaum findet man ein Paar besser unterrichtete Männer. Aber auch diesen ist alles Neuere unbekannt, und ein Theil des Brunckischen Sophocles, den ich zufällig bei mir habe, gilt hier für eine ganz neue Seltenheit. Nur in der Bibliothek des Herzogs von Osuna sah ich gute neue Englische Ausgaben, im Publikum sind sie unbekannt. Doch sehe ich eben daſs einer der neulichen Uebersetzer des Pindar eine Heynische Ausgabe gebraucht hat. Unter dem Paar Menschen, die sich hier mit diesen Dingen beschäftigen, fand ich einen, der von selbst (Valckenaers und Lenneps Arbeiten sind gänzlich unbekannt) auf bessere Ideen über die Grammatik gekommen war, der hieb aber auch so über die Schnur, daſs er, noch ärger als Trendelenburg, mir seine herzliche Verachtung des Mediums bezeugte. Desprecio el medio, sagte er; denn Sie müssen wissen, daſs ich mit den meisten Spanischen Gelehrten Spanisch sprechen muſs, was zum Glück nicht schwer ist. Dieſs aber ist auch das vernachlässigteste Fach; sonst findet man mehr aufgeklärte und denkende Köpfe, als man glaubt, nur im Stillen. Denn wer dürfte hier laut reden? Dabei ist der Charakter der Menschen sehr angenehm, bieder, offenherzig, anspruchlos und zuvorkommend gegen Fremde, wie nirgend. Ein Paar Menschen habe ich hier gefunden, mit denen ich überall gern

leben würde, und mit denen ich gewifs in Verbindung auch künftig bleibe.

Was mich am meisten interessirt ist die Spanische Literatur und Sprache und darüber denke ich auch nach meiner Rückkunft etwas zu schreiben. Da es mein Plan ist, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen, so interessirte mich die Poesie einer mir noch unbekannten Nation schon von selbst, und in der That giebt, wie ich schon jetzt sehe, die Vergleichung derselben mit der Französischen und Italiänischen zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. Ich habe schon ehe ich herkam zugleich die ältere Französische Literatur studirt, und wenn ich etwas über Spanien schreiben sollte, werde ich tiefer in die Literargeschichte des 15. und 16. saec. eingehn, die man sonst nur gewöhnlich von Italien kennt. Noch mehr aber interessirt mich die Sprache, die wirklich grofse Verdienste besitzt. Ich fühle, dafs ich mich künftig noch ausschliefsender dem Sprachstudium widmen werde, und dafs eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen seyn können.

Ich habe von neueren Sprachen seit meiner Abwesenheit aus Deutschland viel zugelernt, für jetzt aber werde ich mich auf die Töchtersprachen der lateinischen und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken. Zu diesem Behuf habe ich die provenzalische Mundart in ihren verschiedenen Abweichungen sorgfältig studirt. Soviel von meinen Beschäftigungen, mein Lieber.

Was machen Sie? was arbeiten Sie? Lassen Sie doch endlich eine Stimme der Nachricht erschallen. Ihr Homer wird, höre ich, in Kupfer gestochen, und auf Göthes Auftrag habe ich mit einigen Französischen Malern für Zeich-

nungen dazu gesprochen, wie Ihnen Göthe sagen wird. — Haben Sie mein Buch bekommen? Was sagen Sie zu Manchem darin? Denn das Ganze darf keinen Anspruch auf Ihren Beifall machen. Der Stil ist nicht sorgfältig genug behandelt. Aber die Ideen scheinen mir Untersuchung zu verdienen.

Haben Sie meinen Aufsatz über das Französische Theater im 5. Stück der Propyläen gelesen, und wie gefällt er Ihnen?

Jetzt leben Sie wohl! Ich gehe zum Thé einige Gesänge Homers mit meiner Frau zu lesen. Denn der Homer verläfst uns nicht, und den Abend versammlen wir uns immer zu einem sehr Deutsch-häuslichen Thé mit einem Freund, der mit mir reist und unsern 3 Kindern, die froh und gesund sind.

Schreiben Sie mir so (denn ich rechne ernstlich auf Antwort) dafs der Brief im April hier seyn kann, so adressiren Sie ihn: à Mr. d. H. chez Mr. de Tribolet-Hardy, Conseiller d'Ambassade du Roi de Prusse, calle Cantarranas, nr. 6 à Madrid. Dieser schickt ihn mir nach. Schreiben Sie später, so ist meine Adresse nach Paris, chez Mr. de Brinckmann, Chargé des affaires du Roi de Suède, rue de Grenelle, nr. 103.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Was macht die Ihrige und Ihre Kinder? Empfehlen Sie uns allen von ganzem Herzen. Grüfsen Sie auch Eberhard und Klein! und Sprengel vor allen Dingen.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Im Mai bin ich wieder in Paris, und im Herbst in Deutschland.

LIV.

Paris, rue et boulevard de Bondy, nr. 42. 26. Mai, 1800.

Ob ich gleich keine Antwort von Ihnen, mein theurer Freund, auf meinen Brief aus Madrid erhalten habe, so hoffe ich doch, dafs derselbe Ihnen richtig zugekommen seyn wird, und vermuthlich hat nur Ihre gewöhnliche Scheu, Briefe in die Ferne zu schreiben, Sie vom Antworten abgehalten.

Ich bin wieder hier, mein Lieber, und gleich in den ersten vier Wochen meines Hierseyns habe ich Ihnen eine Familienbegebenheit zu melden. Meine Frau ist nemlich am 17. Mai mit einer Tochter niedergekommen. Das Kind ist wohl, und die Mutter auch, obgleich die Niederkunft sehr schwer war. Sie grüfst Sie von ganzer Seele. Wir bleiben nur noch bis zum September hier, gehen dann nach Deutschland, d. h. nach Erfurt und Weimar zurück, und kommen im Frühjahr nach Berlin. Auf dieser letzteren Reise sehe ich Sie in Halle und bringe, wenn Sie es mir erlauben, einige glückliche Tage bei Ihnen zu.

Ich freue mich unsäglich Sie wiederzusehen. Ich hoffe Sie sollen finden, dafs ich meine Reise nicht unnütz gemacht habe. Doch komme ich reicher an Erfahrung und Menschenkenntnifs als an positiven Kenntnissen zurück. Vorzüglich habe ich mich in der letzten Zeit auf Sprachen gelegt und von dieser Seite viel zugelernt.

Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben. Nur noch eine Anfrage, aber schlechterdings unter der Bedingung eines vollkommnen Stillschweigens gegen jedermann. Würden Sie Ihren Homer gern mit Stereotypen und zwar viel saubrer, viel correcter und noch wohlfeiler, als alles, was Sie von der Art kennen, gedruckt sehen? Könnten Sie ihn dazu gegen vortheilhafte Bedingungen hergeben, oder

müfste der Unternehmer, wenn er sich keine Art des Nachdrucks, auch nicht des gewöhnlich erlaubten mit fremden Werken gestatten wollte, sich mit der Waisenhausbuchhandlung abfinden? — Antworten Sie mir doch darauf. Dann mehr. Ich habe gedacht, Sie könnten durch diese Sache Gelegenheit finden, Paris auf einige Zeit umsonst zu sehen, und ich wünschte es den Wissenschaften, dafs Sie die hiesige Bibliothek, deren Schätze man nicht genug kennt, genauer ansähen. Dann liefsen sich Anstalten machen, junge Leute herreisen zu lassen. Selbst dazu habe ich einen Plan. Doch sind das alles bis jetzt freilich nur lose Aussichten, die die Zeit erst reifen mufs. Antworten Sie mir nur darauf.

Leider kann ich bei Ihrem Herkommen keine eigennützigen Absichten mehr haben, da ich selbst nur noch so kurz hier bleibe.

Leben Sie wohl, mein herzlich geliebter Freund. Grüfsen Sie innigst die Ihrigen, und gedenken Sie meiner mit Liebe.

Ihr

Humboldt.

LV.

Paris, 20. Jun. 1800.

Ich habe gestern Abend, liebster Freund, mit unendlicher Freude Ihren Brief vom 7. Jun. bekommen, und beantworte ihn gleich heute, damit Sie doch sehen, dafs es möglich ist, Briefe an mich gelangen zu lassen. So eine herzliche und innige Freude mir auch Ihr Brief gemacht hat, so hat er mich auch mit ordentlicher Indignation gegen die Posten erfüllt. Ist es nicht schändlich, dafs jeder unbedeutende Mensch in Deutschland aus Paris erhält, was er will, dafs Böttiger noch im vorigen Jahre eine durch

Coray gemachte Collation bekam, und dafs Sie mich hier haben, und zweifeln, ob es nur einen Corrector hier giebt, und mich noch fragen, ob ich Coray kenne? Nicht blofs von Ihnen sind ich weifs nicht wieviel Briefe verloren gegangen, sondern offenbar auch von mir Einer.

Gleich als ich hieherkam, in den ersten 6 Monaten heifst das, machte ich Corays und Chardon la Rochette's Bekanntschaft, und sprach natürlich von Ihnen. Ich redete auch, ohne dafs ich Auftrag hatte, von Collationen, die Sie vielleicht wünschen würden. Beide erboten sich nicht allein zur Correspondenz, sondern Chardon auch zu *unentgeldlichem* Collationiren *kurzer* Sachen, und Coray collationirt immer für Geld, so dafs sich diefs von selbst versteht. Seit meiner Zurückkunft aus Spanien habe ich beide noch nicht gesehen, weil wir wenigstens zweimal so weit aus einander wohnen, als Giebichenstein von Halle liegt. Aber es kann sich darin nichts geändert haben.

Doch nicht mehr von der Vergangenheit. Jetzt nur von der Art wie wir das Verlorene einholen können. Ich bin noch 2½ Monat hier, diese Zeit ist hinreichend alles einzuleiten. Schreiben Sie mir nur jetzt mit umgehender Post, nennen Sie mir alle Aufträge, die Sie haben, aber recht bestimmt und artikelweise.

Ich vermuthe: Sie werden 1. wissen wollen, was über diesen oder jenen Autor hier existirt? 2. Collationen wünschen.

ad 1. giebt es hier einen jungen Menschen, der mein genauer Freund ist, Schweighäusers aus Strasburg ältester Sohn. Dieser war eine Zeitlang Lehrer meiner Kinder in meinem Hause, und trennte sich nur von mir, weil ihm seine Bürger-Verhältnisse nicht erlaubten, mich nach Spanien zu begleiten. Ich kann ihn Ihnen nicht für einen gelehrten Mann geben, aber dafs er recht gut Griechisch weifs,

weiſs ich, weil ich selbst vieles mit ihm gelesen habe. Er hat für seinen Vater hier viele Collationen, z. B. des ganzen Athenaeus gemacht, kennt die Mscpte der Bibliothek ziemlich gut und alle Menschen Coray, Chardon, Ste Croix, Villoison, du Theil, Larcher cet. sehr genau. Er hat im Sinne Notizen von einigen Mscpten hier herauszugeben, und für Nachfragen, was hier ist, ist dies also ganz eigentlich der Mann. Theils wird er selbst nachsuchen, theils bei andern, besonders bei Ste Croix, der vorzüglich alle Platoniker und Platonische Commentatoren, deren es hier eine wahre Unzahl giebt durchgestöbert hat, nachfragen. Auf diesem Weg kann ich Ihnen also hierüber Auskunft schaffen. Nur sage ich im Voraus, daſs niemand fast bei solcher Nachfrage mit Gewiſsheit dafür stehen kann, daſs ihm *nichts* entgangen ist. Es sind der Sachen so viel hier, und geordnet ist nur sehr wenig.

ad 2. würde ich Coray empfehlen. Er lebt zum Theil vom Collationiren für Geld, schreibt eine vortreflich-deutliche Hand, und seine Gelehrsamkeit kennen Sie übrigens. Könnte indeſs Coray, weil er schwächlich ist, nicht alles machen, so schlüge ich Schweighäuser vor, der wohl auch etwas übernehmen würde, ob er gleich nicht gerade in der Lage ist, es zu brauchen. Vielleicht giebt sich auch Marron, den Sie gewiſs durch Spalding kennen, damit ab, und auf alle Fälle erkundige ich mich weiter.

3. scheint mir die Hauptsache die, daſs Sie einen Correspondenten nach mir in Paris haben. Dazu nun können Sie zwar Coray, Chardon und auch Villoison (ob ich diesen, den ich auch recht gut kenne, gleich nicht für ebenso gefällig halte) wählen, und ich wünschte allerdings, daſs Sie einem der beiden ersteren schrieben. Allein zum regelmäſsigen Correspondenten schlage ich Ihnen wieder Schweighäuser vor. Er ist sehr gefällig, kennt, wie ich noch ein-

mal wiederhole, alle Gelehrte dieses Fachs ohne Ausnahme, und steht bei ihnen im Ansehn, ist auf der Bibliothek bewandert, und hat Hofnung, bei den Mscpten angestellt zu werden. Er schätzt Sie überaus, und es wird ihm sehr schmeicheln, Ihnen künftig nützlich seyn zu können. Was man also abwesend Paris benutzen kann, sollen Sie sicherlich besser als ein andrer.

Ihr jetziger Brief enthält zwei Fragen:

1. Was für Plato, Xenophon und Sueton hier an Mscpten zu finden ist? — Danach werde ich mich erkundigen. Aber für den ganzen Plato und Xenophon ist die Nachfrage nicht leicht. Doch kann man für den Plato Ste Croix, für den Xenophon Larcher consultiren. Ueber den Sueton verspreche ich Ihnen zuerst, sehr bald und gewisse Nachricht. — Ueber den Plato oder vielmehr seine Commentatoren, namentlich über den Hermias hat ein Däne Torlacius hier viel gearbeitet und abgeschrieben. Diesen Torlacius habe ich Spaldingen, weil er eben nach Berlin reiste empfohlen, und Spalding wird Ihnen mehr davon sagen können.

2. Ob Larcher und für welchen Preis seinen Orion verkaufen will? Ich kenne Larcher nur vom Institut her. Ich habe ihn sondiren lassen, ob er mich sehen wolle, er hat es indeſs wegen seines Alters abgelehnt. Aber Schweighäuser sieht ihn und Ste-Croix ist sein Freund. Ich besorge die Sache durch den letzteren, und hoffe Ihnen in 8—10 Tagen Antwort zu geben. — Wenn er vielleicht wissen wollte, wozu Sie den Orion brauchen wollten, ob um ihn ganz abdrucken zu lassen, oder nur zu benutzen, so schreiben Sie es mir doch im nächsten Brief um Zeit zu ersparen.

Eine Adresse zum Einlegen ist unnütz und hält nur auf. Unter der Adresse: à Mr. de Humboldt à Paris, rue

et boulevard de Bondy, nr. 42, mit einem Wort, wie Ihr letzter Brief adressirt war, findet mich der Brief ohne Misgeschick! gewifs.

Leben Sie wohl. Ich habe noch viel zu thun. In graecis habe ich hier nichts gethan. Denn Homer, Sophocles, Thucydides cet. wiederlesen kann man nicht etwas thun nennen.

Meine Frau, die mit der Kleinen wohl ist, grüfst Sie herzlich und ebenso Ihre Frau Gemahlin. Von Herzen Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Bald hätte ich die Stereotypen vergessen:

1. Mit dem Homer hat es noch Zeit. Die Griechischen Lettern sind noch nicht fertig. Da aber der Unternehmer, den ich Ihnen erst mündlich nenne, mein specieller Freund ist, so kann ich *das* immer auch abwesend besorgen.

2. Ihren Sueton aber glaube ich, würde man lieber früher haben, weil man mit den Lateinern anfängt. In welcher Zeit könnten Sie den geben? aber mit Gewifsheit.

Dann noch Ihr Rath. Man druckt jetzt den Sallust, und hat mich um Rath über die Ausgabe gefragt, die man zum Grunde legen soll. Ich habe gerathen, den Tellerschen Abdruck zu nehmen, aber durch einen sachverständigen Mann ihn durchsehn zu lassen und dabei doch noch die Havercampische, Zweibrückische, Cortische, Englische und die Spanische zu vergleichen, damit man nicht Druckfehler oder Tellerianismen abdruckt. Ist das ein guter Rath? Mir hat es geschienen, dafs Teller ziemlich alles verglichen hat, oder giebt es noch eine Ausgabe die man haben mufs, und die ich nicht kenne? Sie kennen meine Schwäche in der Bücherkenntnifs. Antworten Sie mir ja hierüber. Es soll übrigens nur ein Abdruck nicht eine *nova recensio* seyn, und auf dem Titel habe ich blofs *ad optimas editiones cet.* zu setzen gerathen. — Wie würden Sie *édition stéréotype* lateinisch geben, wenn ausgedrückt werden sollte, *dafs die ganze Seite auf einmal und zwar mit Hülfe kupferner Matricen ausgeschlagen wird*? auch darauf gütige Antwort.

Man (nicht ich) hat sagen wollen: *pagellis vno ictu cupreorum protyporum excussis.*

Also mit umgehender Post. Die Zeit ist kostbar.

In grofser Eile.

LVI.

Paris, 7. Julius, 1800.

Sie werden mir verzeihen, lieber Freund, wenn ich Ihnen heute nur wenige Worte schreibe. Aber ich bin erstaunlich beschäftigt, und ein Text, wie der meines heutigen Briefes, bedarf, dünkt mich, keines weitläuftigen Commentars.

1. Die Larchersche Abschrift des Orion Thebaeus gehört Ihnen; sie liegt in meinem Pult, und wartet blofs auf eine günstige Gelegenheit abzugehen. Sie kostet Ihnen nichts. Larcher überläfst sie Ihnen unentgeldlich, und hat sich nur auf den Fall, dafs Sie dieselbe (wie er wünscht und hofft) drucken liessen 6 Exemplare des Werks zur Bedingung gemacht.

Ich mufs Sie jetzt bitten, *mit umgehender Post*, ja nicht später, mir ein Danksagungsschreiben für Larcher zu senden, und gut, glaube ich, würden Sie thun, wenn Sie mit der nächsten Buchhändlergelegenheit Larchern und Ste-Croix, jedem ein Exemplar Ihres Homers schickten. Verzeihen Sie, dafs ich Ihnen so rathe; aber ich kenne die Franzosen. Sie lieben dergleichen Aufmerksamkeitsbeweise, und nennen es sogleich Undank, wenn sie ausbleiben.

Ste-Croix ist es, der Ihnen eigentlich diese Abschrift verschaft hat. Mir dürfen Sie nicht dafür danken, denn mir hat sie keinen Schritt gekostet. Ich bat Schweighäuser, Ste-Croix davon zu sagen; Ste-Croix ist zu Larcher gegangen, und so ist die Sache augenblicklich richtig gewesen.

Larcher überläfst Ihnen eigentlich zwei Abschriften des Orion. Beide sind von ihm selbst gemacht, eine vorzüglich sauber. Diese letztere enthält 177 Seiten in kl. Quart aber eng geschriebenen Text und 33 Seiten Register über die darin erklärten Wörter. Bei der andern ist ein Convolut von Larcher hinzugefügter Noten, auf die aber L. selbst ganz und gar keinen Werth setzt, und die er Sie nur dann zu benutzen bittet, wann Sie es für gut fänden.

Was mich jetzt am meisten beunruhigt, ist, wie ich Ihnen das Mscpt schicken soll, und hierüber erbitte ich mir Ihren Auftrag. Auf der Post ist es der Theure wegen unmöglich. Nun weifs ich aufserdem drei Wege, worunter Sie wählen mögen. 1. durch Buchhändlergelegenheit. Aber ich weifs in der That nicht, ob Treuttel und Würtz oder König hiezu ordentlich genug sind. Dafs es ein dritter (Fuchs) nicht ist, davon habe ich die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. 2. durch einen Reisenden. Aber dies hängt vom Zufall ab, und ist daher ungewifs. Doch sind diese Gelegenheiten, wenn man nur, wie ich, genug Bekanntschaften hat, so selten nicht. 3. durch mich selbst. Allein ich kann erst Ende Octobers in Deutschland seyn, und da mit einer Familie leicht Hindernisse eintreten, so ist selbst dies nicht — unfehlbar. Auf alle Fälle denke ich, wenn ich eine Gelegenheit finde, nur die eine Abschrift abgehen zu lassen, und die andre bis zu meiner eignen Abreise zu behalten. So ist wenigstens der Verlust des Mscpts unmöglich.

2. empfangen Sie hier inliegend einige Nachrichten über die Handschriften des Sueton, Plato und Xenophon. Etwas vollständiges hierüber wäre sehr mühsam zu liefern, und erforderte bestimmtere Data über das, was Sie suchen. — Ueberhaupt aber werden Sie sehen, dafs das Collationiren*lassen* unter diesen Umständen schwierig ist. Von

jedem Schriftsteller nemlich giebt es hier eine *Menge* Mscpte, alle zu collationiren ist fast unthunlich. Welches soll man nun wählen? — Könnten Sie selbst herkommen, so könnten Sie die Bibl. durchgehen, die Nummern der guten Codd. anzeichnen, und nun in Ihrer Abwesenheit diese collationiren lassen.

Indefs soll auch so geschehen was Sie wünschen. Coray wird Griechische Sachen unfehlbar und gut und für Geld collationiren. Schweighäuser hat nur zu Kleinigkeiten und unentgeldlich Zeit. Um einen lateinischen Collationator für Sie bemüht sich jetzt Ste-Croix.

3. Ste-Croix bietet Ihnen an, Ihnen allerlei Notizen und Auszüge aus unedirten Grammatikern, deren es hier genug geben soll, zu machen und zuzuschicken. Ich wünschte Sie schrieben Ste-Croix auch, er ist gefällig, kennt die Bibl. und alle Gelehrte hier aus dem Grunde, und kann Ihnen sehr nützlich seyn. Dafs er gegen Ihre Idee über Homer in Millins Magazin encyclop. geschrieben hat, mufs Sie nicht abhalten. Er ist ein braver Mann, und dient Ihnen darum mit nicht geringerem Eifer.

Ich habe mit Fleifs alle Ihre Aufträge durch Schweighäuser besorgt, theils, weil er die Handschriften mehr kennt, theils damit Sie sehen, dafs meine Gegenwart nicht nothwendig ist, um über die Menschen hier zu disponiren, und damit meine baldige Abreise Sie nicht muthlos macht. Wollen Sie vielleicht Schweighäusern auf seine Zettel selbst antworten, und ihm einige Complimente über seines Vaters Arbeiten, an denen er durch Collationiren Antheil gehabt hat, machen? Sie können Schweighäusern deutsch schreiben.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrige. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

LVII.

Paris, 28. Jul. 1800.

Sie können leicht wieder, mein lieber Freund, in Ihre alte Verzweiflung zurückgefallen seyn, da Sie so lange auf eine Antwort auf diesen Brief haben warten müssen. Aber es war in der That nicht meine Schuld, sondern die der Umstände. Sie trugen mir nemlich ein zwiefaches Geschäft auf, griechische und lateinische Mscpt-Collationen. Mit den ersteren bin ich leicht und glücklich zu Stande gekommen, mit den letzteren geht es leider auch jetzt noch schlecht. Ich nehme diesen unangenehmeren Theil zuerst.

Schon ehe ich Ihren Brief erhielt hatte ich vorläufige Erkundigungen eingezogen, aber schlechterdings kein taugliches Subject zur Vergleichung lateinischer Handschriften finden können. Endlich versprach mir Villoison eins und ich war ruhig. Nach dem Empfang Ihres Briefes wandte ich mich an ihn, und er schickte mir nach mancherlei in Paris, wo man meilenweit auseinander wohnt, und oft nicht zu Hause ist, leicht begreiflichen Zögerungen, einen Menschen mit Namen Lecluse, der im Griechischen und Lateinischen Unterricht giebt, aber, denken Sie mein Erstaunen, nie — Handschriften behandelt hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Leichtsinn Villoisons, mich davon nicht früher benachrichtigt zu haben, verdrofs. Allein was war zu thun. Ich mufste, da Sie wegen des Suetonius dringen, mich mit ihm einlassen, und dies um so mehr, weil ich, nach noch einmal auf das genaueste bei Coray, Chardon, Gail, Ste-Croix und Marron (der für Santen die Mscpte des Catull collationirt hat, aber leider jetzt sich nicht mehr darauf einlassen will) eingezogenen Erkundigungen, keinen andern tauglicheren fand. Uebrigens, und dies sage ich nicht blofs um Sie zu trösten, ist der Lecluse

von andern Seiten, und vielleicht allen, die einzige Ungeübtheit abgerechnet, für Ihren Gebrauch nicht verwerflich. Er weifs, wie Villoison und Gail (dessen Schüler er ist) mich versichern, vollkommen gut Lateinisch und ist genau und fleifsig; mir selbst hat er gut gefallen, er sagte mir offen und bescheiden, dafs er erst ein Neuling sey, dafs er sich aber alle mögliche Mühe geben, und mir offenherzig sagen wolle, ob er der Arbeit gewachsen sey oder nicht. Glücklicherweise sind die Handschriften des Suetonius, die er zu vergleichen hat, nicht unleserlich. Allein wenn vielleicht auch künftig aus ihm ein guter Vergleicher für Sie werden könnte, so ist es immer jetzt schlimm. Da er Stunden giebt, so hat er nicht einmal eher als mit dieser vor drei Tagen begonnenen Decade anfangen können, und wird 2 Decaden zum blofsen Appendix brauchen. Eher also kann ich auch dies nicht abschicken. Verlassen Sie Sich indefs wenigstens auf meinen Eifer. — Ich hätte herzlich gern selbst die Arbeit für Sie gemacht. Aber ich bin, da ich noch einige hier befindliche seltene Spanische Werke benutzen mufs, so mit Arbeit überladen, dafs es mir nicht möglich war. Indefs werde ich die Arbeit des Lecluse stellenweis revidiren und prüfen, mich auf alle Weise von dem Grad ihrer Genauigkeit zu vergewissern suchen, und Ihnen, wenn sie, wie ich hoffe, brauchbar ist, dieselbe durch die Post zuschicken. Hernach warte ich erst für das Weitere Ihre Antwort ab. Auch werde ich indefs nicht unterlassen, mich immerfort noch nach einem andern Subject zu erkundigen. Ueber den Preis ist noch nichts mit Lecluse abgemacht. Er selbst sagte mir, er könne davon nicht eher reden, bis er seine Tauglichkeit geprüft habe. Sie sehen auch daraus, dafs der Mensch gut und ehrlich zu Werke geht. Ich lasse ihn die Oudendorpische Ed. wie Sie mir schrieben zum Grunde legen.

Von Griechischen Schriftstellern wünschten Sie jetzt von Plato das Symposion und den Menon, von Xenophon den Oeconom. und die Apol. Socratis verglichen.

Das erstere hat Coray übernommen. Er dankt Ihnen sehr für Ihre freundschaftlichen Aeuſserungen gegen ihn, und bietet Ihnen alle seine Dienste an. Einen Verleger hat er für die Uebersetzung eines Buchs des Hippocrates: über die Beschaffenheit der Luft u. s. f. gesucht, aber auch bereits hier gefunden. Jetzt hat er im Sinn den Aretaeus, der, seiner Behauptung nach, auch für die jetzige Medicin wichtig ist, zu übersetzen. Er haſst eigentlich sehr, auſser Paris drucken zu lassen; fände er indeſs hier keinen Verleger, so nimmt er im Voraus Ihr gütiges Anerbieten an. Collationen für Sie will er gern machen, und er läſst Sie sehr offenherzig (er ist ein äuſserst redlicher und edler Mensch) versichern, er würde nie für diese Arbeit Einen Sol annehmen, wenn ihn nicht die Umstände dazu nöthigten. Er ist in einer sehr ungünstigen Lage, und neuerlich hat Villoison die allgemein anerkannte Unwürdigkeit begangen, ihm durch Cabalen eine Stelle der Neu-Griechischen Sprache (die doch unstreitig dem gehörte, der Neu-Griechisch weiſs, und nicht dem, der es radebricht) vorweg wegzuschnappen. Er ist jetzt noch unabwendbar 4—6 Wochen mit seinem Hippocrates beschäftigt. Dann geht er aber unmittelbar ans Werk. Ueber die Gröſse des Preises hat er nichts bestimmen wollen, er sagt er überlasse das Ihnen, wenn Sie die Arbeit sähen. Ich will Ihnen dann schon sagen, was er für die Vergleichung der Homerischen Hymnen bekommen hat, was ich durch Caillard genau erfahren kann. — Zum Herodot hat er, wie er mir sagt, nur wenig gesammelt, dies alles aber Larcher übergeben, so daſs Sie es in der neuen Ausgabe, die dieser jetzt von seiner Uebersetzung veranstaltet, und die unendlich vermehrt

und berichtigt seyn soll, ausführlich sehen werden. Es schien mir schicklich und für Sie selbst angenehm, wenn Sie Coray jetzt schreiben wollten. Sie können es natürlich französisch oder lateinisch. Deutsch versteht er zwar auch, doch weniger fertig. Schicken Sie mir den Brief, damit er Coray nichts kostet. Die Antwort kostet ihm nichts, die man von hier nicht einmal frankiren kann.

Nachdem die Hauptsache abgemacht ist, beantworte ich jetzt Ihren Brief der Reihe nach.

Ueber die Stereotyp-Ausgabe kann ich Ihnen heute nichts antworten, als meinen Dank für Ihre Rathschläge. Da es eine ganz neue Art Stereotypen ist, die man machen will, so geht es noch langsam mit den Zurüstungen, und beim Sallust will man schlechterdings bleiben. Diese Stereotypanstalt kann indefs, wenn ihr nicht Grille und Eigensinn, da sie nicht von blofsen Kaufleuten unternommen wird, schadet, sehr grofs und wichtig werden. Also bleibt uns die Hoffnung für die Zukunft, wenn auch jetzt nichts verabredet werden kann.

Der Orion Thebaeus ist seit 8 Tagen zu Ihnen hin unterwegs. Ich habe ihn dem Buchhändler Amand König, der nach Leipzig geht, mitgegeben und auf die Seele gebunden. Ich habe ihn gut eingepackt und ausdrücklich bestellt, dafs König ihn auch in Leipzig nicht der Post, sondern nur einem sichern Reisenden anvertrauen soll. Begegnete ihm übrigens ein Unglück, so wäre nicht alles verloren. Denn ich habe, wie ich Ihnen neulich schrieb, eine der beiden Abschriften nebst den Larcherschen Noten zurückbehalten, sie selbst mitzunehmen, und Ihnen jetzt nur die andre Abschrift (die sauberste) geschickt. König hält sich einige Wochen in Strasburg auf und die Handschrift wird Ihnen also erst später zu Händen kommen. Diesem

Uebelstand war indefs nicht abzuhelfen. Sobald Sie sie empfangen haben werden, schreiben Sie mir wohl.

Larcher hat über den Herodot seit seiner alten Uebersetzung nichts gethan. Jetzt arbeitet er, wie ich Ihnen oben sagte, an einer neuen Ausgabe.

Caillard habe ich von Ihnen gegrüfst. Er hat jetzt eine gute Stelle und ist Aufseher über das alte Archiv des auswärtigen Departements mit 10000 livr. Gehalt. Er sammelt noch immerfort prächtige Drucke, dafs er selbst etwas hervorbringen werde, glaube ich nicht, obgleich es Schade ist.

Chardon la Rochette ist auch mir nächst Coray der liebste Philologe hier, und er ist aufserdem ein origineller lustiger Mensch. Er wohnt in einem Zimmer, dessen Fenster Sie vor Rauch und Schwärze nicht unterscheiden können, hat aber eine prächtige Bibliothek. Er grüfst und schätzt Sie sehr, und erbietet sich gleichfalls zu allen Diensten. Er hat mir einzelne Abdrücke seiner letzten Beiträge zum Magazin encyclop. für Sie gegeben, die ich Ihnen einmal gelegentlich übermache. Seine Anthologie scheint so gut als fertig zu seyn, nur arbeitet er noch an einem vollständigen Phrasenindex darüber, der ihm noch viel Zeit kosten wird. Er hat die Idee sie in Oxford drucken zu lassen.

Ste-Croix ist gefällig, und darum schätz' ich ihn. Doch geht meine Schätzung — in die Ferne. Denn ich sehe ihn wenig. Platoniker will er, soviel ich weifs, nie herausgeben. Er hat sie nur durchstudirt zu seinem Mysterienbuch, was Sie wohl kennen. Von den Geogr. minor. hörte ich zum erstenmal durch Sie. Er hat aber vor einem Jahre ein dickes Buch sur les républiques fédératives de la Grèce, auch eins, glaube ich, über die Colonien der Griechen geschrieben. Nichts von allem diesem hat hier Sensation ge-

macht. Ich kenne leider blofs den schlechten libellus sur le Prof. Allemand.

Schweighäuser ist leider zu beschäftigt, um für andre, als seinen Vater collationiren zu können. Er ist Hofmeister hier und jetzt auf 2 Monate auf dem Lande bei Rouen.

Was meinen Sie für eine lat. Fragmenten-Sammlung des Sallust durch de Brosses? Ich habe bei Coray und Chardon nachgefragt. Beide kennen nur seine Röm. Geschichte in 4 B. — Schreiben Sie mir den ausführlichen Titel.

Millin ist sehr brauchbar. Er hat viel Bücher, erlaubt dafs man in seiner Stube arbeiten kann, hat an der Stelle seines alten Thé eine interessantere Gesellschaft mehrerer Gelehrten u. s. f.

Levesque kenne ich nicht persönlich, werde mich aber um ihn bemühen.

Dagegen mufs ich Ihnen noch von 3 Menschen reden.

1) Clavier, ist ein vermögender Mann, den Coray im Griechischen unterrichtet hat, und der an einer Uebersetzung des Pausanias arbeitet. Er hat eine hübsche Bibliothek und ist sehr gefällig.

2) Visconti, der bekannte Antiquar ist jetzt hier, und ich sehe ihn von Zeit zu Zeit.

3) Ein Engländer Banks, ein Neffe des alten, und Freund Porson's ist trotz des Kriegs hergekommen, um 2 Monate lang für den letzteren Graeca zu collationiren. Er gefällt mir sehr wohl und scheint gute Kenntnisse zu haben.

So eben kommt Lecluse zu mir, und erklärt mir, dafs der App. des Suetonius nur in Einem Mscpt. stehe, in allen andern fehle. Da er also nicht zur Probe dienen kann, so lasse ich nur einen kleinen Kaiser vergleichen. Ich schicke Ihnen das Blatt das mir Lecluse mitbrachte auf den Fall

dafs er mich nicht fände, mit. Sie sehen daraus was hier ist. Er hat dies nach dem gedruckten Catal. der Handschriften (haben Sie diesen in Halle?) und nach Du Theils Rath gemacht. Bald mehr. Leben Sie herzlich wohl!

Meinen letzten am 7. Jul. abgegangenen Brief haben Sie doch erhalten? Der letzte, den ich von Ihnen bekommen war vom 29. Jun.

LVIII.

Paris, 10. August, 1800.

Sie werden, lieber Freund, nach meinem letzten Brief sehr unzufrieden mit mir gewesen seyn, und das mit Recht, indefs hoffe ich Ihnen heute zu zeigen, dafs ich meine Bemühungen fortgesetzt habe, und dafs sie glücklicher gewesen sind.

Ich habe mich nemlich noch weiter nach Leuten, die zu collationiren fähig wären erkundigt, und bei der Bibliothek selbst einen Menschen entdeckt, der nach Millins und (was mehr bei Ihnen gelten wird) Du Theils Zeugnifs äufserst brauchbar dazu ist, und schon öfter Collationen für hiesige Gelehrte gemacht hat. Er heifst Parquoi, und will auch gern, was Sie wünschen, übernehmen. Seine Anstellung bei der Bibliothek läfst ihm zwar nicht sehr viel Zeit, indefs wird er thun was er kann. Aufserdem hat mir Du Theil noch einen zugewiesen, bei dem er aber selbst sagt, dafs man erst seine Genauigkeit prüfen müsse. Er scheint also nicht zu den schon Geübtern zu gehören. Indefs seyn Sie ohne Sorge und sagen Sie mir hübsch früh, was Sie wünschen. Im Anfang geht es immer schwerer, nach und nach entdeckt man mehr als man braucht.

Was den Suetonius jetzt betrift so habe ich es so ge-

macht. Lecluse collationirt den einen Codex, der den Appendix enthält, und Parquoi fängt mit Collationirung des Kaisers Galba in dem andern an. Wenn Lecluse fertig ist, übernimmt er die noch nicht von Parcoi gemachten, und ich schicke Ihnen, was zu jeder Zeit, da ich Ihnen schreibe, fertig ist. Indeſs gestehe ich offenherzig, daſs ich diese Cod. des Suetons kaum der Kosten des Collationirens werth halte. Vielleicht urtheilen Sie das selbst nach der Ihnen neulich überschickten Liste derselben. Sagen Sie mir wenigstens gleich auf diesen Brief, ob ich wirklich die Probe von allen 20 machen lassen soll. Ich habe indeſs empfohlen mit den ältesten anzufangen. Vielleicht finden Sie auch gut nur eine Anzahl Stellen anzuzeigen, und diese nachsehen zu lassen. Ueber dies alles schreiben Sie mir ja gleich.

Wegen des De Brosses habe ich mich weiter erkundigt und mir seine wiederhergestellte Sallustische Geschichte in der französischen Edition nemlich geben lassen. In der Vorrede von dieser habe ich zwar gefunden, daſs er von einem lateinischen Werk — einer vollständigen Ausgabe aller Sallustischen Fragmente — spricht, das er in Mscpt so gut als fertig liegen habe, und dies scheinen Sie in Gedanken zu haben. Allein nach der Versicherung der Bibliothekare hier und anderer Bücherkenner ist dies lateinische Werk nie erschienen. Die Französische Ausgabe in 2 Quart-Bänden würde hier nicht schwer zu finden seyn. Sagen Sie mir, ob Sie diese wünschen.

Der junge Banks, von dem ich Ihnen neulich sprach, gefällt mir immer mehr, er ist ungeheuer fleiſsig, und scheint auch gelehrt. Er schreibt jetzt das Lexicon msceptum Sangermanianum ab, das Ruhnkenius so oft citirt, und versichert, daſs alles Gold werth sey. Er geht in 2 Monaten von hier ab, denkt aber künftiges Jahr wiederzukommen.

Es ärgert mich, dafs die Engländer benutzen, was wir haben könnten. Ich bin nicht im Stande, mich mit den Mscplen viel zu befassen; ich habe kein ingenium criticum wie Sie wissen, und das blofse Collationiren schon (was mir zu eignem Gebrauch so nicht helfen könnte) kostet mich unglaubliche Mühe und Zeit, sobald der Codex irgend schwer zu entziffern ist, wie ich an den Collationen gesehen habe, die ich in Wien und hier über den Pindar gemacht, und die ich Ihnen mit nächster Gelegenheit einmal zu beliebigem Gebrauch übersende.

Wäre es aber nicht möglich, dafs Sie selbst, z. B. diesen Winter herkämen, oder da mir dies selbst unmöglich scheint, könnten Sie nicht einen jungen Menschen herschicken? Die Regierung läfst ja junge Künstler reisen, warum nicht auch Philologen? Bei guter Einrichtung kann ein Mensch hier füglich den Tag mit 6 livr. = 1 Thlr. 14 Gr. Preufs. Cour. oder monatlich mit 45 Rthlr. leben, und bei aufserordentlicher Oekonomie mit weit weniger noch. Wenn ein Mensch, der Eifer und einiges Vermögen hätte, sich dazu fände, und das dazu nähme, was er durch Collationiren für Sie oder sonst verdienen könnte, so müfste es, dächte ich, gehen. Nur müfste er recht sachverständig seyn, und gut um sich wissen, um selbst das Merkwürdige aufzusuchen. Ich möchte hier seyn oder nicht, so glaube ich im Stande zu seyn ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ein Fremder hier nur irgend geniefsen kann.

Antworten Sie mir schlechterdings immer noch hieher unter der alten Adresse bis ich Sie um etwas anderes bitte. Nur der Tod ist gewifs, alles andre aber, besonders aber und vorzüglich alles Abreisen von Paris ist ungewifs.

Leben Sie innigst und herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Sie müssen zwei Briefe empfangen haben, auf die ich noch keine Antwort habe, vom 7. und 28. Julius.

So eben kommt Lecluse zu mir und bringt mir seine Collation des Appendix, die ich noch beilege. Da von diesem Appendix blofs dies einzige Mscpt hier ist, so haben Sie über ihn nichts mehr zu erwarten. Dafs diese Collation alle auch die kleinsten Abweichungen enthält (adpellare-appellare) cet. ist meine Schuld. Ich wollte, ehe ich den Menschen nicht näher kannte, nichts seiner Willkühr überlassen. Bei den Kaiserleben werde ich ihn und Parquoi weniger minutiös seyn lassen. — Der Lecluse fängt mir an zu gefallen. Er ist ungeheuer fleifsig und weifs auch viel. Er weifs Arabisch, recht gut Deutsch, kennt Vossens Homer cet. cet. Sagen Sie mir bald ein Wort.

LIX.

Paris, 25. Oct. 1800.

Ich schreibe Ihnen wieder in Angelegenheiten des Plato, lieber Freund, aber heute nur zwei Worte, nur einen Nachtrag zu meinem neulichen Briefe.

Ich komme so eben von der Bibliothek auf der ich Bast gesprochen habe, und er trägt mir auf, Ihnen folgendes zu sagen.

Er habe sich durch Collationiren der übrigen Handschriften des Gastmahls überzeugt, dafs unter allen Ihnen neulich aufgezählten Handschriften allein wichtig:

1) die Vaticanische, nr. 225 und 226.

2) und 3) die beiden Venetianischen, nr. 185. 189.

4) die aus dem Italiänischen Kloster, und

5) und 6) die beiden Königlichen, nr. 1808. 1809.

alle andern aber so unbedeutend wären, dafs es Sünde seyn würde, Sie darum Geld ausgeben zu lassen. Selbst von der Wichtigkeit der einen Königlichen nr. 1809 sey er noch nicht gewifs. Ueberhaupt aber müfsten Sie im Gan-

zen nicht zu viel, und nicht mehr, als Sie neulich am Gastmahl gesehen erwarten.

Wollen Sie nun bloſs diese 6 Handschriften verglichen haben, so will er verhältniſsmäſsig vom Preis der 100 Carolinen herunterlassen, insofern Sie bei ihm bleiben. Dies sey ihm lieber als mehrere Dialogen dazu zu vergleichen.

Dies habe ich Ihnen gleich schreiben wollen, damit Sie einen vollkommenen Entschluſs fassen, und wir endlich die Sache mit Bast oder Coray zu Stand bringen können.

Ihr

Humboldt.

LX.

Paris, 1. Decbr. 1800.

Ich muſs Sie sehr um Verzeihung bitten, mein theurer Freund, daſs ich Ihnen diesmal später antworte, als ich gewünscht hätte. Allein Negotiationen in Paris, und besonders mit einem Menschen, wie Bast, dessen man nie habhaft werden kann, weil er immer studirt, sind nie sehr schnell, und dazu habe ich etwa seit dem Empfang Ihres letzten Briefes unangenehme Vorfälle in meinem Hause gehabt, die mich fast um alle meine Zeit bringen. Der Lehrer meiner Kinder ist krank geworden, und so fällt Unterricht und Aufsicht ganz allein mir zur Last. Dabei war auch meine Frau ein Paarmal unpäſslich, und die Zerstreuungen und einige Arbeiten kamen dazu.

Zuvörderst muſs ich bemerken, daſs ich Ihnen seit dem Bastischen Antrag einen zweiten Brief geschrieben hatte, in dem ich die Zahl der Codices, die nach Basts Urtheil zu vergleichen seyn würden, noch geringer bestimmte. Ihre Antwort sagt mir nicht, ob Sie diesen Brief gleichfalls empfangen haben.

Das Unternehmen mit Bast ist nicht, wie Sie wünschten, gelungen. Meine Schuld ist es nicht. Ich habe mein Möglichstes gethan. Ich habe ihm aus Ihrem Briefe mitgetheilt, was nöthig und möglich war, und er hat mir darauf die schriftliche Antwort geschickt, die ich Ihnen hier beilege. Wahr ist es, dafs er mir schon vor Ankunft Ihres Briefes ein Paarmal eine Art Reue über sein Anerbieten bezeugt, und eine schändliche Arbeit wäre die Sache in der That gewesen. Was ihn anlockte, sie zu übernehmen, war unstreitig das Geld. Es mochte ihn reizen in wenig Monaten 100 Louisd'or zu verdienen, und auf Bücher zu verwenden. Ein kleinerer und langsamerer Gewinn hatte nicht diese glänzende Seite. Seine eigne Idee scheint zu seyn, nach seiner Zurückkunft ein Miscellanwerk über viele Schriftsteller drucken zu lassen. Genaueres aber weifs ich nicht davon, denn, wie gesagt, er kommt weder zu mir, noch zu irgend jemand, und thut mit seinen Funden, wenigstens gegen die Franzosen entsetzlich heimlich. So hat er ungedruckte Epigramme gefunden, mich aber ums Himmels willen gebeten, Chardon nichts davon zu sagen.

Was Sie jetzt auf seinen Antrag thun werden, bitte ich Sie mir zu schreiben. Vielleicht wäre es auch gut, ihm selbst gradezu zu antworten, da er Ihnen doch die kleine Collation geschickt hat. Sein Urtheil über den Werth der Mscpte halte ich für aufrichtig und wahr. Es scheint in der That nicht soviel daraus zu ziehen.

Wenigstens, ehe Sie viel Geld an Collationen wenden, überlegen Sie, ob Sie nicht dafür selbst herkommen könnten. Sollte sogar die Akademie nicht Geld dazu geben? Sie kennen ja Lucchesini und er scheint mir Eifer und Lust zu haben, den Wissenschaften nützlich zu seyn. Wenigstens kann ich nicht ablassen, darauf zu bestehen, dafs Sie einmal in Ihrem Leben selbst hier gewesen seyn müfsten.

Wegen des Suetons ist alles bei Lecluse nach Ihrem Willen besorgt. Auch den Xenophon vergesse ich nicht.

Ich habe dieser Tage Wyttenbach's Leben Ruhnkenius gelesen, und mich geärgert, daſs Ihrer nicht mit mehr Würde gedacht ist. Sie stehen mir gar wunderbar dort, mit Spaldingio und Herelio fast in Einen Topf gemischt. Sonst hat mich der Charakter des alten Ruhnkenius sehr angezogen. Solche heroische Derbheit existirt jetzt nicht mehr.

Ich schlieſse hier, mein Lieber, weil es sehr tief in der Nacht, eigentlich nah am Morgen ist. Entschuldigen Sie mich mit den erwähnten Umständen. Aber Basts Brief spricht statt meiner. Antworten Sie mir bald und sagen Sie mir, was ich thun soll. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXI.

Burg Oerner, 14. Aug. 1801.

Lieber theurer Freund, ich bin endlich hier, wieder nach so langer Abwesenheit nur vier Meilen von Ihnen entfernt. Meine Freude darüber ist unglaublich, die alten Zeiten, wo wir uns wöchentlich und oft mehr als Einmal schrieben, wo ich Ihre Beschäftigungen von Tag zu Tag kannte, wo ich selbst mich unaufhörlich mit dem Studium abgab, das mir immer den meisten Genuſs gewährte, stehen mir wieder so lebendig vor der Seele, als wäre es gestern gewesen. Meine Frau und meine Kinder sind natürlich mit mir, und die erstere freut sich endlich den langen Zauber gelöst zu wissen und an das Ende Ihrer leider nur zu wahren Prophezeihung gekommen zu seyn. Jetzt aber, mein inniggeliebtester Freund, wächst auch die Sehnsucht Sie zu umarmen mit jedem Augenblick, und ich schreibe

Ihnen heute recht eigentlich nur, um mich deshalb mit Ihnen zu besprechen.

Ich bleibe noch bis künftigen Freitag, heute über 8 Tage also, hier, dann gehe ich allein mit meinem ältesten Knaben nach Berlin, lasse meine Frau hier und hole sie im Herbst wieder ab. Bis zum Herbst aber kann ich unmöglich die Freude Sie zu sehen hinausschieben, und Sie müssen uns schlechterdings bis zum Freitag hier (und doch wenigstens auf 2 Tage) besuchen, oder mir erlauben auf so lange zu Ihnen zu kommen.

Das Beste für den ungestörten Genuſs wäre freilich, Sie kämen. Auch werden Sie meiner Frau nicht den Schmerz machen wollen, Sie wieder nicht zu sehen, und dann ist es doch hübscher uns vereint hier zu finden. Richten Sie Sich also doch so ein, daſs Sie bis zu nächstem Freitag hieher kommen. Es ist nicht nöthig, daſs Sie es mir vorher schreiben. Auch wenn Sie erst z. B. künftigen Freitag kommen, dann aber bis Sonntag bleiben könnten, wäre es mir recht. Ich bleibe soviel länger. Nur melden Sie es mir dann durch die Post oder einen Boten. Richten Sie Sich aber ja auf mehrere Tage ein. Wie göttlich wäre es, wenn Sie gleich kämen und uns 8 Tage schenkten. Wie schön könnten wir dann mit einander über alles Geschehene und noch zu Geschehende schwazen. Nur muſs ich Sie um Eins bitten. Mein Schwiegervater hat mir gesagt, Sie hätten zwar herkommen wollen, aber mit mehreren andern Personen, deren Namen ich nicht mehr weiſs. Dies bäten wir Sie, *jetzt* nicht zu thun. Mein Schwager ist jetzt mit seiner Frau hier, und so ist nur für Einen nachsichtsvollen Freund Platz. Dann (dieser Grund gehört mir und meiner Frau an) möchten wir Sie allein genieſsen.

Könnten Sie nun aber *jetzt* nicht kommen, (denn einmal müssen Sie meine Frau hier besuchen) so käme ich künf-

tigen Sonnabend zu Ihnen und bliebe, wenn Sie es mir erlaubten, ein Paar Tage bei Ihnen. Das wäre zwar auch schön, aber lange nicht so schön, theils weil wir uns nicht so ungestört, bei meinen übrigen Bekanntschaften in Halle sprechen, theils weil ich auch in entgegengesetztem Fall, dafs Sie nemlich herkommen, ein Paar Tage länger hier mit meiner Frau und meinen Kindern zusammenbleiben könnte, was mir natürlich auch lieb wäre. Können Sie aber doch nicht kommen, so haben Sie die Güte mir gewifs mit umgehender Post zu schreiben und auf dem Couvert zu bemerken, dafs das Mansfeldische Postamt mir den Brief durch einen Expressen herschicken soll.

Kämen, gegen alles mein Hoffen und Erwarten, bis künftigen Freitag weder Sie noch Nachrichten von Ihnen, so würde ich doch wohl Sonnabend nach Halle gehen, um Sie nur auf keine Weise zu verfehlen.

Das andere Mscpt des Orion so wie einen Hippocrates von Corai und einige Kleinigkeiten von Chardon la Rochette bringe ich Ihnen mit oder gebe sie Ihnen hier. Ueber meine für Sie so unglücklich ausgefallenen Geschäfte in Paris, rede ich, als über odiosa, die mir mehr Verdrufs und Aerger gemacht haben, als Sie leicht denken mögen, lieber nur mündlich.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Mein Schwiegervater empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl und überraschen Sie uns wie weiland in Auleben.

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch Eine recht dringende Bitte: Kaufen Sie doch gleich für mich das Schneidersche Griechisch-Deutsche Wörterbuch und lassen Sie es in Pappe recht schnell binden. Kaufen Sie gleichfalls Gedikens kleines Gr. Lesebuch, lassen Sie es gleichfalls binden und schicken Sie beides meiner Frau hieher. Mein ältestes Mädchen hat vor einigen Monaten angefangen Griechisch zu ler-

nen und meine Frau möchte es in meiner Abwesenheit mit ihr fortsetzen. Lieben Sie das Gedikesche Lesebuch nicht, oder vielmehr (denn wer kann es lieben?) hätten Sie einen besondern Aerger darauf, so schicken Sie meiner Frau nach Belieben ein anderes Anfängerbuch.

LXII.

Berlin, 12. Dec. 1801.

Wirklich, liebster Freund, mufs ich jetzt Ihre Nachsicht anflehen, wenn ich, so oft ich schreibe, kurz bin. Denn obgleich ich, seit Riemers Ankunft Luft schöpfe, so mufs ich mich dennoch gewaltig zusammennehmen, um nur noch etwas zu thun. Müfsig aber müssen Sie mich nicht ganz denken. Ich arbeite mich mit jedem Tage tiefer in meine Sprachuntersuchung hinein, und entdecke immer mehr Griechisch im Baskischen, das nur bisher meinem blöden Blick verborgen lag. Ich werde nun unmittelbar ernstlich daran gehen, und vielleicht gelingt es mir doch, etwas zu machen, das Sie einen Augenblick interessirt. Könnten Sie mir aber nicht einige Bücher über die Spuren anzeigen, die man noch vom Etrurischen hat? Lanzi ist mir bekannt, er schien mir aber, als ich ihn in Paris freilich mehr durchblätterte, als las, erstaunlich voll von Hypothesen und Chimären. Auch über die ältesten Bewohner Griechenlands und die Origines des Griechischen gäbe es vielleicht einiges mir Unbekannte.

Wegen der Italiänischen Sachen werde ich mich erkundigen, und selbst mit Denina, den ich recht wohl kenne, sprechen.

Bast werde ich durch Schweighäuser befragen lassen, ob er unsern Brief empfangen hat, und warum er ihn nicht beantwortet?

Mit Riemer bin ich bis jetzt sehr wohl zufrieden, nicht daſs ich von den ersten Tagen viel urtheilen wollte, aber er ist heiter, vergnügt und beschäftigt sich viel mit den Kleinen. Gerade in den ersten Zeiten aber, wo er sie sich noch nicht zur Hand gezogen hat, sind die meisten Schwierigkeiten. Behält er also da seinen Frohsinn, so fürchte ich für die Zukunft weniger. Was ich thun kann, ihn mir persönlich zu attachiren werde ich gewiſs nicht versäumen. Er ist mir überdies ein sehr angenehmer Gesellschafter, und jetzt in meinen etymologischen Nöthen mir von groſser Hülfe. Es scheint einmal von den Göttern bestimmt, daſs mir durch Sie, mein inniglieber Freund, immer etwas vorzüglich Gutes und Liebes kommen soll, und so danke ich Ihnen denn auch für diese neue Gabe mit herzlicher Innigkeit.

Mit Schröder ist alles besorgt, wie Ihnen die anliegende Quittung sagen wird.

Mit meiner Frau hat Riemer nur zu sehr Recht gehabt. Sie hat recht viel gelitten, seit sie hier ist, und ist leider noch nicht am Ende. Welches die Veranlassung davon sey, darüber ist sogar der Arzt noch nicht mit sich einig. Doch muſs es sich in einigen Wochen ausweisen. Sie grüſst Sie und die Ihrigen innigst.

Sie wünschen meine Schrift, und sollen sie in wenig Tagen haben. Ich werde alsdann den unter Schlabrendorfs Aufsicht nun stereotypirten Catilina dazu legen.

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich hoffe, ich höre bald wieder etwas von Ihnen, wenn auch nur Weniges. Auch wenige Zeilen sind doch immer ein süſs überraschendes Lebenszeichen.

Gestern Abend aſs ich mit Riemer bei Spalding und

heute Mittag bei Klein. Spalding speiste uns nach Riemers glücklichem Ausdruck συν λεξει και γλωσσαις.

Von Herzen der

Ihrige

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Den Vico hat die Bibliothek nicht. Buttmann weiſs nichts von ihm. Ich lege Biesters Zettel bei.

LXIII.

Rom, den 3. Februar, 1803.

Sie trugen mir auf, liebster Freund, Ihnen einige Bücher hier zu kaufen und Ihnen in Florenz die Vergleichung einiger Handschriften zu besorgen. Ich antwortete Ihnen unterm 11. Dec. wie ich die Besorgung dieser Aufträge eingeleitet hatte, und später schickte ich Ihnen durch Riemer einen kleinen Aufsatz des Abate Francesco Fontani, die Handschriften des Plato in Florenz betreffend. Ich eile Ihnen heute fernere Nachricht zu geben und mir Ihre Entschlieſsung über die nun wirklich zu besorgende Vergleichung auszubitten.

Ich hatte, wie ich Ihnen schrieb, Herrn Uhden aufgetragen, bei seiner Durchreise durch Florenz das Nöthige mit Fontani abzusprechen, und er will mir auch deshalb von dort aus geantwortet haben. Allein ich habe den Brief nicht bekommen, und lieſs mir also durch einen andern Kanal von Fontani Antwort ausbitten. Diese lautet folgendergestalt:

Es sind 17 Handschriften des Plato in Florenz, in welchen Euthyphron und Apologia Socratis vorhanden ist. Zur Vergleichung dieser beiden Gespräche in allen diesen hält man 2 Monate Zeit nöthig, und da man dazu zwei Graecisten

brauchen will, und es deren in Florenz wenige giebt, so hat Fontani den Preis auf 20 bis 25 Zechinen, also 60—75 Thlr. unseres Geldes in Golde angesetzt.

Schon diese Forderung scheint mir zu groſs. Die in Absicht des Homers ist gar lächerlich. Es giebt in Florenz nicht weniger als Drei und Neunzig Handschriften desselben. Um in diesen allen 30—60 Zeilen zu collationiren, glaubt man (eheu!!) 3, sage drei Monate Zeit nöthig zu haben und verlangt daher 30 Zechinen, d. i. 90 Thlr. in Golde.

Auf beide Forderungen habe ich mich, ehe Ihre bestimmte Antwort eingeht, nicht einlassen mögen und habe mit voriger Post nur Fontani in einem eigenen Billet gebeten, ob er sich nicht selbst in einen Briefwechsel, der, damit ihm das Porto erspart wird, durch mich gehen könnte, mit Ihnen einlassen wollte. Hierüber erhalte ich vielleicht noch vor Abgang dieses Briefes Antwort, und bemerke dieselbe dann noch am Schluſs desselben.

Den Zoega de Obeliscis habe ich für 9 hiesige Scudi oder Piaster (ohngefähr 13½ Thlr. Preuſs. Cour.) gebunden gekauft und bei mir liegen. Das Werk des Bettinelli, das den Titel trägt: Risorgimento d'Italia negli studj, nelle arti e ne' Costumi, dopo il Mille, dell' Abate Saverio B. Parte 1ma degli studj, a cui si aggiugne ora per la prima volta l'Elogio del Petrarca, scritto ultimamente dal medesimo Autore. Parte 2da dell' arti e dei Costumi. Bassano bei Remondini, 1786. groſs 8. habe ich in Florenz für 10½ paoli Flor. (ohngefähr 1⅔ Thlr. Preuſs. Cour.) anschaffen lassen. Zu des Lagomarsini lateinischen Werken ist mir Hofnung gemacht worden.

Dagegen ist mir eine Handschrift des Lagomarsini, die sich in der Riccardischen Bibliothek in Florenz befindet zum Abschreiben angeboten worden. Sie werden ihren In-

halt, Umfang und Beschaffenheit aus anliegendem Aufsatz, den mir Fontani, auf meine Bitte, mitgetheilt hat, und der eine Abschrift der Vorrede derselben enthält, ersehen. Die Kosten, welche die Abschrift machen würde, hat man mir nicht bestimmt. Hätten Sie indefs Lust, sie zu besitzen, so wäre das Beste, Sie bestimmten selbst, wieviel Sie daran wenden wollten. Ich suchte dann den Handel möglichst wohlfeil zu schliefsen.

Ueberhaupt bitte ich Sie ein für allemal, liebster Freund, mir bei jedem ähnlichen Auftrag das Maximum des Preises, den Sie anwenden wollen, zu bemerken. Nur auf diese Weise kann Zeitverlust im Hin- und Herschreiben vermieden werden. Die Liste der Homerischen Handschriften hat Fontani versprochen, aber noch nicht geschickt.

Soviel hierüber. Ich hoffe Sie sind mit meiner Besorgung bis jetzt zufrieden, und wünsche dies besonders darum, damit Sie Lust behalten, mir Aufträge zu geben.

Wir fangen an, hier immer mehr und mehr eingewohnt zu werden, und wenn auch manches misfällt, so versöhnt ein Spaziergang in irgend eine Ruine des Alterthums wieder mit unendlich vielem. Noch vorgestern an einem kalten aber heitern Tage besuchten wir die Thermen des Caracalla und dann die Via Appia mit allen ihren Grabmälern, von dem des Scipio an bis zu dem der Caecilia Metella. Auf dem gleichen Wege sieht man den sogenannten Circus des Caracalla und die Quelle der Egeria mit einigen andern Tempeln. Der Egerien-Quell ist vor allem hübsch. Es ist eine ausgebaute Grotte in einem Berg, es stehen noch die Nichen herum, die ehemals die Statuen enthielten und im Grunde liegt die verstümmelte Bildsäule der Nymphe. Das Wasser, das sehr schön und klar ist, kommt aus dem Berg. Von oben ist die ganze Grotte mit Epheu und anderm Gesträuch überwachsen, und

davor ist ein Wiesenthal in dem der Almo fliefst, in dem Vieh weidet, und wo wir in dieser Jahreszeit schon Veilchen pflückten. Um uns keine Freude zu verderben, warten wir, um schöne Gegenstände zu sehen, immer einen heitern Tag ab, und so sind uns noch viele Genüsse vorbehalten.

Zum Studiren bin ich noch nicht so viel gekommen, als ich gewünscht hätte. Geschäfte, Zerstreuungen, die jetzt selbst die Neugierde noch so häufig veranlafst, Sorgen der ersten Einrichtung und selbst Ungewohntheit des Orts, die die zum Studiren nöthige Ruhe nimmt, haben mich vielfältig abgehalten. Doch fallen von nun an immer mehr und mehr alle diese Hindernisse hinweg, und ich zweifle nun nicht, dafs ich in ein recht gutes Gleifs kommen werde.

Meine Frau grüfst Sie herzlich, theurer Freund. Erhalten Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und lassen Sie recht bald von Sich hören. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXIV.

Rom, 19. März, 1803.

Ihr längeres Stillschweigen, lieber Freund, ist Ursach, dafs ich nicht wieder, wie es eigentlich meine Absicht war, schrieb. Jetzt habe ich am 15. Ihren Brief vom 12. v. M. (das ist ohngefähr die Regel, 21—30 Tage) erhalten und obgleich ich ihn heute noch nicht eigentlich beantworten kann, so will ich doch Riemers Brief an Sie einige Zeilen, nur zur Auffrischung des Andenkens beilegen.

Zuerst herzlichen Dank für alle Ihre Briefe an meine Frau, R. und mich. Was Sie widrig nennen, halte ich für

sehr wohlthätig. Ich würde dazu gerathen haben, wenn ich Sie vor der Ausführung darüber gesprochen hätte, und doch ist es viel leichter nachher zu billigen, als vorher anzurathen. Nur, mein guter lieber Freund, erhalten Sie jetzt Ihre Lage so, und gehen Sie keine neue Verbindung ein. Ich will nicht weitläuftig über die Gründe dawider werden, aber Sie sehen sie ohnedies ein, und ich bin überzeugt, dafs Ihre Studien und Ihre Heiterkeit bei dieser Einsamkeit gewinnen werden.

Ihre Aufträge werde ich alle besorgen, d. h. kaufen was sich von dem, was Sie wünschen, ohne zu lange zu warten, haben läfst, und es dann für diesmal zu Lande nach Leipzig oder Halle absenden. Sie werden ja sehen, was es kostet. Das nächstemal versuchen wir das Meer. Aber jetzt schien es mir so traurig, auf den ersten Transport so lange warten zu müssen, und ich kenne Ihre Ungeduld. Sonst wäre das Herannahen des Sommers wohl für die Seereise einladend gewesen.

Das Geld bezahlen Sie immer in Berlin auf meine Anzeige an Mendelssohn & Friedländer daselbst. Dabei ist blofs die Schwierigkeit des wechselnden Courses und dafs weder ich hier, noch jene dort Ihnen sagen können, wieviel Pr. Geld so und soviel Piaster machen. Allein damit machen wir es so. Wir nehmen einen Mittelpreis, z. B. den Piaster zu 1 Thlr. 12 Gr. an, und da ich ja mit Ihnen in Rechnung bleibe, so schreibe ich Ihnen zu gute oder zum Nachtheil, wenn mir die Rimesse, die mir Friedländer macht, mehr oder weniger, als ich ausgelegt habe, bringt. Es ist mir sehr lieb, dafs Ihre Bestellungen eigentlich für den König sind. Ich werde darum nicht weniger sparsam seyn, aber es thäte mir leid, wenn Sie für Ihre Studien vom Ihrigen aufwenden müfsten, da Heyne z. B. immer im Fremden schwelgte.

15. April, 1803.

Tausendmal Verzeihung, mein theurer Freund. Ich wurde unterbrochen, als ich da stehen blieb; den Mittag sagte mir Riemer, er schreibe nicht, ich konnte Ihnen über Ihre Aufträge noch nicht genug sagen, als dafs es der Mühe werth gewesen wäre, den Brief allein wegzuschicken und ich wollte also warten bis Riemer schriebe. Das ist nicht geschehen und Gott weifs wenn es geschehen wird, ich habe mit dem Erbprinzen von Mecklenburg, mit andern zahl- und namenlosen Fremden und dazu mit der heiligen Woche (den langweiligsten Ceremonien, die die Erde gesehen hat) so viel zu thun gehabt, und habe so wenig zu mir selber kommen können, dafs, meinen bessern Vorsätzen zuwider, meine angefangene Antwort liegen geblieben ist, und dafs ich Sie recht herzlich um Entschuldigung bitten mufs. Seitdem habe ich nun auch Ihren zweiten Brief vom 23. Febr. bekommen und kann nunmehr alles aufs vollständigste beantworten. Lassen Sie mich hier nach der Reihe erst alle Ihre Fragen beantworten, und nachher noch solange die Zeit bis zur Post es verstattet, mich über Sie und mich, Rom und Halle schwatzen.

Fea ist vorzüglich gut, wenn er einen andern Schriftsteller übersetzt oder commentirt. So kennen Sie seinen Winkelmann, und so habe ich jetzt für Sie sein Werk: dei Circhi particolarmente di quello di Caracalla, das eigentlich ein opus posthumum von Bidaconi ist, gekauft. Ich selbst kenne es noch wenig. Allein Zoega lobt es mir aufserordentlich. Gleichfalls habe ich für Sie angeschaft einen Band verschiedenartiger philologischer Abhandlungen, in denen viel Gutes seyn soll, und ein Paar Kleinigkeiten Viaggio d'Ostia und eine Abhandlung über die Vorstellungen der Leda. Sie werden so ziemlich seine opera omnia

haben, Sie müſsten denn auch die elende Römische polit. Zeitung haben wollen, an der er groſsen Antheil hatte, oder noch hat. Er ist von Person ein kleiner, lebhafter und gefälliger Mann und Aufseher über alle Alterthümer hier. Vorzüglich hat er die Untersuchung aller Kunstsachen, die ins Ausland gehen, um die Ausführung alter Werke, welche, wie Sie wissen werden, neuerlich streng verboten ist, zu verhüten. Mit diesem Verbot geht es übrigens, wie mit vielen Dingen hier. Es ist so abgeschmackt streng, daſs eigentlich meine Kinder, wenn sie ein Stück altes Säulencapital in den Bädern des Caracalla oder sonst wo finden, es nicht mit nach Berlin nehmen dürften, und gerade weil es so allesumfassend ist, werden Kisten, die mehrere Fuſs hoch sind, weggebracht.

Dabei fallen mir die Excavationen ein, die der Pabst jetzt bei Ostia machen läſst, und die Ihnen vielleicht aus den Zeitungen bekannt sind. Man braucht Galeerensklaven dazu, und die unmittelbare Aufsicht darüber ist einem, aber nicht mit mehreren Gelehrten dieses Namens zu verwechselnden Petrini anvertraut. Ich kam selbst noch nicht nach Ostia. Allein wie mir Baron Schellersheim, von dem gleich mehr, erzählt hat, so stellt man die Sache sehr verkehrt an. Statt den Straſsen des alten Orts, wie man sie nach und nach findet, nachzugehn, so wühlt man die Erde ohne sonderlichen Plan hier und dort auf, wirft zu, wo man nichts findet und verdirbt mehr das terrain, als daſs man es regelmäſsig absuchte. Etwas sehr Bedeutendes ist bis jetzt nicht gefunden worden. Meist Münzen und einige Köpfe. Es kostet noch einige Schwierigkeit, die aufgefundenen Sachen zu sehen. Im heiſsesten Sommer sollen die Galeerensklaven hier in Rom arbeiten, wo? weiſs ich noch nicht. Ostia ist alsdann ungesund, und schon jetzt ist die Sterblichkeit unter ihnen, da sie erbärmlich gehalten wer-

den, schrecklich. Doch ist ihre Menge sehr grofs und die Leichtigkeit in ihre Gesellschaft zu kommen, ist es nicht weniger. Denn die Noth und der Krieg hatten hier eine solche Menge Gesindel zusammengeführt, dafs der Gouverneur der Stadt wirklich mit sehr schneller Strenge verfahren mufste. Auch sind jetzt Excesse nicht so häufig und die Sicherheit auf den Strafsen ziemlich grofs. Ich denke bis künftiges Frühjahr zu warten, und dann, wo die Resultate hoffentlich wichtiger seyn werden, eine ausführliche Nachricht über diese Nachgrabungen, etwa in der Literatur-Zeitung bekannt zu machen, wenn es nicht bis dahin von einem andern geschieht.

Der Foggini gab es zwei, den Onkel und den Neffen. Der Onkel war Monsignore und ist todt, der jüngere war hier Bibliothekar der Corsinischen Bibliothek, die auch für das Publikum, aber nur wenige Stunden offen steht, ist aber jetzt, wie ich hier höre, in Florenz. Das Hauptwerk, das unter diesem Namen geht, und das Sie vermuthlich kennen, ist die Beschreibung der Basreliefs im Museo Capitolino. Zoega lobt es erstaunlich, obgleich er mehr Gelehrsamkeit, als scharfsinnige Erklärungen darin findet. Der jüngere hat es herausgegeben, es soll aber Verdacht da seyn, dafs es meistentheils eine Arbeit des älteren ist. Marini wenigstens macht aus dem jüngeren ebenso wenig, als viel aus dem älteren.

Marini's fratelli arvali habe ich für Sie gekauft und ebenso seine Inschriften aus den Pallästen und Villen des Hauses Albani. Er hat noch ein andres ziemlich voluminöses Werk über die Päbstlichen Leibärzte herausgegeben, das mir aber für Ihren Gebrauch nicht interessant schien. Er ist ein guter, gefälliger Mann, nur ist leider mit der Vaticana, wenn man nicht sein einziges Geschäft daraus macht, wenig oder nichts anzufangen. Einmal ist sie nur

etwa 150 Tage im Jahr offen. Zweitens an diesen Tagen nur wenige Stunden. Drittens ist es verdrieſslich diese Tage (die nemlich die sind, an denen auch kein soupçon eines Festes eintritt) aus dem Festkalender herauszusuchen, und man macht daher leicht einen vergebenen Gang. Endlich ist sie von unsrer Wohnung und überall vom Mittelpunkt der Stadt entsetzlich weit entfernt. Die Säle und das eigentliche Local sind prächtig. Allein sonst hat sie ein ödes und trauriges Ansehen. Alle Bücherschränke sind mit hölzernen Thüren verschlossen und Sie sehen schlechterdings kein einziges Buch.

Auſser der Vaticana sind mehrere öffentliche Bibliotheken noch hier, die Minerva, die der Lage nach die zugänglichste ist, die Corsinische, Barberinische u. s. f. Andre zu denen man, wenn sie auch nicht öffentlich sind, leicht Zugang erhält, wie die des Collegii Romani und die des verstorbenen Cardinals Zelada, welche der Pabst neulich für 8000 Scudi (12000 Thlr. Gold) an sich gekauft hat. Hie und da ist auch eine Privatbibliothek, aus der man wohl ein Buch sogar ins Haus geliehen bekommt. Allein bei dem allem ist man in Ansehung literarischer Hülfsmittel hier äuſserst schlimm daran. Man verliert eine ungeheure Zeit, um die gewöhnlichsten Dinge zu bekommen, und das liegt vorzüglich daran, daſs eigentlich niemand fast hier gelehrte Arbeiten treibt. An Paris muſs man nicht denken. Von der Bereitwilligkeit und der zuvorkommenden Gefälligkeit, die man dort antrift, ist hier keine Spur.

Invernizzi ist Advokat hier; ich habe ihn noch nicht gesehen. Er soll aber auch kein interessanter Mann im Umgange seyn. Ich weiſs nicht, ob Sie einige andre Sachen, auſser dem Aristophanes von ihm kennen. Er hat noch de frenis Veterum; ein Leben Justinians, und neuerlich eine dissert. de judiciis publicis geschrieben. Von den beiden

ersten sagt wenigstens Zoega nicht viel Gutes und das Letzte wird Sie schwerlich interessiren.

Nelis ist todt. Er starb 1798 in Florenz im Kloster der Eremiti Camaldulesi.

Oderici hat sich zurückgezogen und dürfte schwerlich wieder etwas herausgeben. Er hält sich in einer villa Pieve de Sori bei Genua auf.

Das Museum Pio-Clementinum besteht bis jetzt aus 6 Bänden. Mit der Herausgabe des 7ten und 8ten ist man jetzt beschäftigt. Jeder Band kostet 12 Scudi 90 Baj. folglich alle 6 jetzt: 77 Scudi 40 Baj. etwa 116 Thlr.

Nach dem Homer mit Scholien, der in der Bibliothek des Collegii Romani seyn, und dessen Existenz der Herz. Ceri abgeläugnet haben soll, habe ich mich genau erkundigt. Ich habe den Herz. Ceri selbst, der aber so gut als nichts davon wuſste, sondern sich bloſs damals auf Nelis Bitte bei andern erkundigt hatte, Marini, De Rossi und den Spanischen Exjesuiten Hervas darum gefragt, der ehedem selbst Bibliothekar des Collegii Romani war. Das Resultat, das ich herausgebracht, ist folgendes: der Codex war wirklich da, und hatte viele Scholien. Allein er ist in der Revolution, man weiſs nicht wie, verschwunden. — Ueberhaupt hat diese Bibliothek nicht nur damals, sondern sogar schon vorher viel in dieser Art gelitten. Sie wissen vielleicht, daſs Muretus Büchernachlaſs ganz in diese Sammlung kam. Muretus hatte sehr viele seiner Autoren mit Randglossen beschrieben und diesen hat man vor allen andern nachgestellt. Man beschuldigt groſser Veruntreuungen vorzüglich einen Exjesuiten Arteaga, der mit Azara lebte, und 1799 in Paris starb. Dieser Arteaga, den ich sehr gut gekannt habe, war übrigens ein Mann von viel Kopf und mancherlei Kenntnissen, und hat mehrere Schriften, eine z. B. über die Musik der Alten Italiänisch und eine über

die idealische Schönheit Spanisch herausgegeben. Er war berühmt dafür, als ein Ausländer, sehr gut Italiänisch zu schreiben. Dennoch sind von diesen Muretischen Ausgaben noch einige übrig geblieben.

Die Wissenschaften unterstützt jetzt nur noch der einzige Cardinal Borgia. Ich glaube, ich schrieb Ihnen schon, dafs jetzt Zoega an einer Beschreibung von 300 Coptischen Mscpten arbeitet, die er besitzt, und dafs diese Beschreibung auf des Cardinals Kosten gedruckt wird. Vielleicht aber konnte ich Ihnen damals noch nicht sagen, dafs diefs Werk in Rücksicht auf Geographie, Alterthümer und Sitten Egyptens sehr wichtig werden wird. Aufser vielen Uebersetzungen von Stücken der Schrift sind nemlich unter diesen Handschriften auch Leben von Heiligen, Einsiedlern und Legenden, und in diesen kommen über alle die genannten Gegenstände viele schätzbare Notizen vor. Um die Sache zu erschöpfen, und diesen Handschriften ganz und gar ein Ende zu machen, ist Zoega's Absicht, alles, was sich von dieser Art in denselben befindet, abdrucken zu lassen, so dafs die Handschriften dadurch ganz unnütz werden. Auch für die Sprache wird diese Arbeit sehr interessant seyn, vorzüglich da alle Dialecte darin vorkommen, und sie viele Data enthalten mit denen bekannt zu werden verlohnt und, von denen man bis jetzt fast nichts wufste. Die ersten Bogen sind vor wenigen Wochen gedruckt worden, und das Mscpt ist so gut als ganz zum Druck fertig.

Borgia hat fast von allen, meistens auswärtigen Gelehrten, nach und nach Theile seines überaus seltenen Museums, das aber nicht hier, sondern in seinem Geburtsort Velletri steht, erklären und beschreiben lassen. Mehrere Sachen hat er sogar noch im Manuscript liegen. Im Umgang ist auch er nicht interessant. Das Interesse an den Wissenschaften geht nicht über sein Museum hinaus und

man kommt mit ihm zu keinem ernsthaften, ordentlichen Gespräch.

In Absicht des Homerischen Codex vom Collegio Romano vergaſs ich Ihnen zu sagen, daſs der Däne Schow ihn verglichen haben soll.

Ueber Lagomarsinis Arbeit über den Cicero kann ich Ihnen weit gründlichere Auskunft geben, als ich gehoft hätte, nur sind die Nachrichten nicht sehr tröstlich. Die Arbeit ist hier und gehört der Bibliothek des Collegii Romani. De Rossi hat mir folgende zuverlässige Nachricht davon gegeben; er ist um so besser davon unterrichtet, als er Lagomarsinis Schüler war. Es sind bloſs Collectanea von Varianten, aber aus sehr vielen und mannigfaltigen Handschriften, und ohngefähr 8—10 Quartbände. Eigene Noten Lagomarsinis sind nicht dabei, oder höchst wenige und unbedeutende. Zu kaufen würde die Arbeit, wie Sie sehen, nicht seyn, obgleich sich auch deshalb mit Borgia, von dem es vorzüglich abhängen würde, sprechen lieſse. Abschreiben und extrahiren lieſse sie sich allerdings; indeſs treten 3 schlimme Umstände ein, welche auch dieſs theils schwierig, theils bedenklich machen:

1) Wie die Sammlung im Collegio Romano ist, ist sie schlechterdings und auf keine Weise zu brauchen. Die Codices sind mit Buchstaben bezeichnet, A, B, C, cet. und es ist kein Register über die Bedeutung dieser Buchstaben dabei. Dieses Register, ein wahrer Clauis, mit sorgfältiger Beschreibung jeder Handschrift (wie man versichert) ist in einem besondern Volumen enthalten, und dies Volumen — stellen Sie Sich vor! — ist in Genua. Als nemlich Lagomarsini im Collegio Romano, wo er eine Stelle bekleidete, starb, und seine Bücher dem Collegio hinterlieſs, befand sich dieser Clauis in den Händen seines Neffen, des Jesuiten Lavagna. Dieser hat ihn nie herausgeben wollen, und er

hält sich jetzt in Genua auf. Dieser Clauis würde nun wohl zu erhandeln, oder wenigstens die Erlaubnifs ihn abzuschreiben zu erkaufen seyn; aber dann ist das Geld auch gewissermafsen weggeworfen. Denn ohne auch die Varianten zu besitzen kann er nicht viel nutzen, und man müfste also ihn kaufen, um jene nun zu extrahiren.

2) enthält die Sammlung ungeheuer viel Unwichtiges und bedeutende Lesarten nur sehr wenige. Dem armen Lagomarsini selbst ist der Prafs zu lästig geworden. Er hat nemlich alle nur mögliche Schreibfehler mit anmerken lassen.

3) endlich ist sie nicht zuverlässig. Lagomarsini hat die Varianten nicht selbst gesammelt, sondern für Geld collationiren lassen. Einige der Leute, die er dazu gebraucht hat, sind treulos damit umgegangen, und haben ganze Seiten der Handschriften überhüpft. Dies ist er erst am Ende inne geworden, und De Rossi weifs aus seinem eignen Munde, dafs er, selbst wenn er leben geblieben wäre, die Arbeit würde haben liegen lassen, weil er sich nicht mehr Muth genug fühlte, sie von neuem machen zu lassen, und doch, da er einmal an einigen Stellen offenbare Lücken gefunden hatte, keinem Theile mehr recht traute. Nach diesen Notizen, die ich Ihnen als vollkommen authentisch geben kann, werden Sie nun im Stande seyn, mir Ihre fernere Absicht zu sagen. Das Specimen kennt niemand; und was das Wunderbarste ist, De Rossi selbst weifs nicht, dafs es existirt.

Ein jetziger Ital. Gelehrter, der sich fortdauernd mit dem Cicero beschäftigt, ist Garatoni. Er ist Marinis Freund, der sehr viel von ihm hält, und lebt jetzt in Bologna. Ehemals hielt er sich, als Bibliothekar der Barberinischen Bibliothek in Rom auf. Er hat in der Ausgabe, die Porcelli in Neapel vor ungefähr 10 Jahren nach der Graeuischen anfing und die noch nicht geendigt ist, die Noten zu den

Reden gemacht, und vorzüglich einen sehr guten, und Ihnen gewifs bekannten Codex in der Büchersammlung des Capituli Vaticani benutzt. Lagomarsinis Arbeit hat er nicht zu Rathe gezogen.

Da ich auf Fontani komme, mufs ich wieder meine Sünden beichten. Ich habe seit einiger Zeit einen Brief desselben an Sie bei mir liegen, den ich immer wegschicken wollte, ohne dafs ich je dazu kam. Ich lege ihn jetzt dem meinigen bei und Ihrem Wunsch, mit ihm in Briefwechsel zu stehen ist also damit ein Genüge geschehen. Wegen der von Ihnen gewünschten Collationen werde ich Abrede mit ihm nehmen. Ich habe dies nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Gründen so lange anstehen lassen. Ich wollte die Sache, vorzüglich der Preise wegen, lieber mündlich als schriftlich abgemacht wissen, und konnte mich dazu keines andern, als des Barons Schellersheim, dessen ich vorhin erwähnte, bedienen. Dieser Mann besitzt ein sehr grofses Vermögen, hat Güter im Preufsischen, vorzüglich in den Westphälischen Provinzen, und wendet sein Geld fast allein zum Ankauf von Kunstsachen an. Er besitzt die gröfseste und vollständigste Sammlung goldner Kaisermünzen, die, aufser den öffentlichen von Wien und Paris, existirt, und eine prächtige Sammlung von Gemmen. Stellen Sie Sich nur vor, dafs er neulich den Ihnen gewifs bekannten Hercules, der in einem grünen Diamant*) geschnitten ist, aus dem Museum Strozzi für 2000 Zechinen gekauft hat. Dieser Mann, mein genauer Freund, hält sich gewöhnlich in Florenz auf und ist mehr als irgend ein andrer zur Besorgung literarischer Aufträge geschickt. Seit 6 Wochen aber war er hier; in 14 Tagen ohngefähr aber geht er zurück, und mich dünkt, Sie gewinnen in jedem Fall bei dem Aufschub.

*) Späterer Zusatz im Mscpt „(*falsch*)".

Von einem gewissen Riccy, einem Antiquar, der nicht übel und mein genauer Bekannter ist, werde ich Ihnen noch einige Kleinigkeiten, wenigstens gewiſs seine Schrift über das alte Albalonga und heutige Albano, wenn ich Ihnen die Bücher schicke, beilegen. Er hat auch eine Abhandlung über den Pago Lemonio geschrieben.

Ein Abate Uggeri hat Grundrisse der antiken Gebäude herausgegeben, die ihrer Genauigkeit wegen geschätzt sind; er fährt noch damit fort.

Gewiſs sind Sie neugierig von dem Aufrollen der Herculanischen Mscpte, das jetzt durch einen Engländer John Hayter auf Kosten des Prinzen von Wales betrieben wird, etwas zu wissen. Ich habe mich, da ich selbst noch nicht nach Neapel kommen konnte, durch alle dazu irgend fähige Reisende bemüht, etwas Genaues zu erfahren; ich habe auch endlich ein eignes Billet des Hayter darüber bekommen. Aber es enthält bloſs folgende dürftige Notizen, die ich Ihnen wörtlich abschreibe: The number of Manuscripts hitherto unrolled, is between fifty and sixty, eighteen before my arrival, and the rest since. Part of the eleventh Book „de Rerum natura" is the only discovery, which has been made of Epicurus. The other are either anonymous, or by Philodemus, an Epicurean in the Times of Cicero. His Works are Physical, Moral and Philosophical. Danach sollte einem vor der Fluth von Schriften des Philodemus bange werden. Seitdem hörte ich noch von einem Werk über die gottesdienstlichen Gebräuche und auch, aber ohne Titelangabe, von einem lateinischen. Jetzt habe ich einen neuen Versuch gemacht, besser und gründlicher davon unterrichtet zu werden, dessen Erfolg ich Ihnen sogleich mittheilen werde. Es ist eine Art Geheimniſskrämerei dabei, und darin liegt, glaube ich, die Schwierigkeit. Der König von Neapel ist nemlich doch gewissermaſsen darüber eifer-

süchtig geworden, daſs ein fremder Prinz dies machen läſst. Er hat es sich daher nicht nehmen lassen, die Sachen auf seine Kosten drucken zu lassen, und nun will man nicht gern eher von dem Gefundenen reden, bis es auch bekannt gemacht werden kann. Eine andere Schwierigkeit ist die, daſs oft Titel und Anfang der Mscpte fehlt, und Hayter mag nun nicht Gelehrsamkeit genug besitzen, um mit Glück aus einem Stück errathen zu können, wohin es gehören mag. Aus dem ersteren Grunde bitte ich Sie, ja nichts von dem, was ich Ihnen jetzt schreibe, auf welche Weise es sey bekannt zu machen. Ueberhaupt aber weiſs ich, liebster Freund, daſs ich *Ihnen* einen discreten Gebrauch meiner Briefe nicht zu empfehlen brauche.

Physiker, Chemiker cet. giebt es hier eigentlich kaum. Von Mathematikern sind Fontana und Pessuti geschätzt; ein mit neueren Erfindungen nicht unbekannter Arzt ist Lupi; ein sehr guter Wundarzt Flajani; als Mineralog kann Gismondi genannt werden; und ein junger emsiger Mann, der mit Glück, ohne daſs er aber bis jetzt geschrieben hätte, Physik und Chemie treibt, ist Scarpellini. Gismondi ist Vorsteher des Cabinets des Collegii Nazareni und hat Petrini's Beschreibung desselben herausgegeben. Flajani hat Chirurgische Observationen geschrieben, von denen der letzte Theil erst in vorigem Jahr herausgekommen ist, ein Werk, das man schätzt. Ich habe es daher für Sie gekauft.

Als Buchhändler habe ich, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, Visconti kennen gelernt, den Bruder des Gelehrten. Er steht einer der gröſsten Buchhandlungen, der Imperialischen, vor, und ist ein sehr gefälliger, ehrlicher und sogar billiger Mann. Auch Zoëga bedient sich seiner bei seinen Ankäufen für die Kieler Universitätsbibliothek. So lange ich hier bin scheint es mir nicht nothwendig, daſs Sie Sich selbst mit ihm in Briefwechsel einlassen. Nach

meinem Tode aber, — denn daſs ich bei meinem Leben Rom, wo es mir einmal sehr gefällt, wieder verlassen sollte, glaube ich nicht, — wäre es immer gut.

Ueber die Bücher, die ich Ihnen kaufen soll, sage ich heute nichts. Schwer zu bekommen werden bloſs Fabretti's Inscriptionen und der Tasso in allen Dialecten seyn. Den Bergamaskischen und Neapolitanischen habe ich jedoch schon. Sobald die Bücher eingepackt und abgegangen sind, schreibe ich Ihnen wieder und schicke Ihnen eine genaue Liste mit Angabe der Preise.

Für die Dialecte des Italiänischen ist Fernow, der nun in Kurzem von hier nach Jena abgeht, klassisch. Er hat dies Fach eigends studirt und eine Grammatik geschrieben, in der auch der Dialecte Erwähnung geschieht, die er mit den sprachkundigsten Italiänischen Gelehrten durchgegangen ist, und die vortrefflich seyn muſs. Er wird sie gleich nach seiner Ankunft in Deutschland drucken lassen.

Der alte Hervas ist ein verwirrter und ungründlicher Mensch. Aber er weiſs vielerlei, hat eine unglaubliche Menge Notizen und ist daher immer brauchbar.

Vor vielen spanischen Exjesuiten kann ich Ihnen noch vorzüglich Ximenes, einen Mathematiker und Masdeu, den Verfasser der sehr unkritischen Historia critica de España, nennen.

Hiermit wären, dünkt mich, mein theurer Freund, Ihre Fragen und Aufträge erschöpft. Jetzt noch einiges über uns und unsre Lage.

Mein Posten bewährt sich, da ich ihn nun genauer kenne, als einer der leidlichsten, die man in dieser Art haben kann. Gesellschaftlicher Zwang ist fast gar nicht damit verbunden, die Geschäfte sind zahlreich und mannigfaltig, aber mit einer vernünftigen Einrichtung bleibt viel Zeit übrig. Sie werden mich danach fragen, warum ich

bis jetzt nichts gethan habe? Darauf aber, mein Lieber, ist die Antwort doch nicht schwer. Das erste halbe Jahr in Rom zu seyn ist hart. Zuerst mufste ich meine Geschäfte kennen lernen; was mich jetzt eine Stunde kostet, nahm mir anfangs einen halben Tag, und noch jetzt kommt der Fall, da man doch in 6 Monaten nicht den halben Kreis der verschiedenen Geschäfte durchläuft. Auch erste Bekanntschaften mufs man anfangs mehrere machen. Es ist immer mein System zuerst nicht sonderlich ekel zu seyn, und lieber nachher zu sichten. Eine grofse Zeit nimmt mir freilich die Correspondenz, und eine Menge von Aufträgen, an denen es nie fehlt. Diese sind mir zwar lieb, weil es mein Grundsatz ist, dafs ein Gesandtenposten dazu gemacht ist, zugleich mit dazu zu dienen, und weil man bei Gelegenheit dieser Aufträge selbst eine Menge von Kenntnissen erlangt, zu denen man sonst nicht kommt. Aber es raubt doch darum nicht minder Zeit. Endlich die Fremden, eine ganz eigene Gattung von Störung, auch oft angenehm, nur hier immer Zeit raubend, weil man hier den Fremden keinen bessern Dienst erweisen kann, als sie an einen interessanten Ort zu führen, den man gerade genau kennt, und gut beschreiben kann. Dazu aber wird ein Vormittag leicht verwandt, und so geht gleich eine gute Anzahl Stunden de solido die ab.

Auf die Topographie Roms habe ich mich allerdings und zuerst gelegt. Ich halte es zwar für im höchsten Grade undankbar eigentlich ein Studium daraus zu machen, weil wirklich über die meisten bis jetzt noch nicht festgestellten Dinge einmal nicht ins Reine zu kommen ist, und am Ende das ganze Resultat immer das ist, denken zu können: hier oder 200 Schritt weiter war das und das, geschah das und das. Wenn man aber in Rom lebt, kann man es einmal nicht lassen, wenigstens z. B. zu wissen,

wie Nardini oder ein andrer gründlicher Mann die Sache bestimmt hat, und das allein ist schon Zeit raubend genug. Den Nollischen Plan, den ich Ihnen schicken werde, finde ich auch hier vortrefflich. Classisch in der eigentlichen Ubication ist Zoëga. Er hat wirklich noch die Idee eine eigne Topographie Roms herauszugeben, und das Meiste liegt dazu fertig da.

Meine Frau ist, bis auf wenige kleine Anstöfse, wohl und heiter. Unsre Kinder die Gesundheit selbst.

Adieu nun! mein theurer lieber Freund! Noch einmal, verzeihen Sie mein langes Stillschweigen, und nehmen Sie als Expiation dafür die Ausführlichkeit dieses Briefs.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich sehe, dafs ich Ihnen noch nichts über De Rossi sagte, und doch sind wohl er, Marini (jetzt für Inscriptionen der erste Mann) und Zoëga die einzigen hiesigen Gelehrten, auf die man mit Recht etwas halten kann. Er hat Anmerkungen über den Diogenes Laertius herausgegeben, die ich Ihnen schicken werde. Er ist vielleicht noch gelehrter, eben in orientalischen Sprachen, namentlich im Coptischen. Er hat eine Lehrstelle am Collegio Romano, ist aber in dürftigen Umständen, wie so leicht ein Gelehrter hier.

Cataloge werde ich den Büchern beilegen. Wenigstens gewifs den der Propaganda und der Päbstl. Chalcographie, vielleicht auch einen Auctions - Catalogus. Ueberhaupt haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich einige Bücher mehr kaufe, als Sie bestellen.

Meine Adresse, mein Lieber, ist: A Monsieur de H. Chambellan du Roi de Prusse et Son Résident à la Cour de Rome.

Noch eine und zwar sehr, sehr angelegentliche Bitte. Wenn Sie mir künftig, wie ich herzlich wünsche, Aufträge geben, drücken Sie Sich ja bestimmt aus. Z. B. in Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, 6—8 Codd. des Plato zur Probe collationiren zu lassen. Weil Sie das nicht vom *ganzen* Plato verstanden haben konnten, so bin ich auf Ihren ersten Brief an Riemer zurückgegangen und habe nur Euthyphron und Apologia Socrat. bestellt.

So denke ich, ist es Ihr Wille. Es ist nicht, dafs ich die Mühe des Nachsuchens scheue, allein es können so leicht Verirrungen entstehen, die hernach äufserst unangenehm sind! — Auf Riemers Anrathen habe ich an die Stelle der Apologia das Symposion gesetzt.

LXV.

Rom, den 20. Julius, 1803. 1805

Ihr Ruf nach München hat mich erschreckt, liebster Wolf, nicht, dafs ich ihn nicht für Sie vortheilhaft fände, und mich *insofern* herzlich darüber freute, aber was will denn aus unsern Universitäten werden, wenn alle Besten zu einem blofsen Akademieleben wegwandern? Sie insbesondere fanden auch, wie ich oft bemerkte, im Umgang mit jungen Leuten oft Aufheiterung und Anlafs zu neuen Arbeiten, Ihnen also wäre von dieser Seite der Wechsel selbst auf die Länge hin nicht angenehm. Indefs ist mir nicht bange; Beyme, der Sie persönlich kennt und schätzt, wird Sie nicht fortlassen, und ich danke es also nur dem Kurfürsten, dafs er dazu beiträgt, Ihre Lage bei uns vortheilhafter und angenehmer zu machen. Von der Bedingung der Reise gehen Sie ja nicht ab. Wenn Sie das Jahr, das Sie bei uns zubrächten, auch nur als ein mit einem Ihrer ältesten Freunde verlebtes Jahr ansähen, so bin ich überzeugt, würden Sie es nicht für verloren achten. Wie mannigfaltig aber wäre hier auch Stoff für Sie zu Studium und Arbeit, und wie anschaulich würde auf einmal die ganze Römerwelt, in der Sie so viel leben, für Sie werden, wenn Sie Monate hindurch auf den sieben Hügeln herumstreifen könnten. Für mich aber ginge der Genufs, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch

von wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig seyn, Zoëga zu sehn. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, dafs niemandes Umgang so wenig zu eigener Arbeit belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer. Denn das Localinteresse überwiegt doch alles Andre. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Gallerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmre ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüfse ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genufs vollkommen seyn soll, mufs die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man mufs noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schliefsen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine grofse Gewalt mehr als durch alles Andre dadurch aus, dafs es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blofs in einer Sehnsucht nach

der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab und will einlenken; aber ich rede von dem, des das Herz voll ist, und zu dem, der es ebenso wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stände.

Von Neuigkeiten weifs ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehende ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Nach- und Ausgrabungen geschehen hier und dort, allein keine bedeutenden, weil keine planmäfsig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird.

Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, dafs ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so partheilos gerechter Beurtheilung wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewifs gleich stark mit mir.

Ihre Commissionen lasse ich also bis auf Weiteres. Den Brief Ihrer Tochter erhielt ich noch nicht, weil Tieck noch nicht gekommen ist. Von ganzer Seele und mit der innigsten Freundschaft

Ihr

H.

LXVI.

Rom, den 16. Junius, 1804.

Der einzige Auftrag, der mir noch für Sie jetzt übrig bleibt, betrift den Lagomarsinischen Cicero und über diesen gebe ich Ihnen heute Rechenschaft. Ich habe mir die Sammlung genau angesehen, und überlegt ob es möglich sey, Ihrem Wunsch, Ihnen die Varianten über eine Schrift des Cicero zu schicken, zu genügen, aber die völlige Unmöglichkeit, dies, ohne fernere Anfrage bei Ihnen, zu thun, ist mir gleich in die Augen gesprungen. Bedenken Sie nur, dafs die Lagomarsinische Sammlung aus einigen 80 Bänden besteht, lauter Varianten, meist eng geschrieben. Selbst die kürzesten Schriften, paradoxa, Somnium Scipionis, sind noch ungeheuer lang, und was ist Ihnen auch gerade mit diesen gedient? Sie indefs blofs hiermit, wenn der Ausdruck erlaubt ist, abzuspeisen, schien mir noch schlimmer. Sie müssen wenigstens im Stande seyn, selbst zu sehen und zu überlegen, ich habe daher die 3 ersten Kapitel der Tusculanischen Quaestionen in allen Bänden (denn dasselbe Buch des Cicero kommt öfter vor und nicht alle Varianten über eins sind in Ein Corpus redigirt) abschreiben lassen, und diese schicke ich Ihnen zu. Die Handschrift werden Sie leserlich finden, und der Preis ist, wie es mir scheint, nicht hoch. Ich habe nemlich pro Bogen 15 Baj. (etwa 5 Gr. 4 Pf.) und mithin für Gegenwärtiges 1 Scudo, 35 Baj. (die wir künftig berechnen) gezahlt. Wenn Sie bedenken, dafs der Abschreiber dafür auf die Bibliothek in den Stunden, wo sie offen ist, deren wenige sind, gehen mufs, so glaube ich, wird es Ihnen billig scheinen. Die Tusculanischen Quaestionen sind in 3 Bänden zerstreut, füllen 1 Folioband ganz, und mit den Academischen zusammen 2 andre Quartbände. Die Zahlen be-

ziehen sich auf einen Index der Mscpte, welchen Lagomarsini gemacht hatte, und über den Sie inliegend eine Notiz von De Rossi finden.

Ich bitte Sie nun die Sache zu überlegen, und wenn Sie etwas Weiteres verlangen, es mir anzuzeigen. Auch nach dem Index in Genua könnte ich Nachfrage anstellen. Daſs Lagomarsini die Sachen nicht selbst geschrieben hat, und daſs er vielmehr schon selbst Ausbesserungen und Fehler seiner Schreiber bemerkte, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben.

Jetzt muſs ich Sie auch um eine Gefälligkeit für De Rossi bitten. Er hat nemlich erfahren, daſs sein Diogenes Laertius in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. vor Zeiten recensirt worden ist, und wünschte die Recension gar sehr zu sehen. Da Sie jetzt an der Quelle wohnen, so erzeigen Sie mir wohl den Gefallen, Schütz um das Blatt oder eine Abschrift zu bitten. Die Verdollmetschung will ich schon übernehmen.

Grüſsen Sie bei dieser Gelegenheit, mein Bester, den guten Schütz, sagen ihm aber nicht dabei, daſs ich *seine* Lit.-Zeit. sehr schwach finde. Ich habe jetzt Jan. und Febr. von ihr und der Nebenbuhlerin hier, und kann mich nicht genug über die Erbärmlichkeit der ersteren wundern. Meinem Urtheil nach auch nicht Eine gute Recension. Gegen die andere läſst sich auch allerlei einwenden. Aber einiges hat mich ungemein interessirt. Vossens Rec. der Grammatischen Gespräche ist sehr unterhaltend und wenn sie auch für mich eben nichts Neues enthielt, so ist es ein angenehmes Geschwätz, dem man gern folgt. Nur habe ich wieder bedauert, wie in den Uebersetzungen, bei der sonst so bewundernswürdigen Fertigkeit, Geschmack fehlt. Die breit lyrischen Wörter: wie Meerschwall (aequor) und andere in dem urbanen Horaz wären mir ungeheuer anstöſsig. Dann

in seiner eigenen Prosa die poetischen Stellen, die alle Augenblicke durch die schlichtesten Wendungen durchpoltern. Ich wollte fast wetten, Voſs hätte nie mit groſsem Antheil und Studium die Attiker gelesen, und die Nothwendigkeit davon fällt mir recht bei ihm in die Augen. Er ist in den Joniern sitzen geblieben, und hat oft dann noch Jonier mit Holstein verwechselt. Ich meine das wirklich nicht hart, denn ich ehre Voſs unglaublich. Aber seine Art zu schreiben macht mir nun einmal diesen Eindruck.

Ich treibe seit einigen Monaten ein sehr genuſsreiches Studium, und schwärme in alten und neuern, meist Dichtern herum. Ich habe auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und bin noch nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Nur ganz überarbeiten, was ich einmal gemacht habe, kann ich nicht. Ich glaube mit Wahrheit behaupten zu können, daſs meine Arbeit den Vorzug hat, Pindars ächten Ton nicht verfehlt zu haben. Nur die schon gemachten Stücke, die mir hierin nicht Genüge leisten, werfe ich weg. In der metrischen Behandlung kam ich nach und nach zu einer befriedigenderen Gesetzmäſsigkeit. Aber in dieser Rücksicht kann ich das Frühere nicht ändern. Meine Uebersetzung, wenn Sie je gedruckt erscheinen sollte, kann nur dazu dienen, bis eine eigentlich gute kommt, einen Begriff von Pindar zu geben. Denn mir fehlt das eigentlich Technische des Dichters zu sehr, und das läſst sich nicht einbringen. Auch behandle ich sie nicht als eine Arbeit, oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie groſs in mir gewesen. Vielleicht schläft sie bald wieder ein und dann desto besser.

Im Grunde ist alles was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben,

die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht. Aber genug von Dingen über die sich nur sprechen läſst, lieber Freund.

Wie ist es? Sie haben meine Frau, denke ich, gesehn, hat sie Ihnen nicht Lust gemacht zu uns zu kommen? Der künftige Winter wäre mir schöne Zeit dazu. Lassen Sie einmal Ihre Musensöhne sich selbst unterrichten, und schenken Sie Sich und uns einige Monate. Rom wird Ihnen gewiſs gefallen, und wir würden hier wie in Auleben schwatzen. Denn die übrigen Bewohner Roms sind ungefähr wie der Adel in Auleben, und meine Bücher wieder die Tafelbibliothek; denn die öffentlichen Bibliotheken sind verschlossene Schätze, zu denen man immer selbst laufen muſs. Zoëga lebt von lauter auf diese Weise gemachten Excerpten, und ich kann schlechterdings keinen Scholiasten des Pindar bekommen. Aber dafür hat man schönen Himmel, göttliche Aussichten, und himmlische Ruinen auf allen sieben Hügeln.

Jetzt aber will ich noch einen Spatziergang ins Coliseum machen. Es ist ein herrlicher Mondschein und dann ist das Coliseum von einer unglaublichen Schönheit. Also kommen Sie mit und genieſsen. Seyn Sie nur erst einige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen seyn. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur genieſsen wollen und sich im Genuſs mehr als in der Arbeit gefallen. Von inniger Seele

Ihr

Humboldt.

LXVII.

Königsberg, 14. Jul. 1809.

Je längere Briefe Sie an mich schreiben, liebster Freund, desto mehr Freude machen Sie mir. Auch will ich Alles pünktlich beantworten, nur erlauben Sie mir, beim Einzelnen kurz zu seyn. Ich fange mit Ihrem letzten an.

Zuerst meinen Glückwunsch zum verlornen Fieber. Auch hier plagt und verfolgt es alle Menschen. Nur ich blieb bis jetzt immer verschont. Meine Abwesenheit von Berlin ist mir äufserst traurig. Genau genommen, könnte ich wohl gehen, allein es sind, wenigstens ehe nicht alles fest eingerichtet ist, und dazu gehört leider hier viel Zeit, auch bei meinem Aufenthalt in Berlin tausend Schwierigkeiten für die Geschäfte, die ich nur hier gut zu heben im Stande bin. Also mufs ich mich schon darin ergeben. Dennoch hoffe ich ziemlich baldige Rückkunft.

Von der *Zerfallenheit* der Dinge, wie Sie es nennen, zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja man kann wohl sagen gewifs, weniger, als sich vor einiger Zeit besorgen liefs. Niemand kann die Zukunft enträthseln. Aber ich weifs nicht, ich habe einen vielleicht manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten, ich glaube nicht, dafs uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, dafs das nur schadet.

Mit dem Agamemnon willige ich herzlich gern ein. Es sind dabei externa und interna zu beachten. ad 1. verlange ich nichts als eine von Ihnen zu bestimmende Anzahl Exemplare mit besonderm Titel und pagina, und erlaube auch, dafs der Verleger eine Anzahl Exemplare, wann und wie es ihm beliebt, besonders verkaufe, behalte mir blofs eine

neue Ausgabe nach 3 Jahren vor. ad 2. ist es schwieriger. Meine erste Meinung war, den Agamemnon fast ganz, wie er da ist, unverändert, gewissermafsen historisch, zu künftiger Aenderung drucken zu lassen. Dies misriethen Sie mit Recht. Nun ist also eine Umarbeitung nöthig. Zu der aber habe ich jetzt weniger, als je Zeit. Allein auch da ein Vorschlag: bis zum 1. Aug. schicke ich Ihnen den ersten Chor in der gar nicht, oder mehr oder minder veränderten Gestalt, die ich ihm habe geben *können*, und die dient Ihnen dann zum Mafsstab, auf welchen Grad der Umarbeitung Sie rechnen können. Sie gehen dann mit meiner und meines Postens Ehre zu Rathe, und überlegen, ob man so drucken kann? Ein Brief braucht 5—6 Tage. Also am 6. Aug. haben Sie Antwort. Ich sehe den Agamemnon gern gedruckt, und thue also gewifs das Mögliche.

Mit dem Namen ist's eine närrische Frage. Mir liegt weder an de noch dt. Ueber diese Schwierigkeit kann also da Jemand sein Herz ohne Mühe erleichtern.

Vater geht an Niemandes Platz hieher. Königsberg hat aber schon vor meiner Ankunft 17000 Thlr. jährliche Zuschüsse erhalten.

An die Berlinischen Weisheitszellen denke ich stark, und ich schmeichle mir, Sie bald mit etwas zu überraschen. Die wirkliche Ausführung wird freilich noch warten müssen.

Meiner Frau habe ich oft von Ihnen, und neulich von dem letzten Römer und der *Αυληβα ποιηεσσα* geschrieben. Meine älteste Tochter nimmt seit Zoega's Tode bei Amati Griechischen Unterricht, der Scriptor bei der Vaticana ist, und wohl der beste Grieche in Rom. Er wollte den Dionysius von Halic. herausgeben. Sie schreibt mir mit letzter Post auch einen Schwedischen Brief. Sie sehen also, dafs die südlichen und nördlichen Sprachen zugleich blühen. Wem die Vaticana bleibt, weifs ich noch nicht

gewifs. Ich glaube dem Pabst. Das Gebäude wenigstens behält er.

Für ein Auditorium vermuthlich im Heinrichschen Palais werde ich gleich sorgen. Auch Schleiermacher liest wohl gern da.

Ehe ich mit Nicolovius nur irgend ordentlich reden kann, müssen Sie mir, liebster Freund, sagen, was für ein Werk ohngefähr wenigstens Sie im Sinn haben.

Heindorf kann, ohne, was nie gut ist, zugleich Gymnasien-Director zu seyn, hier nicht mehr als 1000 Thlr. Gehalt haben, und Collegia bringen wenig ein. Freilich sind noch Emolumente, aber die betragen nicht 3—400 Thlr.

Wenn ich mit einer hier im Werk seyenden Schulreform durchdringe, nehme ich vielleicht Gotthold zum Rector eines Gymnasii hierher. Er hat mir einen langen Aufsatz über eine Schulreform in Cüstrin geschickt, der mir nicht misfällt.

Für Schneiders Wohnung im Joachimsthal sorgt Uhden bereits. Ich bin dem Schneider sehr gut.

Für die Bekanntschaft mit Heinicke danke ich Ihnen sehr.

Zum compte rendu wünsche ich Ihnen herzlich Glück, vorzüglich, wenn es Ihnen wirklich gelungen ist, Ihre Angelegenheiten so durch eine actio in distans abzumachen. Dafs Sie Sich aber hartnäckig auf dem Lande etabliren und Berlin meiden, ist mir äufserst leid. Gott, liebster bester Wolf, bedenken Sie doch nur, dafs man im Thiergarten nichts als Kiehnbäume und Krähen hat.

An Reil scheint freilich nach dem, was Sie sagen, kaum zu denken. Doch sobald ich in meinen Unternehmungen hier glücklich bin, mache ich mit ihm, Savigny und Schmidt gleich einen Versuch.

Die kostenlosen Schriftchen sollen erfolgen.

Steffens müssen wir, falls Berlin noch Universität wird, auf jeden Fall haben.

Der Section schreiben Sie blofs (weil Sie die Form wissen wollen) uno tenore und ohne Titel in abgesetzten Linien:

„Einer Königl. Hochlöbl. Section für etc. zeige ich an" — — bis der Vortrag aus ist. —

Berlin, —

Wolf.

Mit inniger und immer gleicher Liebe

Ihr

Humboldt.

LXVIII.

Königsberg, den 28. Jul. 1809.

In der Voraussetzung, theurer Freund, dafs Heindorf wirklich bei seinem Entschlusse hierher zu gehen beharren sollte, schicke ich Ihnen heute zwei officielle Zeilen, um Sie zu bitten, mir Ihre Vorschläge zur Wiederbesetzung seiner Stelle bekannt zu machen. Obgleich eine solche Förmlichkeit in einer Sache, wo ich doch hernach auf nicht-officiellem Wege erst auf den Magistrat wirken mufs, nicht an sich nöthig wäre, so ist sie Ihnen dennoch vielleicht angenehmer. Obgleich ich Ihnen fernere Vorsicht und Verschwiegenheit empfehle, so können Sie mit Bellermann frei reden. Da ich indefs nicht weifs, wie Sie mit ihm stehen und wie Ihnen dies lieb ist, oder nicht, so überlasse ich dies ganz Ihrer Einsicht. Nur bitte ich Sie um so baldige Antwort, als möglich ist, da ich, um eine frühere Wahl des Magistrats zu verhüten, Heindorfen, wo möglich, nicht eher vocire.

Dafs Sie noch immer nicht officiell zum Director der wissenschaftlichen Deputation und zugleich zum Mitglied der Section ernannt sind, darüber klagen Sie mich nicht an, mein Theurer. Da erst dann Ihr Einflufs auf die Gymnasien recht kräftig seyn kann, so liegt mir diese Sache sehr am Herzen. Allein ich möchte Ihnen gern 500 Thlr. Zulage bei dieser Gelegenheit verschaffen, und das ist die Schwierigkeit, die mich langsamer zu handeln zwingt. Doch hoffe ich in einigen Wochen zu gelingen. Gegen Sie arbeitet übrigens niemand hier. Aus Freundschaft und selbst einer gewissen Achtung handelt mir *Niemand* entgegen, und ich habe Beispiele, dafs man Menschen, die man sehr beschützte, hat fallen lassen, weil ich es so wollte. Nur die Umstände stehen allen Geldverträgen im Wege. Thun Sie mir übrigens, da ich Sie herzlich und mit immer gleicher Anhänglichkeit liebe, die Freundschaft, auch in diesem kurzen Zwischenraum, wo ich Sie, wie jetzt, darum bitte, mit mir gemeinschaftlich zu wirken. Man mufs auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend Einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe. Sie sehen, dafs es mir nicht an Muth fehlt. Nur wünschte ich, dafs wir wieder beisammen wären und arbeite daran.

Was haben Sie zur Recension der Bücher über die Universität in Berlin in der LZ. gesagt?

Bei einer andern Recension der LZ. ist mir eingefallen, Sie zu fragen: ob Sie die Pelasger, wie da geschieht, für einen ungriechischen, also fremden Stamm halten? Ich habe mich in Rom einmal viel damit beschäftigt, bin aber der Meinung geblieben, dafs sie ein eigentlich griechischer, nur durch Dialect verschiedener Stamm waren.

Der Aufsatz in den Heidelberger Jahrbüchern über unsre neue Verfassung ist doch nicht etwa von Woltmann?

Leben Sie herzlich wohl, und schreiben Sie bald Ihrem

Humboldt.

LXIX.

Königsberg, 20. Novbr. 1809.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 14ten, mein theurer Freund. Krusemarks Rückkunft hat unsrer Abreise, wenn sie vorher noch hätte ungewifs scheinen können, auch den letzten Zweifel benommen. Wir gehen vermuthlich gegen die Mitte des künftigen Monats von hier ab, da ich aber zugleich Pommern bereisen will, so kann ich erst nach Neujahr bei Ihnen eintreffen. Lassen Sie Sich indefs diesen Aufschub nicht verdriefsen. Im Frühjahr kommt meine Frau, und wir sind dann dauernd beisammen.

Am Wichtigsten ist mirs, liebster Wolf, über Ihre Aeufserungen in Absicht anderer Geschäftsverhältnisse zu sprechen. Seyn Sie in jeder Rücksicht deshalb unbesorgt. So wie ich Ihnen nichts anbieten werde, was Ihrer nicht würdig sey, so wenig werde ich zürnen, wenn Sie auch so ausschlagen sollten. Ich denke in wenig Tagen mit dieser Sache zu Stande gekommen zu seyn, und werde Ihnen dann, wenn es irgend möglich ist, vor der officiellen Verfügung noch privatim schreiben. Ich schmeichle mir, dafs Sie finden werden, dafs ich mit der Treue und Freundschaft, die ich immer für Sie hege, Ihre Lage so bereitet, so in nahe Verbindung mit mir gebracht, und zugleich so frei und mobil erhalten habe, dafs sie Ihnen nie einen Au-

genblick drückend werden kann. Indefs bleiben Sie immer durchaus frei. Wollen Sie nicht darin eingehen, so ist es mir für meine Freundschaft zu Ihnen, und für die öffentliche Anerkennung Ihrer vor der Welt hinreichend, sie Ihnen angeboten zu haben. Ich würde damit nicht zufrieden seyn, weil ich mir sehr viel Nutzen von Ihnen und Ihrer Thätigkeit für die Sache verspreche. Allein ich rechne darauf, dafs, wenn Sie auch nicht in öffentliche Verhältnisse eingingen, mir privatim Ihr Rath und Ihre Mitwirkung nie entgehen würden. Sie könnten also vielleicht allerdings dasselbe auf die eine und die andre Weise wirken. Blofs in Rücksicht auf den König und Ihr Gehalt mufs ich bemerken, dafs es nöthig seyn wird, dafs Sie entweder nur für jetzt, wegen Ihrer noch nicht hergestellten Gesundheit, ablehnen, oder ausdrücklich versprechen, nun sobald es geschehen kann, ganz für die Universität und als Professor thätig seyn zu wollen. Denn sonst könnte man denken, dafs Sie eine Art, wenn gleich ehrenvoller, doch Ihrer Anstellung nicht ganz entsprechender Mufse vorzögen.

Für die Erinnerung wegen der Lections-Plane der Gymnasien meinen herzlichsten Dank. Ich werde sie augenblicklich benutzen.

Leben Sie herzlich wohl. Ich werde mich unendlich freuen, Sie ganz hergestellt wiederzufinden. Durch die Ankündigung Ihrer Vorlesungen haben Sie mir eine grofse Freude gemacht. Mit immer gleicher und herzlicher Freundschaft

Ihr

H.

LXX.

24. Febr.

Ihr Bericht, mein theurer Freund, ist vortrefflich, frei, wie sonst in diesen Dingen selten gesprochen worden ist; dabei schonend und fein, und so dafs er sehen läfst, dafs die Anstalt noch mehr, als Sie es geradezu sagen, Hauptreformen bedarf. Ich werde eilen ihn gleich nach Königsberg zu schicken.

Haben Sie nichts für die Medaille erfunden? Bei Gelegenheit von Inschriften, wie gefällt Ihnen die um das Wappen des jetzigen östreichischen Geschäftsträgers hier, der Bombelles heifst? „Pax decet imbelles sed bellum Bombelles."

Die Zeichnungen meines puteals habe ich bekommen. Zoëga arbeitet schon an einer Beschreibung. Sie sollen alles für's Museum haben.

Wollten Sie wohl einige Verse der inliegenden Vossischen Cassandra mit meiner vergleichen. Die Trimeter sind wunderbar, z. B. 1126—1231. kein einziger richtig. Lauter Ictus auf Nebensilben. Aber die Uebersetzung scheint nicht schlecht. Noch eine soll in der Teutonia, ich weifs nicht von wem seyn? Wie geht Ihre Gesundheit? Mit inniger herzlicher Liebe

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe einen Aufsatz von Reil in Händen, über das Studium der medizinischen Wissenschaften, der voll trefflicher Ideen ist. Dieser Mann darf uns nicht fehlen, und dieser wird es nicht. Als Juristen könnten wir Savigny *vielleicht* haben. Aber wo ist ein Theologe? Adieu.

LXXI.

Erfurt, den 24. Decbr. 1809.

Ich bin glücklich hier angelangt, habe einen grofsen Theil meiner Geschäfte abgemacht, behalte aber einen gröfseren freilich noch übrig. Doch eile ich, soviel ich kann, nach Berlin d. h. zu Ihnen zurück. Denn sonst reizt mich die Aulebensche Stille wohl, und ich finge auf gut Glück aufs Neue mit der Tafelbibliothek an. Recht lebhaft hat mich der Anblick der Zimmer an Ihre so gütige, und jetzt bei der langen Reihe verflossener Jahre so treue Freundschaft erinnert. Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine grofse Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heitren Muthe behandelt.

Verzeihen Sie meine Kürze und leben Sie herzlich wohl! Ganz

Ihr

H.

LXXII.

Ich werde sobald als möglich, mein Lieber, mit Ihnen mündlich über die interim. Instruction reden, und vielleicht schon morgen Nachmittag zu Ihnen kommen, da die Sache Eil hat.

Dafs die Fassung derselben den Geist der Deput. lähmen sollte, wenn sonst nicht andere Umstände hinzutreten, glaube ich nicht. Es ist keine Stelle darin, die anzeigte, dafs die Section sie bei den ihr gegebenen Arbeiten leiten wolle. Der wesentliche Unterschied zwischen dieser interim. und der ersten Instruction besteht nur darin:

1) Dafs die jetzige blofs sagt: es bleibe der Deput. un-

benommen, eigne Vorschläge zu machen, und die erste sie dazu aufforderte. Im Grunde gilt das gleich und ist nur darum geschehen, weil wirklich die erste Instr. die Deput. als eine Behörde darstellte, die ewig auf Verbesserung speculiren sollte, und in der Distinction zwischen der Art wie die Deput. und wie die Sect. wirken sollte, zu metaphysisch war.

2) Dafs die erste der Deput. auch Verbindung mit dem Publicum gab, was Sie selbst misbilligten.

An der Stelle des Erbrechens hat kein Mistrauen Schuld. Sie war auch in der ersten. Es war nur gut, das zu verfügen, weil sonst das ordentliche Halten des Journals so sehr erschwert wird. Auch bei den Regierungen erbrechen die Präsidenten alles, was in alle Deputationen kommt, und auch ich erbreche die Sachen für den Cultus, obgleich da Nicolovius, wie Sie in der Deput., präsidirt und unterschreibt.

Glauben Sie mir, liebster bester Wolf. Weder ich, noch die Section haben Mistrauen, Sie vielmehr in uns. Allein da eine Instr. für lange Zeit ist, da man sie nicht ohne démenti, wenn sie einmal gegeben ist, einschränken kann, so war es weiser, sich jetzt so zu halten. Fangen Sie nur an, machen Sie nur viele Vorschläge proprio motu, man wird sie immer gern aufnehmen, und Sie werden mit voller Freiheit handeln. Kennen Sie mich denn als einen Menschen, der die Discussion zurückweist, oder fürchtet? Bei Andern stehe ich in diesem Rufe warlich nicht.

Süvern hat mir blofs erzählt, wie ich mit ihm nach Frankfurt reiste, dafs er Sie gebeten hätte, ihn mit ins Kloster zu nehmen, und dafs Sie es versprochen. Ich habe nichts dazu gesagt; das ist Privatsache unter Ihnen, und wenn Sie ihn mitnehmen, so weifs Bellermann aus meiner Verfügung, dafs *Sie* und nicht *Er* der Commissarius sind.

Glauben Sie mir auch hier, Lieber. Süvern hat blofs Lust gehabt, das Kloster zu sehn, nicht sich einzumischen, und hat nicht geahndet, dafs Sie es anders nähmen.

Ich war heute bei Zelter in der Liedertafel, wo man aber für Gesang zu ernsthaft ist, und es ist voll 2 Uhr und mein Tisch liegt noch voll Sachen, die abgemacht werden müssen. Also eine herzliche gute Nacht!

Ihr

H.

LXXIII.

[19.]

Wegen des Joachimsthals sollen Sie morgen früh bestimmte Antwort haben. Die Sache ist wichtig und erfordert einige Ueberlegung.

Freitags, mein Bester, kommen Sie nach Belieben. Willkommen sind Sie immer und die ganze Sitzung hindurch, aber fordern will ich es nicht. Wenn Sachen vorkommen, wo Ihre Zustimmung besonders wünschenswerth ist, so werde ich sie warten lassen, bis Sie erscheinen. Doch kann dies freilich nur ausnahmsweise und selten geschehen. Eine Sache ist schlimm. Alle Sie mehr interessirende Sachen — Interna — hat Süvern mit wenigen Ausnahmen, und er trägt, als ältester, zuerst vor, also zwischen 9 und 10 Uhr. Uhden, der dann folgt, hat meist Externa. Dies geradezu zu ändern, ginge, wie Sie selbst fühlen, nicht füglich. Vielleicht aber findet sich ein günstiger Anlafs, den ich dann dazu benutzen werde. Die Berg ist in Verzweiflung, dafs sie neulich Sie zu bitten vergessen hat.

Ich wünsche, Sie äfsen Sonnabend mit Adam Müller und einigen andern bei mir. Ich sage es so lange voraus,

damit Sie Sich nicht versagen. Von Herzen Adieu! Savigny hat, bis auf den Abschied, angenommen.

Ihr

H.

LXXIV.

Erfurt, 11. Jan. 1810.

Obgleich ich ein schlimmes Auge habe, mit dem ich eigentlich nicht schreiben sollte, so kann ich, liebster Freund, doch Ihren lieben Brief vom 31. v. M. u. J. weder unbeantwortet lassen, noch dictirend beantworten. Ich gehe daher unmittelbar zu dem über, was schnelle und eigne Beantwortung fordert.

Erlauben Sie, mein theurer inniggeliebter Freund, dafs ich auch, wie Sie, ganz und ohne Rückhalt offen mit Ihnen bin. Sie haben unrichtige Ideen über das Verhältnifs, das für Sie das passendste ist, und ebenso Vorurtheile über und gegen Ihr neues.

Sie sagen: Stein habe Sie geradezu zum Staatsrath machen wollen, und ich hätte dies thun sollen. Aber, mein Bester, da wären Sie sehr schlecht berathen gewesen, die Wissenschaft und die Universität ebensosehr, und wenn Sie es nicht gleich glauben, so kann es nur seyn, weil Sie nicht anschaulich wissen, was ein Staatsrath in einer Section ist. Fragen Sie nur Süvern, ob er den ganzen Sommer hindurch hat etwas für sich thun können? Sie kommen auf diesem Wege in alle Geschäfte, und in alle Geschäftsverhältnisse, die auch der bestgesinnte Chef nicht immer süfs machen kann. Sie hätten gar keine, oder äufserst wenig Zeit, und würden vor Ekel und Verdrufs bald ausgeschieden seyn. Sie werden sagen, dafs es immer von mir abgehangen hätte, Ihnen weniger oder nur gewisse Ge-

schäfte zu geben. Allein das ist nicht der Fall. Denn ich darf nur eine gewisse Anzahl Staatsräthe haben, und einer, der wenig arbeitet, bringt also die ganze Section zurück, und steht auch selbst in üblem Licht bei seinen Collegen. Allein gesetzt auch, ich hätte es gethan, mein Nachfolger würde es vielleicht und gewiſs nicht; Sie muſsten dann Ihren Abschied nehmen, und verloren entweder Ihr Staatsraths-Gehalt, oder es bedurfte einer neuen Negotiation, wenn Sie es erhalten wollten. An den Verlust für Ihre eignen Arbeiten will ich jetzt nicht einmal denken. So, lieber Freund, war es nach Steins Plan.

Ich dagegen habe Ihnen Ihr Gehalt gesichert, auch wenn Sie eigentlich nichts thun; ich habe Ihnen eine dem Wesen nach viel ansehnlichere Stelle, als die eines bloſsen Staatsraths, eine Direction gegeben, und Sie in die Section mit *völlig gleichem Range* eines Staatsraths gesetzt. Da Sie aber nicht gerade zu der Zahl gehören, die ich haben darf, so brauche ich Ihnen nicht mehr Geschäfte zu geben, als Sie haben wollen. Ich habe dies Alles auf Ein Jahr gemacht, damit Sie versuchen können. Gefällt Ihnen Ihre doppelte Qualität, so behalten Sie die eine und die andere; gefällt Ihnen bloſs die Direction der Deputation, so gebe ich Ihnen in der Section keine Arbeit; gefällt Ihnen endlich bloſs die Section, so schlage ich dann dem Könige vor, Sie so bei der Section fortarbeiten zu lassen. Ihr Gehalt, bis auf die leidigen 400 Thlr. ist von dem allen unabhängig.

Wer, mein Lieber, hat nun besser für Sie gesorgt, Stein oder ich? Jeder Unpartheiische mag selbst entscheiden.

Ein Gelehrter, wie Sie, muſs nicht Staatsrath seyn, er muſs es im eigentlichsten Verstande unter sich halten. Als

Titel mufs er es verschmähen, und mit vollen Geschäften sich nicht aufbürden lassen.

Die Aufsicht über die Gymnasien sehen Sie irrig, liebster Freund, für ein eignes Amt an. Es ist Ihr Departement als Sections-Mitglied und setzt Sie daher in keine Abhängigkeit, als von den Beschlüssen der ganzen Section, wenn Sie vortragen, wie jeden andern Rath. Ich kann aber für mich auch gegen die Section entscheiden, also bin immer nur wieder ich der Einzige, von dem Sie abhängig seyn könnten.

Hiernach gestehe ich Ihnen offenherzig, liebster Wolf, dafs ich keinen anderen Platz für Sie weifs. Ich habe mein Möglichstes, nach meiner besten Ueberzeugung gethan, Sie zufrieden zu stellen, und Sie in Wirksamkeit zu setzen, ohne Sie den Wissenschaften zu entziehen. Einen andern Platz, als den angewiesenen, weifs ich nicht für Sie. Schlagen Sie ihn aus, so bleibt nichts übrig, als dafs Sie einfaches Mitglied der wissenschaftlichen Deputation sind, und als Academiker arbeiten, und Vorlesungen halten. Einem Manne, wie Sie, würde ich, auch wenn ich ihn weniger herzlich liebte, immer Freiheit zu erhalten wissen. Ich kann mir auch schmeicheln, dafs Sie mir immer erlauben, Ihren Rath zu benutzen. Also überlegen Sie wohl. Aber mein Rath ist, dafs Sie annehmen. Mein Wunsch auch. Die Section wird Ihnen gefallen, ich stehe dafür.

Für die Nachricht von Hugo herzlichen Dank.

Ueber Schmitt weifs ich auf ähnlichem Wege, dafs er wohl nur dann kommt, wenn Giefsen nicht Darmstädtisch bleibt.

Reil verspricht wieder mehr, aber ich glaube nicht daran.

Savigny hat im Ganzen angenommen, doch ist die Negotiation nicht zu Ende.

An Woltmann lassen Sie uns nicht denken! Kennen Sie seine Bruchstücke von Uebersetzungen aus Tacitus? Ich empfehle Ihnen die Stelle, wo (aber nur im Deutschen) dem Centurionen in einem Aufruhre 60 Prügel aufgezählt werden.

Mit Göthe habe ich drei schöne Tage im vollen Andenken an Sie im Angesicht Ihres Bildes und des Ihrer Tochter verlebt.

Mit innigster Liebe und Freundschaft

Ihr

H.

LXXV.

Verzeihen Sie, liebster Wolf, wenn ich Ihnen Ihre Erklärung, so angenehm mir im Ganzen ihr Inhalt ist, obschon sie noch niemand, als ich gelesen hat, wieder zusende, weil sie mir nicht deutlich ist, und ich nicht recht sehe, was Sie eigentlich meinen.

Die Frage der Section war, ob Sie

wie die Section wünschte, sobald es Ihre Gesundheit erlaubt, noch innerhalb des Jahres *wieder eintreten und Ihre Directorial-Geschäfte übernehmen wollen?* in welchem Fall Sie es der Section, wenn der Zeitpunkt käme, anzeigen müfsten;

oder ob Sie dabei beharren, nur *aufserordentliches Mitglied zu seyn?*

Das Eine oder das Andere mufs ich Sie bitten bestimmt und klar auszudrücken, weil ich mich sonst in Verlegenheit befinde, das Directorat bei der Deputation, die schon in recht erfreulicher Thätigkeit ist, entweder für die Zwischenzeit, bis Sie wieder eintreten, oder für den gan-

zen Rest des Jahres gehörig einzurichten. Insofern müssen Sie auch meine abermalige Bitte entschuldigen.

Dafs Sie auch als aufserordentliches Mitglied nach dem Ausdruck Ihrer jetzigen beiliegenden Antwort „so weit es Ihre Gesundheitsumstände erlauben" thätig seyn können und mögen, wünschen wir von Herzen, wenn Sie einmal nicht ordentlich wieder eintreten wollen.

Ich darf Sie wohl noch um Beschleunigung Ihrer Antwort ersuchen.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXVI.

Es thut mir sehr leid, dafs Sie nicht wohl sind. Aber ich habe auch eine wahre Strafsenscheu, sonst käme ich zu Ihnen.

Erlauben Sie mir dafür zwei Fragen schriftlich.

Es scheint mir natürlich, dafs jedes Wort Einem und nur Einem Accent unterliegt, und die formale Definition des Worts scheint mir, dafs es ein Complexus von demselben Accent regierter Silben, oder um auch die Monosyllaba hineinzubringen, der Redeabschnitt ist, welchen Ein Accent regiert. Wie ist es nun aber mit den Wörtern, auf welche ein oder zwei encliticae den Accent zurückwerfen, so dafs sie zwei Accente haben? Denn dafs die encliticae Theile des Worts sind, setze ich voraus. Ist da von den beiden Accenten der eine der Hauptaccent, und der andre ein Nebenaccent? oder ist meine Voraussetzung falsch, und kann dasselbe Wort zwei gleich starke Accente haben? oder löst sich die accentuirte Endsilbe vom Wort ab, und bildet mit

den encliticis ein eigenes neues Wort? Ich möchte an das Letzte glauben. Die Alten sehen wenig auf den Sinn in diesen Dingen, und beim Apostroph geht auch ein Theil des Worts zum folgenden über. In diesem letzten Fall könnte man zwar auch sagen, dafs nicht der Buchstabe zu einem neuen Worte überginge, sondern das neue Wort an das vorige durch den Apostroph angeschlossen werde, und der Buchstabe nun nur zur folgenden Silbe komme. Allein, nimmt man da die Worttheilung im gewöhnlichen Sinn, so entstehen mehrere portenta verborum. Mir scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. So lange sich die encliticae unter denselben Accent bringen lassen, sind sie wahre Theile des Worts, nie der accentlose Artikel im Vorschlag. Da, wo dies nicht der Fall ist, treten die encliticae mit der Accentsilbe des Worts, die ihnen ihren Accent dankt, in eine Halbverbindung, wo sie zwar zwei Wörter ausmachen, aber nicht so stark geschieden, als andre. Eben solche Halbverbindung stiftet der Apostroph.

2) Schlagen Sie doch den Demosthenes contra Aristocratem auf p. 632. *v.* 1. der Reisk. Ausgabe *ὅςπερ* (*ὥςπερ*, *οἷςπερ*) *τὸν Ἀθηναῖον κτείναντα*. Hier sagt Reiske, dafs *τὸν* zu *κτείναντα* gehöre, und *Ἀθηναῖον* irgend einen Athenienser andeute. Allein erstlich mufs man dann p. 633. *v.* 11. und 18. *τὸν* zweimal wegstreichen, was er nicht thut; und geht es wirklich im Griechischen, den Artikel so zweideutig zu stellen? Taylor übersetzt auch „perinde ac si Atheniensem (insontem) occidisset". Ich glaube es gehört *τὸν* zu *Ἀθ.* und bezeichnet gerade *den* Athenienser. *Der* Athenienser ist nemlich der, welcher den zwei Zeilen vorher vorkommenden *ἀνδροφόνος* getödtet hat, und so ist es eine gar nicht ungewöhnliche Construction nach dem Sinn, ohne dafs gerade die Worte sie rechtfertigen. Der Sinn ist nun ganz deutlich. „Wer den Mörder (scil. eines

Atheniensers, denn um einen andern Ermordeten hätte man sich nicht bekümmert) tödtet, soll ebenso behaftet seyn (ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐνέχεσθαι) als wenn er den Athenienser ermordet hätte, i. e. als der Mörder selbst. *Κτεί-ναντα* gehört nemlich in die Construction mit *ἐνέχεσθαι,* und steht nicht, wie ein Substantiuum. Denn sonst brauchte es selbst einen Artikel. Hab ich darin Recht?

Bei ἐν fällt mir ein: Wenn man dies Wort, und einige andere nicht accentuirt, so scheint es mir nur eine grammatische Grille, scil. schon der Alten. Den Ton mufsten wohl diese Wörter auch haben. Mit dem Nominat. des Artikels ist es anders.

Mögen Sie, liebster Freund, dies zur Erinnerung an die Burgörneriana ansehen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

H.

am 22.

[*Nachschrift.*] Da ich die Stelle im Dem. noch einmal ansehe, kommt mir eine andere Meinung, die ich für richtiger halte. Wenn man die zweite Stelle p. 633. vergleicht, wo Dem. erklärt, warum einmal *ἀνδροφ.* dann *Ἀθην.* gesetzt ist, so scheint es klar, dafs er meint, beide Ausdrücke seyen von derselben Person gebraucht. Man müfste also in der ersten p. 632. übersetzen: als den Athenienser (nemlich den Mörder) getödtet habend cet. Der bestimmte Artikel steht natürlich da, weil es eine bestimmte Person ist, und um so nothwendiger, als er als Flüchtling nicht an sich mehr, sondern nur in der bestimmten Beziehung seiner Geburt ein Athen. war. Im Deutschen würde es gleich deutlich, wenn man sagte: der Athenienser *in ihm.*

LXXVII.

30. Jan. 1810.

Ihr Brief vom 27sten d., liebster Freund, den ich nicht Zeit hatte, früher zu beantworten, ist mir in jeder Art empfindlich gewesen. Es war eine meiner angenehmsten Aussichten hier, aufser unserer alten freundschaftlichen, auch noch in Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten, und ich mufs jetzt erfahren, dafs Sie Sich, und zwar nicht aus Gründen, die blofs in Abneigung gegen Geschäfte, oder in Mangel an Zeit wegen Ihrer Studien lägen, sondern aus ganz eigentlicher Unzufriedenheit von aller Verbindung mit unsern Einrichtungen lossagen. Ich kann hierin nichts als eine unglückliche, wirklich hypochondrische Stimmung finden; denn in der Sache ist es mir unmöglich Ihren Gründen beizustimmen; auch sehe ich, dafs Sie schriftlich und mündlich diese nicht mit Ruhe, sondern wirklich mit einer Art Bitterkeit und Leidenschaft behandeln, die mir, da ich nie einen andern Wunsch gehegt habe, als Sie zufrieden und glücklich zu sehen, nothwendig weh thun mufs.

Sie klagen in Ihrem Briefe direct über Vernachlässigung und Zurücksetzung, die Sie erfahren, indirect über grofse Misgriffe, die in Besorgung der mir anvertrauten Geschäfte geschehen.

Nicht wegen Ihrer 22jährigen Dienste, da *Sie* Sich gewifs nicht auf solche Gründe zu berufen brauchen, sondern wegen der Verdienste, die Ihnen niemand je streitig macht, habe ich darauf gedacht, Ihnen den ehrenvollsten Posten, den ich für einen Gelehrten zu vergeben hatte, zu ertheilen. Für diesen halte ich den des Directors der wissenschaftlichen Deputation, und um öffentlich zu zeigen, dafs ich diese Stelle, Ihnen ertheilt, nicht für blofs vorübergehend, sondern für dauernd ansah, wollte ich damit eine

andre Thätigkeit in der Section verbinden, die auch unabhängig von der Deputation fortdauern könnte, und auf die ein Director dieser an sich keinen Anspruch machen kann. Ich sorgte aufserdem bei dieser Bestimmung, soviel es nur möglich war, für Ihre Bequemlichkeit.

Sie sind damit unzufrieden, einzig, wie es scheint, aus dem Grunde, dafs Sie nicht Staatsrath sind, und Sich nun als *unter* die Staatsräthe meiner Section gesetzt ansehen. Zuerst mufs ich dagegen erinnern, dafs diese Ansicht mit derjenigen, welche Sie im vorigen Jahre hatten, in offenbarem Widerspruch steht. Nie haben Sie mir im vorigen Jahre gesagt, dafs Sie Staatsrath seyn wollten, wohl aber bestimmt, dafs diejenigen, bei denen man vorzugsweise auf gelehrte Wirksamkeit rechnete, diesen Titel nicht haben müfsten. Der Titel des Staatsraths sagt, dafs sich einer ganz der Geschäftslaufbahn widmet, dafs er wissenschaftliche Arbeiten nur treiben will, insofern er *nebenher* dazu Mufse behält — das nun können Sie nicht für Sich, kann ich nicht für Sie wollen. Die Deputationen sind bei uns eine Verbindung der gelehrten mit der Geschäftsthätigkeit, oder vielmehr eine Annäherung beider gegen einander, ein Mittel zu verhüten, dafs nicht eine eigentliche Kluft sie trenne. In diese Laufbahn brachte ich Sie, und räumte Ihnen in dieser die erste Stelle ein. In allen Ländern sind Geschäfts- und Gelehrten-Laufbahn getrennt. In Frankreich sind Mitglieder desselben National-Instituts Staatsräthe und nicht, und keiner glaubt sich hinter den andern zurückgestellt, obgleich auch da die Staatsräthe gewisse äufsere Vorzüge haben. Jeder denkt mit Recht, dafs verschiedene Laufbahnen gar nicht einmal in Collision kommen, und der Gelehrte kann wohl die seinige so hoch anschlagen, dafs er selbst Praerogationen in der andern verachtet. Und welche Praerogationen nun sind es? Wirk-

lich sehr kleine. Die Gesellschaft in der Stadt, d. h. die gute wird die Staatsräthe, darum weil sie es sind, nie vorziehen, ich sehe schon in den wenigen Tagen hier, dafs es nicht geschieht. Wie kann es auch nur geschehen? Dafs die Staatsräthe eigentlich die alten adlichen Vorrechte hätten, habe ich nie sagen wollen, das Erscheinen bei Hofe ist das Einzige. Wo giebt es überhaupt jetzt adliche Vorrechte? Sind in der Instruction, wie Sie andeuten, ohne es deutlich auszusprechen, Punkte, wo dem neuen Director zu nahe getreten ist, so sagte ich Ihnen schon, dafs die Instruction ja erst ein Project ist. Zeigen Sie sie mir nur an, und wir wollen uns bald darüber verständigen. Was Sie noch sonst, wie Sie sagen, *schreckt* (?), und in wiefern dies der Fortgang dieser ganzen Sache thut, sehe ich ernstlich nicht ein, und kann also auch freilich nichts darüber sagen. Wirklich, liebster Freund, überlegen Sie die Sache ruhiger, es kann nichts darin liegen, was Ihnen die Ueberlegung ärgerlich oder verdriefslich machte, fragen Sie allenfalls Andre, und denken Sie zugleich vorzüglich auf die Sache, die, denke ich, uns noch mehr als jede andre Rücksicht am Herzen liegt, und die wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Anderen Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere.

Ich gehe jetzt auf die Geschäfte und meine Verwaltung selbst über. Gott weifs es, bester Freund, und Sie kennen mich zu lange, um es nicht zu wissen, dafs ich nicht von mir und meinen Veranstaltungen eingenommen bin, dafs ich gern Rath einhole, und dafs mir die Aeufserung sogar sehr bittern Tadels immer lieber, als das Verschweigen der Misbilligung ist. Aber ich weifs auch, dafs ich mit ernster Ueberlegung und mit Eifer gehandelt habe, dafs ich meine Ansichten im Ganzen und meine einzelnen Schritte mit Gründen belegen kann, und ich glaube sagen

zu können, dafs die Sache unter mir schon jetzt gewonnen hat. Ich mufs auch meinen Räthen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wird keinem von ihnen einfallen, sich Ihnen an Genie und Gelehrsamkeit gleichzustellen, allein ein Geschäft braucht oft und meistentheils viel mäfsigere Talente. Auch ich habe nicht Lust, mich einem meiner Sections-Räthe im Ganzen nachzusetzen, dennoch giebt es Parthieen, und für jeden könnte ich eine nahmhaft machen, die sie besser bearbeiten, als ich. Misrathen können viele Dinge. Sie können leider z. B. schon Recht mit Reil und Savigny haben. Nur ist das gewifs niemandes Schuld, eine andre Einleitung wäre mit diesen noch sichrer misglückt, und vielleicht können Sie Sich doch auch in dieser Prophezeihung, wie in der mit Vater und Bredow irren.

Ueber die Academie-Angelegenheit, mein Lieber, sind Sie ein wenig sehr ungerecht gegen mich. Dafs in Rücksicht der mathematischen Klasse meine Absicht mislungen ist, war keinesweges meine Schuld. So etwas mufs aber auch nicht gleich abschrecken. Wenn man das zuläfst, macht man eigentlich nichts. Das Ende der Tage ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, dafs man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält, und immerfort redressirt, so kommt man doch ans Ziel. Wer nie mit dem minder Guten anfangen will, bis das Beste geschehen kann, der wirkt nie etwas im Grofsen. Dafs Reinhards Ruf vertheuert haben kann, will ich nicht in Abrede seyn. Es gab aber andre wichtige Gründe, warum ich wünschen mufste, dafs diese Berufung und ihre Bedingungen bekannt würden, selbst wenn ich, wie ich wirklich that, das Mislingen voraussah, und diesen mufste jene Rücksicht weichen.

Dies, lieber theurer Freund, ist meine Ansicht aller Dinge, die Sie in Ihrem Briefe berühren. Ich will Sie gewifs in keine Verlegenheit keiner Art setzen, auch nicht überreden, aber dafs es mir auch persönlich weh thut, wenn ich sehe, dafs eine, wie es mir scheint, vorgefafste Meinung über einen blofsen Titel, Sie, der Sie in jeder Rücksicht so trefflich sind, hindert, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, jeden von uns zu nehmen, wie er nun einmal ist, von uns dasselbe zu erwarten, und überall nur die Sache vorwalten zu lassen, treu zusammen zu arbeiten, gemeinschaftlich begangene Irrthümer, wo welche vorfielen, auch gemeinschaftlich zu tragen und vorzüglich zu verbessern, — das können Sie mir nun einmal nicht verargen und werden es nicht thun. Was Sie mir sind, wissen Sie, und sehen es noch an der Ausführlichkeit dieses Briefs, da ich warlich kaum Minuten in diesen ersten Tagen frei habe.

Leben Sie herzlich wohl, und bleiben Sie unsrer alten Freundschaft und Liebe, die in mir immer gleich innig und herzlich ist, treu. Von ganzer Seele der Ihrige.

LXXVIII.

10. April 1810.

Wie können Sie, mein lieber theurer Freund, über Ihre Lage in Sorgen seyn? Ich habe dieselbe so gesichert, dafs, wer auch nach mir kommen möchte, nichts daran ändern kann. Ihre 3000 Thlr. waren bisher auf Schlesische Kloster-Fonds fundirt. Darin lag eine Art Ungewifsheit. Jetzt empfangen Sie 2100 Thlr. aus der Universitäts-, und 900 Thlr. aus der Academie-Casse und ich begreife nicht, wie man, selbst mit bösem Willen, den gegen Sie niemand haben wird, Sie antasten könnte.

Ueber Ihre übrigen Verhältnisse, mein Theurer, sage ich nichts. Seit meiner Zurückkunft von Erfurt hat mir die Regulirung keiner Sache so am Herzen gelegen, als dieser. Trotz aller angewandten Mühe ist es mir mit Ihnen nicht gelungen. Ich habe Ihre Ideen, die Sie gefafst hatten, nicht nehmen, kaum sie mildern können. Dafs ich die Sache erst im letzten Augenblick aufgegeben, wissen Sie am besten.

Wie aber die Dinge jetzt sind, halte ich sie für Sie sehr gut. Ihre Krankheit, liebster Wolf, hat Sie trübsehender gemacht, als Sie sonst sind. Mufse und Ruhe werden Ihnen Ihre frühere Heiterkeit wiedergeben. Kommt noch, was ich so sehr wünsche, eine litterarische Arbeit hinzu, so werden Sie Sich wieder glücklicher fühlen. Glauben Sie es mir, ein Geist, wie der Ihrige, bedarf einer starken, kräftigen, ihn ganz in Anspruch nehmenden Beschäftigung. Eine solche ist die in unsern Geschäften nicht. Nehmen Sie aber wieder eine mehr dieser Art vor, so wird Ihnen innerlich und äufserlich besser werden, und Sie werden dann auch vielleicht mit mehr Antheil zu uns zurückkehren.

Indefs nehme ich mit Vergnügen Ihr Anerbieten gelegentlicher Thätigkeit an, und bitte Sie, nur immer mit sicherm und festem Vertrauen auf mich und meine herzliche Zuneigung zu Ihnen zu rechnen. Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXIX.

[Ohne Datum.]

Ich schicke Ihnen Ihre Bücher, liebster Freund, nach unendlicher Zeit, aber mit vielem Danke zurück. Sie müssen einem verzeihen, der wenig Herr seiner Zeit ist. Ihre

Uebersetzung*) hat mich unendlich erfreut. Die Vossische ist gar nicht lesbar dagegen, und aufserdem hat die Ihrige diese genaue Nachbildung der Wortfüfse. Dafs Sie auf den Einflufs des Wortbaues aufmerksam gemacht haben hat eine Meinung in mir bestätigt, die ich lange gehabt habe. Dieselbe Sache erklärt die festen Verbindungen die durch alle Zeiten hindurch zwischen den verschiedenen Dialecten und Silbenmafsen waren. Aber es geht auch noch tiefer in den Sinn der Rede, und die Farbe des Ausdrucks. Es ruht viel mehr in der Sprache, als man gewöhnlich denkt, auf einem physischen Grunde. Wenn ich Ihnen mehr Bücher wiederschicke, als Ihnen gehören, so schicken Sie mir das Uebrige zurück; vermissen Sie noch etwas, so sagen Sie es mir. Die Ordnung fängt erst an bei mir einzukehren. Wollen Sie nicht einmal bei uns essen, und ist es Ihnen lieber, dafs wir allein, oder mit andern sind, und mit wem? Von Herzen

Ihr

H.

LXXX.

[Ohne Datum.]

Ich schicke Ihnen hier, mein theurer Freund, die Verfügung, die an Ihre Deput. ergehen soll. Lesen Sie sie und zeichnen mir die Stellen an, wo Sie Abänderungen wünschen. Wir sprechen hernach darüber. Ich wünschte aber sehr, die Sache sehr schnell wieder zu haben. Sind Ihre Erinnerungen nicht tief in die Sache eingehend, so theilen Sie sie mir nur schriftlich mit. Müssen wir darüber reden, so sagen Sie es mir morgen früh mit einem Wort schriftlich. Ich bin morgen in Tegel, komme aber in die-

*) Scheint sich auf die im J. 1811 erschienene Uebersetzung von Aristophanes Wolken (v. F. A. Wolf) zu beziehen.

sem Fall, wenn es irgend möglich ist, zwischen 5 und 7 zu Ihnen. Leben Sie herzlich wohl. Wenn das Leben immer so fortdauerte, wäre es unerträglich. Man sieht sich nicht mehr. Allein mit der Ankunft meiner Familie wird es gewiſs besser. Wir müssen den Tag ausmachen, wo Sie regelmäſsig, wenn Sie doch in der Stadt sind, mit uns essen. Von ganzem und innigem Herzen

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe diese Abschrift nicht durchsehen lassen können. Also verzeihen Sie Schreibfehler.

LXXXI.

Burgörner, den 3. Julius 1812.

Aus Burgörner, theurer lieber Freund, von wo aus ich Ihnen so oft schrieb, und wo mir Ihre Briefe ein so groſser Genuſs waren, danke ich Ihnen für Ihren lieben, freundschaftlichen, ganz im alten Tone geschriebenen Brief vom 1. Mai, den ich, Gott weiſs warum, mit seiner Beilage erst am 8. Junius empfing. Ich verlieſs denselben Abend noch Wien, und so konnte ich Ihnen nicht mehr von dort aus schreiben. Aber Ihr Plato und Ihr Andenken bei dieser Gelegenheit, ja die ganze Art der Zueignung hat mich weit mehr, als ich es Ihnen beschreiben kann, gefreut. Auch in diesen Dingen haben Sie, mein Bester, ein nur Ihnen angehörendes Gefühl. Nur schäme ich mich, daſs der Leser verleitet werden kann, zu glauben, ich hätte wirklich Ihnen einige bedeutende Dienste geleistet, da ich Ihnen bloſs auf sehr einfachem Wege leicht zu erhaltende Notizen mittheilte. Es ist unendlich schön, liebster Freund, daſs Sie zu einem so groſsen und wichtigen Werke zurückkehren,

und es wird Sie vieles um und neben Sich vergessen lassen. Ich habe auf der Reise die drei Gespräche von neuem ganz durchgelesen, auch nachher besonders ganze Stücke der Uebersetzung, und habe vorzüglich die letzte bewundert Was Sie in diesen Gesprächen am Text gethan haben, habe ich nicht bemerken können, da ich keine andere Ausgabe zur Hand hatte. Allein ich habe überall ohne allen Anstofs fortlesen können, was schon an sich zeigt, dafs Ihre Behandlung von der Art ist, dafs sie den ungestörten Genufs möglich macht. Auch Druck und Papier sind sehr gut. — Ich bin hier allein in Burgörner, liebster Wolf, und habe nicht einmal eine Tafel-, sondern höchstens eine Chiffonièren-Bibliothek, aufser Ihrem Plato, blofs einige Ungrische Bücher, da ich diese Sprache, auf die Sie wegen der Betonung sonst auch hielten, so ziemlich gelernt habe. Aber ich bin auch nur hier, Geschäfte und Rechnungen zu besorgen, und behalte kaum, da ich zugleich Besuche in der Nachbarschaft machen mufs, und andre empfange, ein Paar Stunden des Tages zu einer vernünftigen Beschäftigung übrig. Bis zum 17. bleibe ich noch hier, dann aber komme ich auf 8—10 Tage zu Ihnen nach Berlin, und hoffe Sie, trotz der Kürze meines Aufenthalts, doch recht viel zu sehen. Ich denke und schmeichle mir, Sie sollen ganz den Alten in mir finden, ich meine nicht blofs in herzlich liebevoller Gesinnung gegen Sie — denn in der habe ich sicherlich nie einen Augenblick gewankt — nein, sondern auch in Absicht der Dinge, die mich interessiren, und meiner Art sie anzusehen, den Alten, und da meine ich eigentlich den vor 1809. Denn das Gesandtengeschäft ist so locker und lose, dafs es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei grofse Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch. — In Carlsbad habe ich Göthe

gesehen, und $1\frac{1}{2}$ Tage bloſs mit ihm verlebt. Wir haben viel auch von Ihnen gesprochen. Ihre letzte Probe vom Aristophanes, für die ich Ihnen auch noch sehr dankbar bin, macht ihm erstaunliche Freude. Er kann nun erst den Aristophanes lesen und genieſsen. Mich hat vorzüglich die groſse Treue, und die Genauigkeit in der Nachbildung der Versmaſse in Bewunderung gesetzt; die letzte könnte auch zur Verzweiflung bringen, wie ich gleichfalls fühle. Denn schwerlich wird es Ihnen irgend einer mit dieser Leichtigkeit nachthun. Nur ein wenig zu modernisirt finde ich Ihre beiden Uebersetzungen, allein ich weiſs, daſs Sie darüber verschiedene Grundsätze haben. — Meine Frau ist Ihnen immer herzlich ergeben, und würde sich sehr freuen, wenn Sie einmal uns auf einige Wochen in Wien besuchten, was Sie leicht thun könnten. Wir leben dort eigentlich immer mit den Gedanken in Italien und haben im Grunde nur die Schwelle Deutschlands betreten. Noch mehr möchte ich Sie also dahin einladen. Denn wir kehren gewiſs dahin zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen läſst. Allein ohne daſs man viel darüber sinnt, wird der Moment kommen, und wenn man also nur die Ueberzeugung festhält, daſs jede Aenderung vernünftigerweise dahin führen muſs, so ist das genug. Für jetzt bleibe ich noch gern einige Jahre in Deutschland, damit meine Töchter heranwachsen. Auch die Kleinen sprechen nunmehr geläufig Deutsch, obgleich das Italienische meist noch die Haussprache unter uns bleibt. Literärischen Umgang bietet mir sonst Wien fast gar nicht dar. In alter Literatur ist jetzt niemand da irgend bewandert, wenn ich etwa Schlegel abrechne, der doch aber auch eigentlich das nur nebenher treibt. Mit diesem gehe ich zwar um, allein unsre Ansichten sind so verschieden, daſs er wenigstens die Gewandtheit und Geneigtheit haben müſste, doch soviel,

als zur Bekehrung des Andern nöthig ist, von der seinigen abzugehen. Mit Adam Müller, der überdies nur vorübergehend in Wien ist, und nicht dort zu bleiben gedenkt, habe ich noch weniger Gemeinschaft. Er beschäftigt sich mit Staatswissenschaft und Politik, und hat eine so moderne Richtung, dafs unsre Wege sich nicht leicht begegnen. — Ich weifs nicht, ob Sie durch Becker manchmal von meinem Bruder hören. Ich wollte wohl, Sie hätten ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Wien gesehen. Er denkt zwar auf eine zweite Reise nach Tibet, allein nicht so eilig, als die Zeitungen es machten. Denn er vollendet erst sein Werk in Paris, und noch sind wenigstens 3 Quartbände Reisebeschreibung zu machen. Selbst mit seinem Fleifs und seiner wirklich rastlosen Thätigkeit braucht er gewifs 1½ Jahre dazu. Unter dem, was er neuerlich herausgegeben hat, dürften Sie am meisten die Monumens de l'Amérique interessiren, (die eigentlich den Atlas pittoresque der Reisebeschreibung ausmachen) weil in diesen manche Vergleichungen mit Aegypten und überhaupt der alten Welt vorkommen, vorzüglich eine Abhandlung über den Kalender der Mexicaner und die Zeichen des Thierkreises. Er beweist darin, meiner Meinung nach wirklich, dafs die Mexicaner ihren Kalender von Asien aus empfangen haben. — Zugleich mit ihm war ein gewisser Hase in Wien, über den Ihnen vermuthlich Becker geschrieben hat. Er besitzt eine ungemeine Fertigkeit im Griechisch-Sprechen, d. h. im Sprechen der Art Griechisch, die weder alt noch neu ist, und die eigentlich in Paris unter Coray entstanden ist und ausgebildet wird. — In etwas über 14 Tagen bin ich also bei Ihnen, liebster Freund. Ich freue mich unglaublich darauf. Leben Sie wohl, und nehmen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank und die Versicherung meiner liebevollsten Freundschaft an! Ganz der Ihrige Humboldt.

LXXXII.

Frankfurt, den 10. August, 1816.

Ich sehe zwar voraus, theurer Freund, dafs Ihnen dieser neue Agamemnon misfallen wird, und es thut mir recht eigentlich leid, indefs kann ich doch nicht umhin, ihn Ihnen zu schicken, und kann doch auch nicht ganz in das Urtheil einstimmen, was ich voraussehe, dafs Sie darüber fällen werden. Sie werden nemlich leicht den ältern Ausgaben den Vorzug einräumen, und ich sehe zwar wohl, dafs mehr als Eine Stelle anders seyn sollte, dafs auch das Ganze vielleicht zu sehr die Spur der Umarbeitung an sich trägt; aber wenn ich noch heute die Sache von neuem zu unternehmen hätte, würde und könnte ich es nicht anders machen. Wenn sich, wie es bei mir, in Absicht der Metrik, nothwendig hat der Fall seyn müssen, die Grundsätze des Uebersetzens gänzlich ändern, so kann man eine ältere noch unrichtiger gemachte Uebersetzung unmöglich mehr anerkennen. Nehmen Sie also meine Arbeit, als die eines alten Freundes, gegen den man nicht zu streng seyn mufs, mit Nachsicht auf, und wenn Ihnen hier und dort etwas aufstöfst, das nicht die gehörige Kunde verräth, so bedenken Sie, dafs ich zwar jetzt mehr Bücher, aber viel weniger freie Augenblicke habe, als zur glücklichen Zeit der Aulebenschen Tafelbibliothek, und daher vieles nicht so, als damals studiren und mir zu eigen machen kann. Meine Frau ist seit einigen Tagen hier, und wir haben schon viel mit einander von Ihnen gesprochen. Leben Sie recht wohl, und erhalten Sie mir Ihr Andenken. Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr

Humboldt.

LXXXIII.

[Ohne Datum. 1817?]

Herzlichen Dank für die Analecten. Ich habe die Elegie *) gleich gelesen, mufs mir aber einen Ovidius erbitten, da ich keinen habe.

Ich finde die Uebersetzung sehr schön und gelungen. Nur V. 22. hätte nothwendig geändert werden müssen. „*Welch*'" und „*Seit*'" in Einem Vers ist für ein nacktes Mädchen sehr hart, wozu noch in demselben Vers 10 ein-

*) Man vergl. Fr. Aug. Wolf's *literar. Analekten.* Erster Band II. S. 503 f. wo die folgende Uebersetzung der Ovidischen Elegie (*Amorum* I. 5.) steht:

Schwül war's einst, und es hatte der Tag sein Mittel vollendet,
Als auf's Polster ich hin streckte zur Ruhe den Leib.
Ein Theil nur war offen des Fensters, der andre verschlossen;
Also das Licht, wie es meist pflegt in den Wäldern zu sein.
So halbleuchtend erscheint, wann Phöbus entfliehet, die Dämm'rung;
So wann Nacht schon wich, aber der Tag nicht begann.
Solche Beleuchtung ziemt zu verleihn schamröthenden Mägdlein,
Wo Schlupfwinkel für sich hoffet die zagende Scheu.
Siehe, da kommt mir Corinna, des Leibrocks Gürtel gelöset;
Aber den schimmernden Hals decket das flatternde Haar;
Wie zum Gemache der Lust liebreizend Semiramis eingehn
Mochte, wie Laïs, vordem vielen der Männer geliebt.
Ich rifs ab ihr Gewand; zwar schadete wenig das zarte;
Gleichwohl rang sie mit mir über den Schutz des Gewands:
Und da sie rang, gleich einer, die nicht obsiegen mir wollte,
Wurde sie mühlos bald, selbst sich verrathend, besiegt.
Wie vor den Augen mir jetzt die der Hüll' Entkleidete dastand,
Nirgend schien ringsher über den Gliedern ein Fehl.
Schultern und Arm', ach, welche beschaut' ich, welche befühlt' ich!
Wie für den Druck fügsam waren die Blüthen der Brust!
Wie schlank untergeschmiedet dem schwellenden Busen der Leib auch!
Welch' und wie kräftig die Seit'! auch wie die Hüfte so rasch!
Einzelnes nennt' ich umsonst: nichts nicht lobwürdiges sah ich:
Drauf die Entkleidete fest drückt' ich mir gegen die Brust.
Wer nicht wüfste, was folgt! Kraftlos jetzt ruhten wir beide.
Möchte mir öfter des Tags Mittel, wie dieses gedeih'n.

σ.

silbige Worte kommen, da in unsrer Sprache auch das apostrophirte Wort einsilbig bleibt. — Eben so läſst sich V. 6. die Auslassung des Artikels bei ***Nacht*** um so weniger entschuldigen, als der ***Tag*** ihn hat. Auch die Imperfecta da kommen mir fremd vor. Ich zöge zwei Praesentia, oder bei der Nacht das Imperf. beim Tag das Praesens vor. Schamröthend kann wohl nie vor Scham erröthend heiſsen. Das Verbum hat hier offenbar eine active Bedeutung. ***Mägdlein*** ist mir in allen Stellungen verhaſst, doch mag das individuell seyn. V. 23. ***Nichts nicht*** ist sehr hart. Ich zöge vor: Nichts ***unlobwürdiges.***

Gegen die Strenge der Hexameter habe ich viel, vorzüglich da das Stück so kurz ist, und mithin gröſsere Correctheit erlaubt. Ich gestehe aber auch, daſs meine Forderungen übertrieben seyn mögen, doch weiſs ich aus Erfahrung, daſs man, indem man ihnen genügt, Hexameter machen kann.

Für's Erste würde ich keine Art Trochäus erlauben. Ich kann also V. 18. ***Nirgend*** nicht einmal toleriren, V. 17. ***Hüll' Ent*** —, V. 19. ***beschaut' ich*** ebensowenig, und nur ungern V. 7. ***Beleuchtung.***

Dann kann, wenn man wirklich kunstreiche Hexameter machen will, im 4. Fuſs die Wortcaesur nur folgendergestalt stehn:

— —

, — ⌣ ⌣ ,

— , ⌣ ⌣

Ich kann also nicht billigen V. 1. 3. 5. 11. V. 5. wird besonders matt, da nach ***Fensters*** ein Comma steht, und auch im dritten Fuſs die gleiche Caesur ist.

Endlich muſs ich noch Folgendes bemerken:

V. 6. ***Tag nicht be***gann — ***nicht*** verkürze ich nie.

V. 8. auf ***sich*** kann der Abschnitt im Pentameter

keine hinlängliche Ruhe finden; ebensowenig V. 14. auf *mir* und nur mit Mühe V. 20. auf — *sam*.

Gegen die starken Jamben im 1. Fuſs V. 13. und 21. (obgleich diesem der Accent zu Hülfe kommen kann) möchten Einige Erinnerung machen. Ich billige sie aber gar sehr.

Dies nur zum Beweis meiner Aufmerksamkeit, und um die Ueberschickung des Ovids einigermaſsen zu verdienen. Ganz der

Ihrige,

Humboldt.

[*Nachschrift.*] *Vollendet* brauche ich nie so. Es ist, was Voſs sagen mag, gegen alle Analogie. Zwei Verse in meinem Agamemnon, mit den Clytämnestra mit Agamemnon abtritt, halte ich für classisch für den Gebrauch dieses Worts.

LXXXIV.

[Ohne Datum. 1817?]

Sie wollen einmal, liebster Freund, daſs ich kritisiren soll, auch ohne es besser machen zu können. Also will ich mit völliger Freiheit sprechen.

V. 1. stört mich das *einst*. Es stellt den Vorfall in die Vergangenheit. Das Lied ist aber viel hübscher, wenn es gleich danach gedichtet ist.

Der Tag sein Mittel ist auch etwas schwer. Die mittlere Stunde wäre natürlicher.

V. 6. Ich komme auf die Imperf. zurück. Die Praet. des Textes können bei uns nur Praes. seyn.

V. 10. ist diuiduus nicht durch flatternd zu geben. Ich hätte vorgezogen

— deckt das sich theilende Haar.

V. 11. Warum thalamos, Gemache der *Lust?* was nicht edel ist. Ich würde Gemache der *Braut* sagen. Erst dann ist die Art Gegensatz mit Lais hübsch, der im Text um so mehr gefällt, weil es ist, als fände der Dichter doch in Semiramis eine zu königliche Vergleichung für Corinna. Auf Semiramis Hoheit wird auf jeden Fall angespielt, was auch in formosa (dem edleren Wort, wofür *liebreizend* nicht gut ist) liegt. Corinna verbindet Sem. hohe Schönheit und Lais leichten Reiz. Vielleicht wäre für formosa *reizstrahlend* zu brauchen.

V. 12. *Vordem* steht blofs des Verses wegen, und schadet der Wirkung des Sinnes.

V. 14. Gegen diesen Vers habe ich sehr viel. Das *illa* (gegen rara) ist gar nicht ausgedrückt. Man streitet *über*, aber man ringt *um* eine Sache; der *Schutz* ist ein abstractes Wort, was nicht hieher pafst. Da ich das Wörtliche auf Gefahr des Prosaischen liebe, würde ich sagen:

bedecket
Dennoch mit diesem Gewand rang sie bedeckt noch zu seyn.
in dieses die Glieder zu hüllen
um dieses Gewands Hülle noch rang sie mit mir

So wird auch das *mir* vermieden, wovon noch nachher.

V. 19. Die eigne Schönheit von lacertos ist unübersetzbar. Brachia mahlte nicht so die Stärke. *Arm' ach!* misfällt mir. *Ach* ist ein Behelf, und die Elision des Pluralzeichens immer unangenehm für mein Ohr. Dann bringt die Wiederholung von *welche* eine Schiefheit in die Phrase. Es ist einem, als wären es nicht dieselben Arme. Der Text hat das nicht.

V. 20—22. Hiergegen habe ich sehr viel, aber es ist auch unmöglich, hier das Original zu erreichen.

V. 20. *Blüthen* der Brust ist eine Verschönerung des Originals, und keine glückliche. Forma und premi haben

einen piquanten Contrast, weil eigentlich die Gestalt sich nicht drücken läſst, wie die Lateiner so oft so spielen; aber das Spiel ist hier am rechten Ort, da nur eine papilla apta premi eine schöne Form hat. Lieber als ***Blüthen*** hätte ich ***Knospen,*** es zeigt mehr das erst Werdende, nicht Gewordene. ***Apta*** premi ist ein zweisinniges Wort, die Brust läſst sich drücken, sie ist nicht Marmor, aber man drückt sie auch gern, sie ladet zum Druck ein, weil sie im Druck auch widersteht. Das Elastische ist so gemahlt. ***Fügsam*** drückt bloſs das Erste aus, leider sind die meisten Brüste dem Druck nur allzu fügsam. Jetzt mein Versuch:

Die Umrisse der Brust wie einladend zum Druck!
aufstrebend beim

V. 21. zweifle ich, daſs der Deutsche Leser merkt, daſs vom Bauche die Rede ist. Das ***schlanke*** ist immer ***schmal,*** der Bauch muſs ***flach*** seyn, aber er kann nicht ohne eine gewisse Breite bestehen. Castigatus ist gar nicht ausgedrückt. Ich schlage vor:

Wie keusch unter dem zart schwellenden Busen der Leib.

Keusch kann sehr gut ohne die moralische Nebenbedeutung gebraucht werden.

V. 22. weiſs ich gar nichts Besseres zu finden. Nur nähme ich statt ***kräftig*** — „mächtig". Es geht in dieser Stellung auf den Raum, die Ausdehnung und hier ist auch fürs Auge gedichtet. Kraft ist intensiv.

V. 23. Gegen ***nichts nicht*** nehme ich meine Bemerkung zurück. Es ist ein Unglück, daſs es schlimm klingt. Aber nil non läſst sich nicht anders geben.

V. 25. was ***folgt*** ist zu deutlich und kommt der Zartheit von Caetera nicht gleich. Wer ***wüſste*** schadet der Einfachheit. Wer weiſs das Uebrige nicht? ***Kraftlos?*** man ist wohl müde, aber nicht gleich kraftlos.

Im Metrischen sind wir in den ersten Grundsätzen verschiedener Meinung. Ich nehme an:

1. Die Geltung der Silben in Versen mufs gerade so genommen werden, wie man diese Silben in Prosa lesen würde. Das Lesen von Versen kann nicht die Geltung, sondern nur das Herausheben der an sich vorhandenen Geltung hinzuthun.

Nun lese ich in Prosa:

Wo Schlupfwinkel für sich hoffet offenbar so, dafs ich von *Winkel* bis *hoffet* weder eben anhalte, noch einen Ton lege. Dagegen lese ich:

aber den schimmernden Hals decket

offenbar, auch in Prosa, mit Gewicht auf *Hals*. In Prosa lauten daher beide Stellen verschieden. Wie sollen sie nun beide im Pentameter auf dieselbe Weise stehen können. Die Anwendung der griechischen Enclisis kann mir hier nicht genügen. Ist in *mit mir* das Pronomen nicht enclitisch, so sage ich blofs, dafs eine so schwache Betonung zum Abschnitt des Pentameters nicht hinreicht.

2. Die Länge und Kürze richtet sich einzig nach dem Silbenaccent. Daher ist *Hund* bestimmt lang, *und* bestimmt kurz, und kann nie lang seyn. Die Buchstabenstellung und Natur kann nur (mufs aber) als Corrective angewandt werden, um manche wirkliche Kürze ungern kurz, und manche Nicht-Länge als lange Mittelzeit zu brauchen. *Ent*kleidet kann nie als lang angesehen werden. Ich sage nie ich kleide mich *ent*, und die Consonanten thun nichts. In antworten ist ein andrer Grund.

3. Man sollte mittelzeitige Silben nie als Nothbehelf brauchen, um unvollkommene Versfüfse zu machen, sondern nur da, wo das Versmafs Länge und Kürze erlaubt, aber da sie suchen. Im Hexameter also nur in der letz-

ten und, jedoch mit Geschmack, der ersten Silbe. Sonst sollte man die mittelzeitigen immer kurz seyn lassen, blofs mit Ausnahme der wenigen, die sich nicht ohne Mühe kurz aussprechen lassen, wie *auch, durch*.

Will man aber die mittelzeitigen Silben zu unvollkommenen Spondäen benutzen, so ists immer besser, ihnen den ersten Platz in dem Fufs zu geben. Denn da der dactylische Rhythmus so ein absteigender ist, so sinkt die Mittelzeit in der letzten Stelle ganz. Daher zöge ich vor

Wenn Krankheit mich befällt cet.

folgenden:

Wenn mir die Krankheit naht cet.

Endlich, will man einmal sich die Sache erleichtern, würde ich doch dieselben Mittelzeiten immer lang und andre immer kurz brauchen. Wenn aber V. 17. ***Hüll' Ent*** ein Spondäus ist, wie kann ***Darauf die Ent*** V. 24. ein Dactylus seyn?

Dafs man nun hiernach keine Hexameter und Verse jeder Art machen könnte, läugne ich. Man mufs sich nur gewöhnen, dies als unverbrüchliche Regel anzusehen, so findet sich die Lust und die Phantasie schon einen Ausweg.

An die Orthographica gehe ich, sobald ich kann.

Ihr

H.

LXXXV.

[Ohne Datum. 1817?]

Ich weifs nicht, in welcher Zerstreuung ich heute illa in der Elegie auf tunica bezogen habe, da es der Nominativ ist. Ich bitte, diese und vielleicht andre Irrthümer zu verzeihen. Ich schrieb unter lauter heterogenen Störungen.

H.

LXXXVI.

22. Novbr. 1819.

Sie werden, liebster Freund, den Nonnus erhalten haben.

Auch mir thut es ungemein leid, dafs wir uns gar nicht sehen. Sie finden mich aber, aufser Donnerstag und Freitag, fast ohne Ausnahme, zwischen 6 und 8 Uhr Abends, und wenn man einen Menschen in öffentlichen Geschäften besucht, so läuft man nicht immer Gefahr *in publica commoda* zu pecciren, sondern es hat oft den Vortheil, dafs man *publica incommoda*, die in der Geburt sind, verhindert, oder doch verspätet.

Sie nehmen an allen grammaticalischen Minutiis Theil, und haben Geduld mit schlechten Manuscripten. Darum schicke ich Ihnen zwei Englische, von mir gemachte Aufsätze über die Englische Aussprache.

A. ist fertig, mit meinem Sprachmeister, der ein genauer Forscher und Kenner war, durchgesehen, und hat eine Art Vollendung.

B. ist angefangen, durch meine Abreise unterbrochen, und mein Sprachmeister hat es nie gesehen. Es sind blofs meine Ideen. Nur da ich immer bei ihm Stunde genommen hatte, habe ich Grund zu glauben, dafs das Material, die Aussprache der einzelnen Worte, sehr richtig ist. Wäre der Aufsatz fertig geworden, so hätte er Verdienst gehabt. Das System der accentuirten, dunkeln und gleichgültigen Silben, was von meinem Sprachmeister herrührt, ist in keinem Englischen Buche so klar und bestimmt aus einander gesetzt, und die Theorie der Accentuation, die von mir ist, auch in keinem so auf die Etymologie, auch aus Deutscher Sprache, gegründet.

Ich lege ein Aussprache-Wörterbuch bei, was Sie vielleicht nicht selbst haben, und welches das beste ist.

Alles erbitte ich mir gelegentlich zurück. Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, und erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihre Liebe.

Humboldt.

LXXXVII.

[Ohne Datum. 1820?]

Ich bedauere sehr, liebster Freund, Sie nicht zu sehen. Ich gehe aber erst Sonnabend oder Sonntag nach Tegel.

Für das Mitgetheilte meinen herzlichen Dank.

Sie erhalten hierbei den Unger und 6 Hefte des Thesaurus auf so lange Sie wollen.

Ich lege auch ein Ihnen gewifs unbekanntes opus*) bei. Ich machte diese Kleinigkeit zum Spafs als ich im vorigen Sommer am 2. Julius wieder einzuheizen anfing, und schickte sie meinem Bruder, da ich ihm am nemlichen Tage schrieb. Er hat sie, ohne mein Wissen, drucken lassen. Ich habe sie niemandem gezeigt, weil man glauben könnte, *ich* legte Werth auf die Kleinigkeit. Ganz heimlich wird sie nicht bleiben, da er einigen Personen Exemplare geschickt hat. Doch bitte ich Sie, sie nicht zu verbreiten. Es ist mir lieber, wenn man es nicht weifs. Nur unter uns können wir ja harmlos über die Silben (die ich immer ohne y schreibe, weil die Deutschen sie einmal sehr passend wie die Milben behandelt und sich zu eigen gemacht haben) darin mit einander dissertiren.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

*) Wahrscheinlich das 1820 zu Paris als Manuscript für Freunde gedruckte Gedicht: „An die Sonne" s. die vorlieg. gesammelten Werke. B. I. S. 359. f.

LXXXVIII.

[Ohne Datum. Tegel, 1821?]

Ich bin in der Tegelschen Einsamkeit, liebster Freund, und nahe mich Ihnen mit einer Bitte, die sehr leicht zu erfüllen ist, aber mir am Herzen liegt.

Ich besitze einen antiken Brunnen i. e. eine marmorne, mit einem Basrelief, einem Bacchanale versehene Brunneneinfassung, die ich in Rom aus der Kirche S. Callisto gekauft habe, und in der, der Tradition zufolge, der Heilige den Märtirertod gebüfst hat.

Dieser Brunnen soll hier aufgestellt werden, und ich wünschte eine lateinische Inschrift am Postament zu haben, welche blofs sagt, dafs diefs der eben beschriebene Brunnen ist.

Um diese Inschrift *) bin ich so frei, Sie, liebster Freund, zu bitten. Damit Sie nicht die Mühe haben, die historischen Umstände nachzusuchen, lege ich das angefügte Blatt bei.

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mich recht bald mit einer Antwort erfreuen, die ich Sie bitte nur in meinem Hause abgeben zu lassen. Herzukommen kann ich Ihnen nicht zumuthen, zu falben Blättern, einer unbedeutenden Tafelbibliothek und absoluter Einsamkeit. Der Brunnen soll noch diesen Herbst aufgestellt werden, und ich darf daher wohl um baldige Antwort bitten.

Von Herzen der Ihrige

H.

*) Man vergl. den folgenden Brief.

LXXXIX.

[Ohne Datum. Tegel, 1821?]

Herzlichen Dank, theurer Freund, für die Inschrift*), die ich vortreflich finde. Vielleicht aber bringen wir doch noch das *demersus* hinein. Denn dafs zur Zeit der Ertränkung schon diese nemliche Einfassung da war, ist wenigstens die Sage. Es ist mir nachher eingefallen, dafs die Sache durch die Inschrift einigermafsen, als ein Kirchenraub beurkundet wird. Aber es ist doch wichtig zu wissen, wo der Brunnen seit langer Zeit gestanden hat.

Ihr Besuch soll mir herzlich willkommen seyn. Sie wissen, was Sie zu erwarten haben, und werden sich nicht getäuscht finden. Einige nova kann ich Ihnen doch vielleicht geben, eine Ausgabe der Eumeniden und Choephoren von einem gewissen Schwenck, auch einen Callimachus in Deutschen Hexametern et cet.

Sonntag bin ich wieder in der Stadt und bleibe dann.

*) Bezieht sich auf eine von Wolf entworfene Fassung der Inschrift für die zur Zeit im Schlosse zu Tegel aufgestellte antike Brunneneinfassung. Der erste Entwurf von Wolfs Hand lautete:

Puteal sacra Bacchica sistens, idem, in quo S. Callistus circa a. CCXXIII. martyrium passus fertur, ex eiusdem Callisti aede Romana huc devectum.

Für die Ausführung hat Wilh. von Humboldt die folgende Fassung gewählt:

PVTEAL. SACRA. BACCHICA. SISTENS. IDEM. ILLVD. IN. QVO. AD. MARTYRIVM. PATIENDVM. CIRCA. A. CCXXIII. S. CALLISTVS. DEMERSVS. TRADITVR. EX. EIVSDEM. S. CALLISTI. AEDE. ROMANA. EMPTIONIS. IVRE. HVC. DEVECTVM.

Eine andre im Autographo von Wolf uns vorliegende Redaktion weicht von diesem Texte mehrfach ab:

Puteal . . . patiendum anno Chr. CCXXIII. Romana Transtiberina emptionis iure huc devehendum reponendumque curabat G. de H.

Sobald ich kann suche ich Sie selbst auf. Mit herzlicher und dankbarer Freundschaft der Ihrige

H.

[*Nachschrift.*] Dienstag Abend. Ueber Hirt und das Gymnasium habe ich sehr lachen müssen. Aber auch mir will die Inschrift am Theater gar nicht ein. Wir sprechen einmal mündlich darüber.

XC.

[Ohne Datum. (Berlin, 3. Jul. 1821?)]

Ich habe gestern bei Ihnen, liebster Freund, hinterlassen, dafs ich heute früh zu Ihnen kommen würde. Das kann ich leider nicht, weil ich zu Prinz Wilhelm gehen mufs, dessen Geburtstag heut ist. Ich komme aber, wenn Sie erlauben, heute um 6 Nachmittags.

Ich möchte Sie noch um einen Rath über meine Schrift bitten. Der Titel soll zum Mefscatalogus abgehen, und ich bin über diesen Titel in einiger Verlegenheit. Ich lege Ihnen vier verschiedene bei. Der doppelt angestrichene ist der, welchen ich vorziehe. Ich wünschte aber zu wissen, welcher Ihnen der angemessenste schiene, oder ob Ihnen ein fünfter besserer einfiele. Die Vaskische Sprache kann nicht herausbleiben.

In Tegel war das Wetter allerdings nicht lieblich. Indefs ist es nie so schlimm auf dem Lande, als in der Stadt, und ich bin täglich zweimal spazieren gegangen. Immer aber mufs man ein entschiedener Landliebhaber seyn, um es in dieser Jahreszeit zu besuchen. Ich habe viel Sanskrit getrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCI.

[1823. etwa Februar.]

Sie haben von mir, liebster Freund, eine Ausgabe Coray's, welche Aelians var. hist. nebst andern kleinen Schriftstellern enthält; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir diesen Band zurückschicken könnten. Obgleich ich glaube, dafs mein Bruder Ihnen schon selbst seine neuliche Vorlesung gegeben hat, lege ich doch ein Exemplar bei. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Stellen der Alten über Vulcane nachgesehen. Haben Sie wohl darauf Acht gegeben, dafs in denselben *πηλὸς*, auch ohne das Beiwort *διάπυρος*, schlechterdings nichts anders ist, als Lava? Schneider bemerkt es im Wörterbuch nicht. Obgleich es eigentlich den mechanischen Gesetzen entgegen ist, dafs zwei Leute zusammen kommen, die nicht ausgehen, so hoffe ich doch, Sie recht bald zu sehen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCII.

Tegel, den 15. Sept. 1823.

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, mit meinem herzlichen Dank den Hermes zurück. Ich habe den Aufsatz *) über Aristophanes mit grofsem Interesse gelesen, allein befriedigt hat er mich doch nicht ganz.

Dafs man Vofs endlich einmal sagte, dafs er wirklich, und recht absichtlich untreu ist, war sehr gut. Allein der Rec. fertigt ihn zu kurz ab. Die Untreue hätte in allen ihren Abarten und besonders auch an feineren Beispielen gezeigt werden sollen. Dann aber hätte man auch gerechter seyn müssen. Auch im Aristophanes giebt es Stellen,

*) Vergl. „Hermes. Erstes Stück für das Jahr 1823." S. 1—60.

und grofse, wo die Uebersetzung wirklich die gerügten Fehler nicht hat, und im höchsten Grade gelungen ist.

Mit der Idee des Komischen scheint mir der Vf. noch lange nicht im Reinen zu seyn. Er legt es, wie es scheint, in die Beleuchtung der menschlichen Beschränktheit von dem Standpunkte einer höheren Freiheit aus. S. 10. 59. Das ist aber sehr dunkel, und schwerlich erschöpfend. Das Komische schiene demnach nur das Fehlerhafte zum Stoff zu haben, und kann man nicht Alles, auch das Erhabenste, komisch behandeln?

Mich dünkt, man könnte sich, weniger metaphysisch, an zwei Dinge halten, dafs Lachen erregt, und auf eine idealische Weise erregt werden sollte. Was zum Ersteren gehört, kann man sogar aus der eignen Erfahrung, wenn man mit witzigen Menschen umgegangen ist, oder selbst Witz besitzt, entnehmen. Es giebt darin gewisse allgemeine Kategorieen, die von Aristophanes bis auf uns immer dieselben geblieben sind. Das Idealische tritt auf eine doppelte Weise ein, so dafs das Lachen aus dem gemeinen Kreise der blofsen Zufälligkeit gehoben, und so erregt werde, dafs es immer, auch in den ernstesten Momenten, so wie nur der Gedanke daran zurückkehrt, auch wiederkehren, und wirklich das Höchste und Tiefste im Menschen berühren mufs, und zweitens so: dafs, da das Lachen eine scheinbare Auflösung der Würde des Menschen ist, diese Würde auf einem andern Wege wieder gewonnen, oder vielmehr gerettet werde, wozu z. B. die bei Aristophanes so merkwürdige strenge Kunstform der Dichtung sehr viel thut.

Die wahre Gröfse des Aristophanes scheint mir der Vf. des Aufsatzes doch nicht zu fühlen. So weifs er nicht mit dem Ernst, gerade dem Göttlichsten, darin fertig werden zu können, und der Chor dient, nach ihm, bisweilen nur

statt des Vorhangs. Die Natur und Kraft der Parabasen, des wesentlichsten Theils der alten Komödie, der schon in der mittleren mangelte, verkennt er ganz, wenigstens finde ich keine Stelle, aus welcher das Gegentheil hervorginge.

Er scheint überhaupt komische und Lachen erregende Dichtung für Eins zu halten, und von einer ganz ernsten Komik, in der gar nicht gelacht würde, sondern deren Charakter blofs Gröfse, Ruhe und Heiterkeit wären, gar keinen Begriff zu haben. Hat man aber den nicht, kann man auch nicht füglich das Kunstmäfsige in der Lachen erregenden Kraft begreifen.

Wie ich immer das Komische einzusehen geglaubt habe, so ist der Grundbegriff desselben die Entfernung alles Pathetischen. Darum steht die komische Dichtung wirklich höher, als die tragische, weil das Pathos, auch an der rechten Stelle, doch eine Beschränkung ist, insofern es nemlich auf das Grofse einen Werth und Accent legt, da die noch höhere Gröfse sie als etwas Naturgemäfses und das sich von selbst versteht, betrachtet. In diesem Sinn kann das Komische, ohne alle Beimischung des Lächerlichen ausgeführt werden, aber solche Art der Dichtung würde natürlich nur einen sehr kleinen Umfang haben.

Dem Lächerlichen ist mit der Entfernung des Pathos der Weg gebahnt. Es geht nun aber einen Schritt weiter, und abstrahirt auch von der wirklichen Gröfse der Dinge, von ihrem innern Werth, ihre äufsere Wichtigkeit, und es giebt mithin keinen Gegenstand, den es nicht erreicht. Es treibt auch mit der Verrückung des Pathos sein Spiel und leiht dasselbe Dingen, auf die es durchaus nicht pafst.

Allein die wahrhaft komische Kraft, ohne alles Lächerliche, mit strengem und richterischem Ernst, aber ohne alles Pathos, ist, neben dem Scherz und Witz, in Aristophanes im höchsten Grade und hinreifsender Schönheit vor-

handen, da wo er geradezu über die thörichte Verwaltung, die grobe Sittenlosigkeit spricht. Gerade die Abwesenheit des Pathos vermehrt da die Stärke und die Ueberzeugung der Wahrheit; die Kunst aber ist, diese Stellen auf der Höhe der Dichtung zu erhalten, und nicht zu prosaischer Ermahnung herabsinken zu lassen. Dies nun thut Aristophanes nie, und das liegt nicht blofs in Sprache und Versbau, sondern darin, dafs er aus dem Tiefsten und Edelsten des Menschen in kernigen Worten heraussprechend, wieder das Tiefste und Edelste in Bewegung setzt. Er nähert sich in diesen Stellen allerdings der Wirklichkeit. Aber die komische Dichtung mufs diefs nothwendig; ihre Gebilde haben, eben weil das Pathetische entfernt ist, nichts, was an sie allein fesseln kann, man mufs von ihnen aus auf etwas anderes übergehen; die Wirklichkeit wird aber zu etwas Idealischem durch die Behandlung, und je mehr Aristophanes den vollen Athenienser zeigt, desto stärker empfinden wir, was sich in einer menschlichen Brust, in allen Zeiten und Ländern ungöttlich regt, und sich göttlich regen sollte.

Eine andere Art ernster Stellen in Aristophanes und fern von allem Lächerlichen sind die lyrischen Chorstücke, wenigstens viele derselben, vorzüglich schöne in den Vögeln. In ihnen herrscht nun der ruhige und heitere Glanz, von dem ich eben sprach, und da der Leser durch das Ganze allem Pathos fremd gestimmt, oder gewöhnt worden ist, mit einem falschen Pathos zu spielen, so machen diese wahrhaft pathetischen einzelnen Stellen nun einen desto reinern Eindruck erhabener Dichtung.

Ich glaube nie, dafs es unter uns und in unserer Sprache einen Aristophanes geben könnte und würde, wenn es auch gar keine Censoren, noch Polizeibehörden gäbe. Man sollte nach dem Schlufs des Aufsatzes denken, dafs es nur an

diesem läge, dafs man keinen Aristophanes hätte; aber daran sind diese Unglücklichen, meines Erachtens, sehr unschuldig. Um soviel schwerer und gröfser die komische Dichtung, als die tragische ist, um soviel ist auch Aristophanes für mich gröfser, als die Tragiker der Griechen. Wir wenigstens haben in ältern und neuern Dichtern kein Beispiel, dafs einer so verstanden hätte, mit der zügellosesten Freiheit alle Bande zu lösen, wodurch in der sittlichen Welt eins gezwungen wird, sich dem andern unterzuordnen, und dann wieder im Ganzen seine Dichtung, blofs durch ihre Kraft, den entfesselten Gewalten soviel wahrhafte und naturgemäfse sittliche Haltung zu geben. Beides aber mufs im Komiker zusammenkommen. Ohne das Erstere wirkt er nicht als Komiker, ohne das Letztere nicht als Dichter und Künstler.

Leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige

Humboldt.

XCIII.

[Ohne Datum.]

Wir haben uns in unendlich langer Zeit nicht gesehn, liebster Freund, und ich mache mir oft Vorwürfe, dafs ich Sie nicht öfter aufgesucht habe. Allein ich bringe, in meiner jetzigen Lebensweise, den Sommer unter vielen Zerstreuungen und entfernt von Büchern zu, und so heftet mich der Winter dermafsen an meinen Schreibtisch, dafs ich ihn wirklich, ein Paar Abendstunden ausgenommen, niemals verlasse.

Heute habe ich eine grofse Bitte an Sie. Meine Arbeit über die Urbevölkerung Spaniens ist seit einigen Wochen

vollendet. Da ich aber früher einmal ausführlich mit Ritter davon gesprochen hatte, so theilte ich ihm die Handschrift mit. Er meint, dafs die bisher sehr dunkle Materie der Urbevölkerung des Westlichen Europas, und die Fragen über die Celtische Sprache, und der Zusammenhang einiger neuern mit ihr, dadurch sehr aufgeräumt seyen, dafs der Weg gezeigt sey, wie man den von mir nur von einer Seite her behandelten Stoff erschöpfen könne, und dafs die vorsichtige Methode, die ich gewählt, sich auch zur Nachahmung bei andern Untersuchungen gleicher Art empfehle. Er rathet mir also sehr zur öffentlichen Bekanntmachung.

Ehe ich aber zum Druck schreite, oder ihn auch nur fest beschliefse, wünschte ich unendlich, dafs Sie die Handschrift eines Blickes würdigten. Ich bin weit entfernt, Ihnen die Mühe einer eigentlichen Durchsicht zuzumuthen. Allein ein Urtheil im Ganzen werden Sie fällen können, wenn Sie einige §§. aufmerksam lesen, und in andere hineinblicken. Dafs Sie dies thun und mir Ihr Urtheil freimüthig sagen mögen, ist Alles was ich wünsche und warum ich Sie mit Vertrauen auf Ihre alte Freundschaft bitte. Das Inhaltsverzeichnifs wird Ihnen eine Hülfe seyn, das auszuwählen, was Sie füglich überschlagen können.

Leben Sie herzlich wohl! Mit alter und unveränderter Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

XCIV.

[Ohne Datum.]

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihre gütige Auskunft. Lobenstein ist Fürstlich Reufsisch und ein solcher Hofrath ist also vermuthlich der Reichard. Mit Ihrem unterstrichenen Reichar*dt* haben Sie mich ordentlich erschreckt, da ich den Mann immer ohne *t* habe drucken lassen. Allein auf der Karte heifst er Reichardi orbis antiquus cet. Läfst

also der Mann sein *t* aus Höflichkeit für das Lateinische weg, so wird er es auch nicht übel deuten, wenn man es Deutsch nachmacht.

Dafs Sie die Urbewohner lesen, darnach habe ich gar keine Sehnsucht. Vorher hätte ich es sehr gewünscht, aber nachher erscheint die Kritik immer furchtbar, und ich habe gar keine gute Ahndungen für dies opus. Allein Alles hat seine Schicksale, und ich konnte wirklich das Schicksal von diesem, wie sonderbar es klingt, nicht ändern. Nun bleibt nur die Resignation übrig. Doch sollen Sie ein schönes Exemplar haben. Leben Sie herzlich wohl! H.

XCV.

[Ohne Datum.]

Erlauben Sie mir, liebster Freund, noch eine Frage, auf die ich gern vor meiner Abreise Antwort hätte.

Glauben Sie, dafs in der eingezeichneten Stelle p. 357. des miterfolgenden Diodors man *Ὀρισσῶν* als ein Indeclinabile und den Namen des Königs annehmen kann, wie, soviel ich weifs, alle Herausgeber gethan haben, oder ob man voraussetzen mufs, dafs es ein Volk Orisser gegeben habe, und dafs jenes nomen proprium der Genitiv sey. So hat es Mannert genommen, der ohne einen Zweifel zu äufsern, mit Anführung dieser Stelle, ein Volk: Orisser angiebt.

Es versteht sich, dafs man alsdann *τοῦ τῶν Ὀρισσῶν βασιλέως* lesen müfste, wie Mannert auch vermuthlich vorausgesetzt hat.

Es fragt sich nun, ob man dies thun *mufs*, oder ob solche barbarische Namen, wie es mir scheint, nicht auch als indeclinabilia gebraucht werden. Bei einigen Jüdischen ist das offenbar. Was nun hier auffällt, ist die scheinbare griechische Endung. Leben Sie herzlich wohl! H.

Amtliche Arbeiten und Entwürfe

aus dem Jahre 1809.

I.

Ueber geistliche Musik.

(An des Königs Majestät am 14. Mai 1809.)

Man hat oft und mit Recht geklagt, daſs der Einfluſs zu wenig benutzt würde, welchen die Musik auf den Charakter und die Bildung einer Nation ausüben kann und man muſs gestehen, daſs dieser Vorwurf bisher auch die Preuſsischen Staaten traf. Es ist sogar auffallend, daſs die Tonkunst allein von dem Wirkungskreis der Akademie der Künste ausgeschlossen war und doch ist es unleugbar [1]), daſs sie schon darum mehr als jede andere auf die Gemüther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken fähig ist, weil sie einen wesentlichen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmacht.

Auch hat von der Vernachlässigung der musikalischen Institute der Gottesdienst am meisten gelitten. Einsichtsvolle Religions-Lehrer haben dies öfter bemerkt und nach dem Zeugniſs der Tonkünstler muſs auch die Musik nach und nach auf Abwege gerathen, wenn sie nicht mit der Zeit wieder mehr zu dem ernsthafteren und feierlicheren Kirchenstile zurückkehrt [2]).

Ich glaube daher in dem mir anvertrauten Wirkungskreis einen doppelten Beruf zu finden, einen Vorschlag zu machen, wie die Wirksamkeit der Musik auf den öffentlichen Gottesdienst und die National-Bildung erhöht, und dadurch auch sie selbst mit der Zeit noch mehr veredelt werden könnte.

Da hier nicht von theoretischen Verbeſserungen, sondern recht eigentlich von der Veredlung derjenigen Musik die Rede ist, die man, weil sie vor Versammlungen aus allen Ständen und unter der Autorität des Staats ausgeübt wird, die öffentliche nennen kann; so kommt alles allein auf die Bildung einer richtigen Schule an, damit der Grund gelegt werde, daſs das Volk, wo es jetzt bereits Musik hört, häufiger gute gut ausgeführt vernehme, selbst nach richtig erlangter Fertigkeit mit darin einstimme und den Eindruck, wenn nicht gleich rein und voll, wenigstens doch mit nicht allzu ungeübtem Sinne, nicht allzu dürftig und fehlerhaft empfange. Ew. Königl. Majestät werden aus der Beilage zu ersehen geruhen, welche Vorschläge hiezu auf meine Veranlaſsung ein schon vortheilhaft bekannter Tonkünstler Zelter macht, und ich bekenne gern, daſs ich denselben mit voller Ueberzeugung beitrete.

Diese Vorschläge bestehen im Wesentlichen darin, daſs eine ordentliche musikalische Behörde, deren Einfluſs sich jedoch für jetzt nur auf Berlin erstrecken würde, durch die Ernennung eines geschickten Tonkünstlers zum Professor und Aufseher der öffentlichen Musik bei der Akademie der Künste errichtet werde. Von dieser Behörde müſste die Verbeſserung der öffentlichen Musik nach und nach ausgehen, ihr Geschäft müſste vorzüglich in Aufsicht, Prüfung und Bildung der im Dienste des Staats und der Gemeinen anzustellenden Musikanten bestehen; könnte aber nach dem Bedürfniſs der Umstände mit der Zeit nach und nach genauer

bestimmt und mehr erweitert werden. Ihr nächster Einflufs würde sich auf die Cantoren und Organisten erstrecken und die Wohlthätigkeit dieses Einflufses leuchtet von selbst ein. Gesang und Orgel machen einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes aus, aber sie können nur dann gehörig wirken, wenn Cantoren und Organisten ihr Geschäft vollkommener verstehen und die Gemeinen befser vorbereitet sind, harmonisch darin einzustimmen. Mit Benutzung des Rathes würdiger und erfahrner Geistlichen liefse sich vielleicht hierfür noch weit mehr thun, als man jetzt ahnden mag, und da die alten längst vorhandenen Kirchen durch die einmal angestellten Personen und einmal eingeführten Gebräuche jeder Verbefserung mehr Hindernifse entgegensetzen, so liefse sich vielleicht in der Kirche der in Berlin zu errichtenden Universität ein Vorbild einer zweckmäfsigern Einrichtung in dieser Art geben. Denn dafs die Universität ihre eigne Kirche habe, scheint mir unumgänglich nothwendig, da das jugendliche Gemüth am wenigsten in der Zeit, wo die Wissenschaft leicht zu einseitig nur den Verstand ausbildet, ohne religiöse Einwirkung gelafsen werden mufs, in diesem Alter auch vorzugsweise für dieselbe empfänglich ist, aber eines eigenen auf den Grad der Cultur und die besondere Lage der Studirenden berechneten Vortrags bedarf.

Die mit den Stadt-Obrigkeiten verbundene Musik würde hierauf die nächste Sorgfalt der Musik-Behörde sein, und die Verbefserung dieser stimmt gewifs gänzlich mit dem wohlthätigen Zweck der neuen Städte-Ordnung überein.

Eine dritte überaus wichtige Sache endlich ist die Behandlung der Musik auf den Schulen. Einige der gröfsern haben zwar öffentlichen Musik-Unterricht; allein er ist weder zweckmäfsig noch hinlänglich, und die Schul-Directionen haben sich der in ihrer bisherigen Verfafsung vielen Mis-

bräuchen unterworfenen Singchöre zu entledigen gesucht. Die Misbräuche der Singchöre aber lassen sich abstellen, und dafs vorzüglich die öffentliche Erziehung der Musik nicht entbehren kann [3]), ist unleugbar.

Der Mann, welcher sich meines Erachtens am meisten dazu schickt, eine solche Musik-Behörde auszumachen oder, wenn man ihm vielleicht künftig einen oder den andern Gehülfen zuordnete, an ihrer Spitze zu stehen, wäre eben der Zelter, welchen ich zur Anfertigung des anliegenden, freilich nur flüchtig skizzirten Entwurfes veranlafst habe und von dem ich noch eine zweite meinem Urtheile nach sehr gute Arbeit ähnlichen Inhalts beifüge. Er ist ein Mann von unbescholtenem Charakter und ein geschickter und gründlicher Tonkünstler, und hat an der Sing-Akademie bewiesen, dafs ihm die Gabe zu bilden und zu dirigiren eigen ist. Er hat sich überdies viel mit dem Studium des Volks-Charakters und der Mittel auf denselben zu wirken beschäftigt. Bei Errichtung einer Universität könnte er auch als theoretischer Lehrer der Musik äufserst nützlich gebraucht werden.

Ich wage es daher, bei Ew. Majestät allerunterthänigst darauf anzutragen: 1) eine eigene Musik-Behörde durch Errichtung einer Professur der Musik bei der Akademie der Künste zu stiften. 2) Diese Professur und die Aufsicht über die gesammte öffentliche Musik, jedoch fürs erste nur in Berlin, dem etc. Zelter mit einem angemessenen Gehalte zu verleihen, 3) mir aber Auftrag zu ertheilen, dies bei der unter der Section des öffentlichen Unterrichts stehenden Akademie der Künste einzurichten, und mit nothwendiger Schonung aller übrigen dabei eintretenden Verhältnisse alles bald möglichst in Gang zu setzen, um dieser Musik-Behörde die gehörige Wirksamkeit zu verschaffen. Ich bemerke nur noch, dafs der etc. Zelter, welcher von

wahrem und lebendigem Eifer für sein Fach beseelt ist, es sich gern gefallen lassen wird, wenn ihm auch sein Gehalt für jetzt nur bestimmt, aber erst in 3 bis 6 Monaten wirklich angewiesen werden könnte, und dafs ich indefs auf Mittel denken würde, dasselbe wo möglich auf eine Ew. Königl. Majestät Kafsen nicht zur Last fallende Weise auszumitteln.

Der erste Entwurf dieses Antrags enthält noch die folgenden, später getilgten Stellen:

1) und doch ist es unleugbar, dafs, besonders in unsern nördlichen Gegenden, wo die bildende Kunst mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Musik vorzugsweise vor dieser fähig ist, tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken. Da sie sich unmittelbar an das Gefühl wendet, und nicht erst bestimmt gebildete Begriffe oder mühsam erworbene Kenntnisse fordert, um in ihrer Kraft und Fülle empfunden zu werden, sondern das rein Menschliche, das auch die niedrigsten, nur nicht geradezu verbildeten Stände in sich bewahren, ihr von selbst willig entgegenkömmt, so ist die Musik ein natürliches Band zwischen den untern und höhern Klassen der Nation, und dies ist es, wodurch ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es ist, alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so grofsen und mächtigen Einflufs verschaft.

2) so wie es allen Künsten verderblich und wohl der Grund ihres Verfalls in der neuern Zeit ist, wenn sie sich von dem einzigen Gegenstand entfernen, welcher alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt, sie regelmäfsig und in gröfserer Anzahl versammelt und gleich nahe mit den Gefühlen, welche sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, welche sie durch ihr Gemüth an etwas überirdisches knüpfen, verwandt ist.

3) entbehren kann, theils um der sonst so leicht einreifsenden Rohheit entgegen zu arbeiten, noch mehr aber um das Ge-

müth früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen, das hat die neuere Pädagogik schon oft sehr lebhaft gefühlt.

Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuſs ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll; durch welche Kunst aber lieſse dieselbe sich bis zu den untersten Volksklassen hin, reiner, mächtiger und leichter verbreiten als durch die Musik!

II.

Antrag zur Gründung der Universität in Berlin.

(An des Königs Majestät. Königsberg, den 10. Juli 1809.)

Es wird befremdend scheinen, dafs die Section des öffentlichen Unterrichts im gegenwärtigen Augenblick einen Plan zur Sprache zu bringen wagt, defsen Ausführung ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint.

Allein Ew. Königl. Majestät haben auf eine so vielfache und einleuchtende Weise gezeigt, dafs Sie auch mitten im Drange beunruhigender Umstände den wichtigen Punkt der National-Erziehung und Bildung nicht aus den Augen verlieren, dafs ihr diese eben so erhabene als seltene Gesinnung den Muth zu dem folgenden Antrage einflöfst.

Ew. Königl. Majestät geruheten durch eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 4. Sept. 1807 die Einrichtung einer allgemeinen und höheren Lehranstalt in Berlin zu genehmigen; seitdem ist bei verschiedenen Einrichtungen und Anstellungen darauf Rücksicht genommen worden; allein es wird zur wirklichen Ausführung noch immer ein zweiter entscheidender Schritt erfordert, und sie hält es aus einem doppelten Grunde für nothwendig, diesen im gegenwärtigen Moment zu thun.

Weit entfernt, dafs das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflufse Preufsens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten

unglücklichen Ereignifse gesunken sei; so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neuern Staatseinrichtungen Ew. Königl. Majestät herrscht, und mit welcher Bereitwilligkeit auch in grofsen Bedrängnifsen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Ew. Königl. Majestät Staaten können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten, und auf seine intellectuelle und moralische Richtung den entschiedensten Einflufs auszuüben.

Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höhere Institute können ihren Einflufs auch über die Gränzen des Staats hinaus erstrecken. Wenn Ew. Königl. Majestät nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehofte Freistatt eröfnen.

Diese zusammentreffenden Umstände machen dann auch, und dies giebt einen zweiten wichtigen Grund ab, gerade jetzt mehr Männer von entschiedenem Talent, als sonst, geneigt, neue Verbindungen einzugehen.

Der Gedanke an eine allgemeine und höhere Lehranstalt in Berlin entstand unstreitig aus der Betrachtung, dafs es schon jetzt in Berlin aufser den beiden Akademien, einer grofsen Bibliothek, Sternwarte, einem botanischen Garten und vielen Sammlungen eine vollständige medicinische Facultät wirklich giebt. Man fühlte, dafs jede Trennung von

Facultäten der ächt wissenschaftlichen Bildung verderblich ist, dafs Sammlungen und Institute, wie die oben genannten nur erst dann recht nützlich werden, wenn vollständiger wissenschaftlicher Unterricht mit ihnen verbunden wird, und dafs endlich, um zu diesen Bruchstücken dasjenige hinzuzusetzen, was zu einer allgemeinen Anstalt gehört, nur um Einen einzigen Schritt weiter zu gehen nöthig war.

Auch die Section bleibt diesem Gesichtspunkte getreu. Ihr Wunsch geht dahin

die Akademie der Wissenschaften,
die der Künste,
die wissenschaftlichen Institute,

namentlich die klinischen, anatomischen und medicinischen, überhaupt insofern sie rein wissenschaftlicher Natur sind, die Bibliothek, das Observatorium, den botanischen Garten und die naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und die allgemeine Lehranstalt selbst dergestalt in Ein organisches Ganze zu verbinden, dafs jeder Theil, indem er eine angemefsene Selbsständigkeit erhält, doch gemeinschaftlich mit den andern zum allgemeinen Endzwecke mitwirke.

Aus dieser Ansicht der Sache ergiebt sich die örtliche Bestimmung, dafs nämlich eine solche Anstalt nur in Berlin ihren Sitz haben könne, von selbst. Es würde, wenn nicht unmöglich sein, doch unglaubliche Kosten verursachen die genannten Institute in einen andern Ort zu verlegen. Auch darf eine Anstalt, die Alles, was zur höhern Wissenschaft und Kunst gehört, wie in einen Brennpunkt vereinigt, sich nirgend anders, als an dem Sitz der Regierung befinden, wenn nicht sie sich der Mitwirkung vieler schätzbaren Männer, und beide sich gegenseitig des Beistandes berauben wollen, den sie einander zu leisten im Stande sind.

Die allgemeine Lehranstalt aber mufs die unterzeich-

nete Section Ew. Königl. Majestät ehrfurchtsvoll um Erlaubnifs bitten, mit dem alten und hergebrachten Namen einer *Universität* belegen, und ihr, indem sie übrigens von allen veralteten Mifsbräuchen gereinigt wird, das Recht einräumen zu dürfen, akademische Würden zu ertheilen. In der That und Wirklichkeit müfste sie, welchen Titel man ihr auch beilegen möchte, doch alles enthalten, was der Begriff einer Universität mit sich bringt. Sie könnte, von richtigen Ansichten allgemeiner Bildung ausgehend, weder Fächer ausschliefsen, noch von einem höhern Standpunkt, da die Universitäten schon den höchsten umfafsen, beginnen, noch endlich sich blofs auf praktische Uebungen beschränken. Ohne den Namen aber und ohne das Recht der Ertheilung akademischer Würden, würde sie immer nur wenig auswärtige Zöglinge zählen. Man würde im Auslande weder einen bestimmten Begriff von ihrer Beschaffenheit noch eigentliches Vertrauen zu ihr haben, und sie mehr für einen wissenschaftlichen Luxus, als für ein ernstes und nützliches Institut halten.

Dagegen würde die Section bei Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst darauf antragen, Frankfurt und Königsberg bestehen zu lassen, damit jeder In- und Ausländer Freiheit behielte Berlin entweder zu seiner ganzen, oder, wie es ehemals so häufig mit Göttingen geschah, nur, nachdem er eine andere Universität besucht hatte, blofs zu seiner höhern und letzten Ausbildung zu wählen.

Auch ist aufserdem die Beibehaltung Königsbergs wegen seiner Entfernung, und die von Frankfurt (wenigstens für jetzt) deswegen rathsam, weil es nie gut ist zu zerstören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getreten ist, und weil die ausländischen Besitzungen Frankfurts bei einer Aufhebung der Universität leicht eingezogen werden könnten; wären indefs diese Besitzungen einmal veräufsert, und

hätte sich Berlin auch als schlichte und einfache Universität bewährt, so könnte durch die Aufhebung Frankfurts alsdann das bewirkt werden, was allerdings das Wünschenswürdigste wäre, dafs nämlich Berlin und Königsberg die beiden einzigen Universitäten der Preufsischen Staaten blieben. Bis dahin müfste Frankfurt, jedoch nur mit wenig Aufwand, und blofs durch Berufung von immer und überall brauchbaren Männern, nicht durch Anlegung von Instituten verbefsert werden.

Die Kosten der Unterhaltung und Vermehrung so vieler ansehnlichen Institute, als hier verbunden werden sollen, können nicht anders, als sehr bedeutend seyn, und sind es, wenn man die ehemals zersplittert und einzeln gezahlten Summen, welche auf beide Akademien, die Sammlungen und Halle verwendet wurden, immer gewesen.

Nach einer zwar nur ungefähren, allein weder zu reichlichen, noch allzu sparsamen Berechnung, lassen sie sich zu 150,000 Thlr. jährlich anschlagen, wobei für die Akademie der Wissenschaften nur auf einen Zuschufs zu den ihr eigenthümlich zugehörenden Einkünften gerechnet ist.

Die Section des öffentlichen Unterrichts ist weit entfernt, Ew. Königl. Majestät zu bitten, eine solche Summe auf die Königlichen Kassen anzuweisen. Es wird vielmehr immer für dieselbe ein Hauptgrundsatz bei ihrer Verwaltung seyn:

> sich zu bemühen, es nach und nach (weil es auf einmal freilich unmöglich ist) dahin zu bringen, dafs das gesammte Schul- und Erziehungswesen nicht mehr Ew. Königl. Majestät Kassen zur Last falle, sondern sich durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte.

Die Vortheile dabei sind mannigfaltig. Erziehung und

Unterricht, die in stürmischen, wie in ruhigen Zeiten gleich nothwendig sind, werden unabhängig von dem Wechsel, den Zahlungen des Staats so leicht durch die politische Lage und zufällige Umstände erfahren. Auch ein unbilliger Feind schont leichter das Eigenthum öffentlicher Anstalten. Die Nation endlich nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation thätig mitwirkt.

Es würde daher am zweckmäfsigsten seyn, wenn die Universität und die mit ihr verbundenen Institute ihr jährliches Einkommen durch Verleihung von Domainen-Gütern erhielten. Die Nachtheile, welche man bei der Dotation öffentlicher Anstalten gewöhnlich von schlechter Verwaltung und von der durch die Veränderung der Preise entstehenden Veränderung des Quanti selbst besorgt, sind zwar nicht abzuleugnen, lafsen sich aber durch mehrere Mittel bedeutend vermindern. — —

Nur mufs die unterzeichnete Section Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst bitten, sie nicht unmittelbar an entfernt liegende Güter zu verweisen. Denn aufserdem, dafs es wünschenswerth ist, dafs die Berlinischen wissenschaftlichen Institute die, ihnen durch die Königliche Milde zu verleihenden Güter in der Nähe besitzen, um durch keinen Zufall von ihren Einkünften getrennt zu werden, ist es aus den vorhin angeführten Gründen, und bei der Ungewifsheit aller Ereignisse in der That wichtig, dafs dies Eigenthum der Nation für ihre höchsten wissenschaftlichen Bedürfnisse sobald als nur immer möglich zugesichert werde.

Die Section wagt es daher, bei Ew. Königl. Majestät ehrerbietigst anzutragen:

1) Die Errichtung einer Universität in Berlin und die

Verbindung der in Berlin bereits existirenden wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, die medicinischen mit eingeschloſsen, und der Akademie der Wissenschaften und Künste mit derselben förmlich zu beschlieſsen und der Section des öffentlichen Unterrichts aufzugeben, einen Plan dazu zu entwerfen, und sogleich nach und nach zur Ausführung deſselben zu schreiten, als die Disposition über die Einkünfte möglich seyn wird;

2) diesen sämmtlich unter der alleinigen Direction der Section des öffentlichen Unterrichts zu verbindenden Anstalten so viele Domainen-Güter, als nöthig sind, ein sicheres und reichliches Einkommen von jährlichen 150,000 Thlr. zu bilden, und das Prinz Heinrich'sche Palais unter dem Namen des Universitätsgebäudes und den Ueberrest des groſsen viereckigen Gebäudes, in welchem sich die Akademieen jetzt befinden, das ihnen aber jetzt nicht ganz gehört, zu verleihen, und dabei festzusetzen, daſs diese Güter und Gebäude auf ewige Zeiten hinaus Eigenthum dieser Anstalten, und wenn dieselben einmal aufhören sollten, ein für die Unterhaltung und Verbeſserung des Schulwesens bestimmtes Eigenthum der Nation bleiben sollen;

3) den von der Section anzufertigenden Vertheilungsplan dieser Güter der allerhöchsten Genehmigung vorzubehalten;

4) festzusetzen, daſs zwar die Einkünfte diese Güter vom Tage der Urkunde an zu laufen anfangen, und sogleich Eigenthum der Anstalten seyn, jedoch bis zur wirklichen Succession von Ew. Königl. Majestät allergnädigst nachzugebenden Verwendung als ein dem Staat gemachtes Darlehn zur Disposition des Finanz-Ministerii bleiben sollen;

5) wegen dieser Verwendung festzusetzen, daſs für jetzt so viel disponible gemacht werde, als erforderlich ist, die etatsmäſsigen Ausgaben der Akademie der Wissenschaf-

ten zu leisten, die Mitglieder der Akademie der Künste wieder in ihre nun schon seit so langer Zeit entbehrten Besoldungen einzusetzen, der Königl. Bibliothek einigen Zuschufs zu den nothwendigsten Ausgaben zu verleihen, einige schon für die Universität in Berlin bestimmte und jetzt auf andere Kassen angewiesene Gelehrte auf diesen Etat zu übernehmen, und einige andere, nur etwa drei oder vier, auswärtige vorzüglich wichtige sogleich zu berufen, ehe sie anderweitige Verbindungen eingehen, — der Ueberrest aber, sobald die Lage des Staats es erlaube, gleichfalls ganz, oder in zwei oder drei Theilen zur Disposition der Section gestellt werde;

6) dem Grofs-Canzler und Finanz-Minister aufzugeben, mit dem Ministerium des Innern und der Section des öffentlichen Unterrichts in demselben die nöthige Rücksprache zu nehmen, wie eine solche Domainen-Verleihung auf die sicherste, der Landesverfafsung angemefsenste und der Universität vortheilhafteste Weise, eingeleitet werden könne;

7) Endlich die 7000 Thlr. des ehemaligen Schlesischen Jesuiten-Fonds, von denen 5000 Thlr. Halle gehörten, 2000 Thlr. aber neuerlich von Ew. Königl. Majestät zur Verbefserung des Schulfonds bestimmt sind, von jetzt an zur Verbefserung der Universität Frankfurt zu bestimmen, bis vielleicht auch für Frankfurt, Königsberg und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, welche jetzt Zuschüfse aus Königlichen Cassen erhalten, statt dieser Zuschüfse Domainen-Verleihungen einzuführen für rathsam erachtet wird.

III.

Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.

1.

Zweck der wissenschaftlichen Deputation im Allgemeinen.

Sie hält die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze, aus welchen die einzelnen Verwaltungs-Maximen herfliefsen, und nach denen sie beurtheilt werden müssen, unverrückt gegenwärtig, und dient daher der Section, ihr Verfahren im Einzelnen immer nach seinen allgemeinen Richtungen übersehen und gehörig würdigen zu können; sie verrichtet aufserdem diejenigen ihrer Arbeiten, welche eine freiere wissenschaftliche Mufse erfordern, und mitten unter den Zerstreuungen der laufenden Geschäfte nicht gedeihen können. Es sind ihr endlich besonders alle Prüfungen übertragen, die nicht zur Competenz der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen gehören.

2.

Organisation, Zahl und Classen der Mitglieder; gegenseitige Verhältnisse derselben.

Die Deputation besteht aus ordentlichen und aufserordentlichen Mitgliedern und hat an ihrer Spitze einen Director.

Die ordentlichen Mitglieder wohnen allen Sitzungen bei und verrichten die hauptsächlichsten bei der Section vorkommenden Arbeiten.

Die aufserordentlichen Mitglieder erwarten, um den Sitzungen beizuwohnen, die Einladung des Directors, und übernehmen nur, wo die ordentlichen Mitglieder nicht zureichen, einzelne Arbeiten.

Aufserdem hat die Deputation auswärtige Correspondenten.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist bestimmt, es sind derselben 6 ohne den Director.

Es wird soviel möglich dafür gesorgt, dafs in der ganzen Zahl der ordentlichen und aufserordentlichen Mitglieder für kein bedeutendes Fach der Wissenschaften ein dasselbe vertretendes Subject fehle. Da aber die Section des öffentlichen Unterrichts hauptsächlich die Beförderung der allgemeinen Bildung im Auge hat, deren Erwerbung in den allgemeinen, keinem einzelnen Zweck besonders gewidmeten Schulanstalten beabsichtigt wird, da sie aufserdem vorzugsweise bestimmt ist, soviel dies durch Staatsbehörden geschehen kann, dafür zu sorgen, dafs die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äufsern Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein menschlichen in Einen Brennpunkt sammle, — so wählt sie zu ordentlichen Mitgliedern ihrer Deputation ausschliefsend Männer, die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium, mithin denjenigen Fächern widmen, welche alle formelle Wissenschaft umschliefsen, durch welche die einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können, und ohne welche keine, auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist frucht-

bar werden kann. Wo für irgend ein Fach kein Mann in der Deputation vorhanden ist, hängt es, wie gleich weiter unten gesagt werden wird, vom Director ab, mit Zustimmung des Sectionchef zu einer sich auf dasselbe beziehenden Berathschlagung oder Arbeit einen andern Gelehrten aufserhalb der Deputation einzuladen.

Jedes ordentliche und aufserordentliche Mitglied ist zu einem bei seiner Ernennung ausdrücklich namhaft zu machenden Fache vorzugsweise berufen.

Die ordentlichen Mitglieder werden allemal nur auf Ein Jahr ernannt und ebenso übernimmt der Director seine Function nur auf die gleiche Zeit. Jedoch können dieser und jene, so lange als es gut scheint, in ihren Aemtern aufs neue bestätigt und gelassen werden.

Die austretenden ordentlichen Mitglieder gehen in die Zahl der aufserordentlichen über. Am 1. Decbr. jedes Jahres wird der Deputation die vom Könige bestätigte Liste der Mitglieder für das künftige Jahr von der Section zugefertigt.

Die Stellen bei der Deputation sind mit keiner fixen Besoldung verbunden. Allein jedes ordentliche Mitglied erhält, so lange als solches in Thätigkeit ist, zur Entschädigung für die aufzuwendende Zeit, die jährliche Summe von 400 Thlr. und die gleiche Remuneration geniefst der Director.

Aufserdem erhalten sowohl die ordentlichen als aufserordentlichen Mitglieder einen Antheil an den Gebühren der Prüfungen, welche sie abhalten. Diese Gebühren werden nemlich aufgesammelt und vierteljährig unter diejenigen, welche dabei beschäftigt gewesen sind, dergestalt vertheilt, dafs die ordentlichen Mitglieder einen einfachen, die aufserordentlichen Mitglieder einen doppelten Antheil geniefsen.

3.

Arbeiten der Deputation.

Die Deputation hat dieselben in drei verschiedenen Beziehungen:

1) insofern sie die Aufträge der Section besorgt;

2) insofern sie Pläne und Vorschläge, die ihr von einzelnen Personen und dem Publicum mitgetheilt werden, ihrer Prüfung unterwirft und beantwortet;

3) insofern sie der Section unaufgefordert ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen, vorhandene Misbräuche und mögliche Verbesserungen vorlegt.

Die Aufträge der Section können von so mannigfaltiger Art seyn, als die Fälle, in welchen dieselbe die Meinung der Deputation zu vernehmen für gut findet. Die Section ist indefs hierin an keine Regel gebunden, sondern richtet sich sowohl in der Häufigkeit, als in der Art ihrer Aufträge lediglich nach den Umständen und den Männern, welche jedesmal die Deputation ausmachen. Nur wird billigerweise von ihr vorausgesetzt, dafs sie auf der einen Seite die Deputation über keinen wichtigen Gegenstand, der hauptsächlich wissenschaftliche Beurtheilung erfordert, unbefragt lasse, auf der andern aber dieselbe nicht mit Aufträgen belästigen wird, die mehr für eine Geschäfts- als eine wissenschaftliche Behörde geeignet sind. Vorzüglich gehören für die wissenschaftiche Deputation:

Prüfung neuer Unterrichtsmethoden, oder Erziehungssysteme;

Entwerfung neuer Lehrpläne und Beurtheilung schon vorhandener;

Auswahl von Lehrbüchern, insofern die Section solche vorschreibt oder genehmigt, und zweckmäfsige Veranstaltung zur Ausarbeitung von neuen;

Vorschläge und Stellenbesetzungen, Beurtheilung von Schriften, welche der Section eingesendet werden;

Prüfungen, sowohl diejenigen, welche zur Besetzung der der Section vorbehaltenen Stellen erforderlich sind, als diejenigen, welchen alle, die künftig auf ein Schulamt Anspruch machen wollen, unterworfen werden sollen.

Da die wissenschaftliche Deputation eine öffentliche Behörde ist, so kann sich jeder in Angelegenheiten, die zu ihrer Competenz gehören, an sie wenden. Es hängt alsdann von ihrer Beurtheilung ab, ob sie diese Eingaben, als ganz unbedeutend, unbeantwortet lassen, oder kurz zurückweisen, oder endlich berücksichtigen und weiter zur Sprache bringen will. Nur ist es die Pflicht des Directors, genau dahin zu sehen, dafs die Deputation in den ihr angewiesenen Schranken bleibe. Alle Eingaben also, die nicht zum Geschäftskreis der Deputation gehören, giebt er sogleich und ohne sie in der Deputation zur Sprache zu bringen, an die Section ab.

Der wichtigste Theil der Thätigkeit der wissenschaftlichen Deputation ist derjenige, den sie unaufgefordert ausübt. Um diese ganz auszufüllen, mufs sie bemüht seyn, dasjenige, was für Unterricht und Erziehung in jedem einzelnen Theile geschehen sollte, immer gegenwärtig zu haben, und mit dem, was wirklich geschieht, zu vergleichen. Da aber die Frage, ob Verbesserungen in Rücksicht auf die vorhandenen Mittel und Personen wirklich ausführbar sind oder nicht? niemals zu ihrer Beurtheilung gehört, so hat sie der Section ihre Bedenken gegen gemachte Einrichtungen unverzüglich dann vorzulegen, wenn sie glaubt, dafs wichtigen wissenschaftlichen Maximen entgegen gehandelt wird. Indefs bleibt es ihr unbenommen, ihre Meinung auch in andern Fällen zu äufsern, und vorzüglich da, wo sie Grund hat zu glauben, dafs Mängel, denen wirklich abge-

holfen werden kann, nur übersehen werden. Es versteht sich aber von selbst, dafs die Deputation sich immer blofs zu Einem und demselben Geschäft mit der Section, eben dergestalt berufen ansehen mufs, dafs sie, ohne je den Punkt der Ausführbarkeit aus dem Gesicht zu verlieren, mehr den rein wissenschaftlichen, — die Section, ohne einen Augenblick dasjenige zu vergessen, was ohne alle Rücksicht auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Anwendung geschehen müfste, mehr den praktischen Theil des Geschäfts betreiben. Bleibt sie diesem Gesichtspunkt gehörig treu, so wird sie von selbst fühlen, dafs sie ihren Mittheilungen an die Section von dieser Art, die immer nur als Bedenken und Vorschläge betrachtet werden können, nur in dem Grade Nachdruck und Gewicht geben kann, in dem sie sich streng auf die ihr angewiesene Sphäre beschränkt.

4.
Geschäftsgang.

Der Geschäftsgang bei der Deputation mufs so einfach als möglich, und nur insofern es unvermeidlich ist, einer bestimmten Norm unterworfen seyn, sonst mufs die Art der Besorgung der einzelnen Arbeiten soviel als möglich der Bestimmung des Directors und der Leitung der Section überlassen bleiben.

Um den Director nicht unnützer Weise mit mechanischer Arbeit zu beschweren, werden alle an die Deputation eingehenden Sachen bei der Section abgegeben, dort erbrochen, in ein eigenes Journal eingetragen, von welchem der Director der Deputation Abschrift erhält, und alsdann ungesäumt an denselben abgegeben.

Der Director verfügt hierauf nach Beschaffenheit der Umstände und beurtheilt, welche Sachen er blos einzelnen Mitgliedern übergeben und welche er zum Vortrag bei der

ganzen Deputation bringen will. Bei den von der Section selbst übertragenen Arbeiten hat er indeſs diese Freiheit nur alsdann, wann die Section ihm keinen bestimmten Weg vorgezeichnet hat, auch versteht sich, daſs in der Antwort an die Section allemal das beobachtete Verfahren angezeigt wird. Schul-Reform, Lections-Plane, Beurtheilung von Unterricht und Erziehungs-Methoden, Vorschläge zu Stellenbesetzungen, und überhaupt alle Angelegenheiten, die ihrer Natur nach von mehreren Theilen der Wissenschaft aus beurtheilt werden können, und wegen ihrer Wichtigkeit eine allgemeine Beurtheilung erfordern, müssen indeſs allemal bei der ganzen Deputation zum Vortrag gebracht werden.

Die Distribution der Sachen an die einzelnen Mitglieder geschieht durch den Director. Jeder Gegenstand fällt nun zwar von selbst demjenigen ordentlichen oder, wenn es ein Fach betrifft, für welches es ein solches nicht giebt, demjenigen auſserordentlichen Mitgliede zu, für dessen Competenz er gehört. Wenn aber ein solches Mitglied auch nicht übergangen werden kann, so hängt es doch allemal von dem Director ab, denselben Auftrag auch noch einem andern zu geben; ja er kann auch das Gutachten eines auſser der Deputation befindlichen Gelehrten einfordern, ohne demselben jedoch die Arbeit des Mitgliedes der Deputation, im Fall dies nicht ausdrücklich einwilligt, mitzutheilen.

Diese Bearbeitung durch einzelne Mitglieder ist vorzüglich zur Beurtheilung eingesandter Schriften und solcher Gegenstände geeignet, die nur ein einzelnes Fach der Wissenschaften angehen. Was die ersteren betrifft, so versteht es sich von selbst, daſs ganz unbedeutende gleich vom Director mit zwei Worten als solche angedeutet werden können, und daſs es überhaupt, mit Vermeidung aller Pedan-

terie und Weitläufigkeit, seiner Beurtheilung anheim gestellt wird, welche Wichtigkeit er der Prüfung jeder einzelnen beilegen will.

Sitzungen werden wöchentlich eine an einem bestimmten Tage gehalten. Jedoch bleibt es dem Director vorbehalten, wenn keine hinlängliche Zahl von Geschäften vorhanden ist, die Sitzung abzusagen. Indefs mufs er dies allemal zugleich dem Chef der Section anzeigen. Auch darf ohne Zustimmung dieses die Sitzung nicht von einem auf einen andern Tag verlegt werden.

Zu jeder Sitzung finden sich alle ordentlichen Mitglieder, sie müfsten denn gültige Entschuldigungsgründe haben, ein, ob auch von den aufserordentlichen dieser oder jener eingeladen werden soll, bleibt lediglich der Beurtheilung des Directors überlassen. Dieser kann auch andere nicht in der Deputation befindliche Gelehrte zu den Sitzungen zuziehen, mufs jedoch hiezu vorher die Genehmigung des Sections-Chefs nachsuchen.

In den Sitzungen führt, auch wenn der Chef der Section selbst zugegen seyn sollte, allein der Director das Präsidium. Wird er einer Sitzung beizuwohnen verhindert, so bestimmt der Chef der Section, da Anciennetät hier nicht Statt finden kann, auf seiner Anzeige, wer an seiner Stelle präsidiren soll.

Die Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen abgefafst, und sogleich von demjenigen, der die Sache bearbeitet hat, aufgesetzt. Mitglieder, welche von der Stimmenmehrheit ihrer Meinung abweichen, können ihre Gutachten besonders hinzufügen.

Wichtige Gegenstände und deren Bearbeitung eine gröfsere Ausführlichkeit erfordert, läfst der Director von dem mündlichen Vortrag zum schriftlichen Gutachten circuliren. Die einzelnen Gutachten bleiben bei den Akten,

und wenn die Sache an die Section zurückgeht, werden sie dieser in extenso mitgetheilt.

Alle Ausfertigungen und officielle Schreiben der Deputation unterzeichnet allein der Director. Die Deputation hat kein eignes Subalternen-Personal, sondern bedient sich der Kanzlei- und Registratur-Bedienten und der expedirenden Secretaire der Section.

Ueber die Art die Prüfungen anzustellen, behält sich die Section vor, der Deputation noch eine eigene ausführliche Instruction zu ertheilen.

5.

Verhältnisse der Deputation zu andern Behörden.

1. Zur Section des öffentlichen Unterrichts.

Die wissenschaftliche Deputation steht unter der ausschliefslichen Leitung der Section.

Der Chef der Section wohnt den Sitzungen der Deputation so oft es seine Zeit erlaubt bei, und führt überhaupt die Oberaufsicht über den ganzen Geschäftsgang bei der Deputation. Er verbindet, wenn er es für nöthig findet, die ganze Deputation oder einzelne Mitglieder mit der Section zu allgemeinen Conferenzen, und bringt auch, wo er es für rathsam hält, ein oder anderes Mitglied der Section zu den Sitzungen der Deputation mit.

Um aber auch dem Director der Deputation das gehörige Ansehn und Gewicht zu verleihen und beide Behörden in so enge wechselseitige Verbindung als möglich zu setzen, ist der jedesmalige Director, so lange seine Functionen dauern, allemal zugleich Mitglied der Section, wohnt ihren Sitzungen bei, und nimmt an allen ihren Berathschlagungen Theil. Er hat hierin durchaus gleiche Rechte mit den Staatsräthen und rangirt mit ihnen lediglich nach der Ancienneteät.

Es giebt zwischen der Section und Deputation durchaus keinen Schriftwechsel, sondern die Decrete, Gutachten, Vorschläge u. s. f. der einen Behörde werden im Original mit den Akten selbst den andern vorgelegt, es müfsten denn Umstände eintreten, welche den Sections-Chef hiervon in einzelnen Fällen abzugehen veranlafsten.

2. Zum Plenum der wissenschaftlichen und technischen Deputationen.

Dies Verhältnifs wird erst bei vollendeter Organisation dieses Pleni gehörig bestimmt werden können.

3. Zu den übrigen Staatsbehörden.

Mit diesen steht die Deputation in dem Verhältnifs von einander unabhängigen Collegien, und keine, aufser der Section, kann befehlende Verfügungen an dieselbe ergehen lassen.

6.

Auswärtige Zweige der wissenschaftlichen Deputation.

Wie in Berlin, so werden auch in Königsberg und Breslau eigene wissenschaftliche Deputationen errichtet. Alle drei sind unabhängig von einander, setzen sich aber soviel als möglich zur Bewahrung der Einheit der Grundsätze in Verbindung mit einander. Selbst die Königsbergische und Breslauische stehen unmittelbar unter den Regierungen beider Oerter, und ihr Verhältnifs zu dieser ist wie das Verhältnifs der Berlinischen zur Section. Was damit vom Sections-Chef gesagt ist, gilt hier vom Director der geistlichen und Schul-Deputation und den Regierungs-Präsidenten. Jedoch schickt jede monatlich eine Liste der abgemachten Arbeiten und vorzüglich der abgehaltenen Prü-

fungen, letztere mit den Akten selbst, der Section ein. Es wird den Regierungen zur besonderen Pflicht gemacht werden, die Deputationen weder bei Sachen ihrer Competenz zu übergehen, noch mit fremdartigen Geschäften zu beschweren. Wo die Deputationen Ursache zu haben glauben, sich über das eine oder das andere zu beklagen, wenden sie sich deshalb an die Section.

Von der Organisation, den Arbeiten und dem Geschäftsgange der Provinzial-Deputationen gilt alles von der in Berlin Gesagte, nur daſs, da die Mitglieder offenbar weniger beschäftigt seyn werden, sie auch nur die Hälfte der Entschädigung und folglich nur 200 Thlr. genieſsen. Die Directoren sind zugleich Mitglieder der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen.

IV.

Ueber die Liegnitzer Ritter-Akademie.

(Königsberg 17. Sept. 1809.)

Herr Staatsrath Süvern hat diese Sache schon so sorgfältig bearbeitet, daſs die Entscheidung darüber doch so schwer nicht fällt.

Durchaus einig sind wir, wie ich denke, darüber, daſs die Ritter-Akademie zugleich *allgemeines Unterrichts-* und *landwirthschaftliches Institut* seyn soll.

Den letztern Gedanken aufzugeben, wäre bei den Landbesitzungen der Akademie und dem Bedürfniſs einer solchen Anstalt Schade; das Erstere ist noch immer ausführbar, selbst wenn das landwirthschaftliche Institut eine noch so groſse Ausdehnung erhalten sollte.

Zweifelhaft bleibt also nur, ob auch das Alumnat fortbestehen, oder dem landwirthschaftlichen Institut, wenn dies mehr Einkünfte braucht, aufgeopfert werden soll.

Für Alumnate, wie man sie gewöhnlich, beim Joachimsthal, beim grauen Kloster u. s. f. hat, bin ich schlechterdings nicht. Allein in diesem Fall stimme ich gar sehr dafür, weil, nach Herrn Süverns sehr richtiger Bemerkung, Mangel an *Erziehungs-Instituten* ist, und die Ritter-Akademie durch ihre Gebäude, ihre Lage in einer kleinen Stadt, ihren Garten und ihre Landbesitzungen ein auſser-

ordentlich gutes werden könnte. Allein dann müfste beim Direktor vorzüglich auf pädagogisches Talent, und mehr als auf Gelehrsamkeit gesehen werden, auch der Etat erlitte Abänderungen, da die Inspectoren, die nun Erzieher im höheren Verstande des Wortes würden, besser besoldet werden müfsten.

Das Verhältnifs dieser drei verschiedenen Zwecke ist nun von der Art, dafs, wenn das landwirthschaftliche Institut eine recht grofse Ausdehnung haben, und eine Art landwirthschaftlicher Universität werden soll (von welcher Art Instituten es wohl der Mühe werth wäre, Eins in den Preufsischen Staaten zu haben), das Erziehungs-Institut aufhören, und dem *Unterricht,* mit dem Gymnasium, nur ein Quantum von 5—6000 Thlr. (was auch, da einige der landwirthschaftlichen Lehrer auch auf dem Gymnasium unterrichten könnte, hinreichte) gelassen werden mufs, wenn dagegen jenes Institut blofs hinreichend dotirt werden soll, die beiden andern Zwecke vereint füglich daneben bestehen können.

Denn wenn man den Etat nach anliegender Zusammenstellung der einzelnen Artikel durchgeht, so ergiebt sich folgende kurze Uebersicht.

Die Gesammteinnahme des Instituts ist	20,800	Thlr.
davon gehen (an öffentlichen Lasten und fremden Abgaben) ab	1,400	-
bleiben zur Disposition	19,400	Thlr.
Von diesen werden verwandt:		
1. zu unvermeidlichen Ausgaben (Officianten der Anstalt, Baukosten, Extraordinarien)	2,700	Thlr.
2. zu nützlichen (Unterricht, Gymnasium 7,500 Thlr., Alumnat 5,200 Thlr., landwirthschaftlichen Institut 700 Thlr.) .	13,400	-

Transport	16,100 Thlr.
3. zu überflüfsigen (Directorium, Curatorium, Pensionen, Manege)	3,300 -
	19,400 Thlr.

Die letztere mufs man suchen, allmählig eingehen zu lassen.

Soll die Akademie Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zugleich seyn, so mufs das landwirthschaftliche Institut (das sich alsdann nur allmählig erweitern kann) vorzüglich auf diese verwiesen werden. Soll dasselbe hingegen vorherrschen, so mufs das Alumnat auch eingehen. Mit dem Gymnasium läfst sich, wie Herr Süvern sehr richtig ausführt, keine Vereinigung denken, als die eine Aufhebung des Gymnasii und Verwandlung in eine Elementarschule ist. Allein dieser ganze Punkt ist mehr für die Section in ihrem Gesichtspunkt, als für die Akademie wichtig. Diese könnte vermuthlich selbst nur einen Theil der 900 Thlr., die sie jetzt das Gymnasium kostet, sparen, und müfste auch künftig immer die Stadtschule in ihrer verkleinerten Gestalt unterhalten.

Die beiden zu entscheidenden Fragen sind daher:

1) welche Ausdehnung soll das landwirthschaftliche Institut erhalten?

2) soll das Gymnasium aufgehoben werden oder nicht?

Beide Fragen können wir jetzt nicht entscheiden, sondern müssen erst genauere Auskunft über die wahren Bedürfnisse eines landwirthschaftlichen Instituts, und die Pafslichkeit des Schubert'schen Vorwerks dazu, und über das ganze Liegnitzer Stadtschulwesen erhalten.

Auf keinen Fall aber, glaube ich, müssen wir den Plan des Herrn von Erdmannsdorff genehmigen. Er disponirt über alle Einkünfte, bindet auf für viele Jahre die Hände,

und macht doch aus der Anstalt nur ein gewöhnliches, mit Alumnat verbundenes Gymnasium.

Ich glaube daher, wir müssen jetzt zugleich an Herrn von Erdmannsdorff über die ganze Angelegenheit, an Thaer über die Einrichtung eines landwirthschaftlichen Instituts, an Merkel über die Wahl eines Directors schreiben, da es gut wäre, einen Schlesier zu haben.

1.

An Hrn. v. E.: so sehr die Section auch gewünscht habe, ihm, seinem Verlangen gemäfs, recht bald zu antworten, so sey sie noch jetzt nicht einmal dahin gekommen, einen durchaus festen Entschlufs über die definitive Einrichtung der Ritter-Akademie zu fassen, sondern es fehle ihr hiezu noch an mehreren Datis. Sie müsse sich daher begnügen, ihm jetzt anzuzeigen, was für den Augenblick zu thun seyn werde, das Uebrige aber noch so lange anstehen zu lassen, bis sie ein vollständiges Urtheil fällen könne, wobei dann mit Ostern der wahrhaft umgeänderte Zustand der Akademie werde angehen können. Sie mache sich indefs ein Vergnügen daraus, ihm auch ihre vorläufigen Ideen mitzutheilen. Er werde sich schon durch dieselben überzeugen, dafs nur das lebhafte Gefühl, dafs die Ritter-Akademie mehr Vorzüge, als irgend eine andre Schul-Anstalt in den Königlichen Staaten in sich vereinige, und die Furcht, mit schönen und bedeutenden Mitteln einen nicht hinlänglich grofsen Zweck zu erreichen, sie so zögernd und vorsichtig in der Einrichtung dieser Anstalt mache.

Die Section gehe, wie der Hr. v. E., ganz davon aus, dafs die Bedingungen der Stiftung aufrecht erhalten werden müfsten, und dafs die Anstalt, insofern sie wohlthätig sey, zuerst und zunächst dem Adel und der Provinz bestimmt bleiben solle. Allein in Ermangelung der Adlichen müfsten auch Bürgerliche Theil nehmen können.

Ebenso sey gewifs auch der Hr. v. E. der Meinung, dafs die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, dafs eine adliche Erziehung von einer andern verschieden seyn müsse, die sich vielleicht noch in der Akademie finden möchten, vertilgt werden müfsten, dafs daher

1. der Unterricht so gut wie auf einem Gymnasium, auch ein gelehrter seyn, und auch innerhalb der Akademie gründliches Studium sowohl des Lateinischen als Griechischen umfassen müsse;

2. die Uniformen der Zöglinge besser in eine einfache Kleidung nach eigener Wahl verwandelt würden;

3. wenn, wie es fast nach dem Etat scheine, die Bedienung in der Akademie zahlreicher und kostbarer sey, als die Nothwendigkeit es erheische, auch diese eine zweckmäfsige Abänderung erfahren könne.

Die von Hrn. v. E. auf das landwirthschaftliche Institut gerechnete Summe sey aber so unbedeutend, dafs sich dafür nichts erhalten lasse.

Ein wirklich gutes landwirthschaftliches Institut setze nicht blofs einen tüchtigen theoretischen und praktischen Lehrer der Landwirthschaft, sondern auch Unterricht in der Anwendung der Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte auf dieselbe, ferner einen Apparat von Ackerwerkzeugen, und endlich eine Summe zu Versuchen voraus.

Ein solches Institut, eigentlich ins Grofse getrieben, könnte, besonders in Schlesien, zu einer grofsen Wichtigkeit gelangen, und von Einheimischen und Auswärtigen besucht werden. Allein alsdann würde dies Institut auch, wie die Section wohl einsehe, den gröfsten Theil der Einkünfte der Akademie absorbiren, das Alumnat würde alsdann höchstens noch in Stipendien für die Fundatisten verwandelt werden können, und es sey sehr zweifelhaft, ob der Provinz damit gedient seyn werde.

Allein immer werde doch, wenn es nicht besser seyn sollte, die Idee ganz aufzugeben, mehr und etwa noch eine Summe von 1000 Thlr., wovon die Section die Möglichkeit gleich anzeigen wolle, für dies Institut offen gehalten werden müssen, und in der Folge könne es dann durch die bei einigen gleich anzuzeigenden Ausgabe-Titeln zu machenden Ersparungen Zuwachs erhalten.

Besitze es einen oder mehrere vorzügliche Lehrer, so werde es auch Zöglinge aufserhalb der Akademie finden und sich zum Theil durch sich selbst unterhalten können. Eben darauf müsse man auch bei der Akademie sehen und es scheine daher wohl zu überlegen, ob nicht die Pension für bezahlende Zöglinge auf 300 Thlr. oder wenigstens 250 Thlr. zu erhöhen seyn dürfte. Unter diesen Umständen sey daher als entschieden anzusehen und könne Hr. v. E. immer schon jetzt bekannt machen, dafs die Liegnitzer Akademie ein Erziehungs- und Unterrichts-Institut zu seyn fortfahren, aber hiermit künftig, von Ostern an, ein landwirthschaftliches Institut verbinden werde.

Nur wenn sich bei dieser Bekanntmachung so viele Stimmen dafür erheben sollten, dafs man diefs Institut als den vorzüglichsten Zweck der Akademie ansehen, und ihm alles aufopfern solle, könnte man dahin gebracht werden, das Alumnat aufzugeben, und nur eine blofse Unterrichts-Anstalt bestehen zu lassen. Auf der andern Seite könne nur dann, wann sich finden sollte, dafs ein landwirthschaftliches Institut mehr Unkosten erfordere, als die übrigen Zwecke verstatteten, gänzlich von demselben noch abgegangen werden.

Allein keins von beiden sey wahrscheinlich. Um aber jeden Mifsverstand zu verhüten, habe der Hr. v. E. wohl einzuschärfen, dafs auf keine Weise die Idee seyn könne, die ganze Erziehung in der Akademie nur auf Landwirth-

schaft zu lenken, und dadurch den Zöglingen eine einseitige Richtung zu geben, sondern dafs das landwirthschaftliche Institut nur erst nach vollendeter früherer Erziehung im 17. oder 18. Jahre von denen benutzt werden könne, welche nicht die Universität besuchen wollten, oder schon von derselben zurückgekommen wären.

Hiernach hindre nun nichts, dafs der Hr. v. E. nicht schon gleich von jetzt an neue Zöglinge ins Alumnat und den Unterricht aufnehmen könne, und hier treten nun mit den nach dem Vorigen sich von selbst ergebenden Abänderungen und mit ausdrücklicher Suspension der Zahlung der 600 Thlr. an sechs Königl. Fundatisten die §§. 3 bis 5 des Aufsatzes A. des Herrn etc. Süvern ein.

Man stimme Hrn. v. E. ganz bei, dafs für den Anfang der adliche Director beibehalten werden müsse, trage ihm dann aber auf, den Hrn. v. S. entweder förmlich von aller Aufsicht auf Disciplin und Uuterricht zu dispensiren, oder was besser seyn werde, ihn auf gute Manier, ohne förmliche Erklärung davon zu entfernen.

Die Pension des emeritirten Directors sey ohne Bedenken auf 250 Thlr. herabzusetzen.

Vollkommen trete die Section dem Hrn. v. E. in der Nothwendigkeit eines pädagogischen Directors bei. Solle nun die Akademie das werden, wozu sie vor allen andern Anstalten in den Königlichen Staaten fähig und geeignet sey, — eine möglichst vollkommene Erziehungs-Anstalt, so müsse die Section pflichtmäfsig Hr. v. E. eröffnen, dafs sie, und namentlich ihr Chef, der den etc. W. persönlich kenne, in demselben weder die Gelehrsamkeit, noch die philosophisch-pädagogische Bildung, noch endlich die Energie des Charakters finde, welche ein Director einer solchen Anstalt besitzen müsse, so sehr man auch seine wirklich achtungswürdigen Eigenschaften anerkenne. Hätte die Section ge-

glaubt, dafs bei dem Wunsche, den etc. W. in die Regierung aufzunehmen, die Absicht sey, ihm auch die Direction zu übertragen, so würde sie gleich ihre Meinung unverholen hierüber geäufsert haben.

Aufserdem sey wirklich der Posten eines Directors wegen der Vielfachheit seiner Geschäfte mit dem eines Regierungsraths unverträglich. Die Section werde sich daher alle ersinnliche Mühe geben, einen recht tüchtigen andern Director ausfindig zu machen, allein auf jeden Fall mit Hrn. v. E. über die Wahl vorher correspondiren.

In Ermangelung eines Directors übernehme W. sehr natürlich als Regierungsrath die Direction, gebe sie aber, wenn einer komme, als eine für ihn zu mühsame und specielle Verwaltung, eben so natürlich ab, und behalte blofs die Ertheilung des historischen Unterrichts. Hierin liege nicht das mindeste Anstöfsige, da öfters Subordinations-Verhältnisse, nach Verschiedenheit der Geschäfte, auch verschieden seyen.

Dafs das Provincial-Curatorium jetzt durch die Aufsicht der Regierung mehr als hinlänglich ersetzt werde, darin werde Hr. v. E. mit der Section übereinstimmen, allein vermuthlich auch der Meinung seyn, dafs den beiden jetzigen Curatoren ihr ohnehin kleines Gehalt gelassen werden müsse. Gehe künftig das adliche Directorium und Curatorium ein, so erspare der Etat 1166 Thlr. jährlich.

Was die Lehrer betreffe, so könne die Section die Ascension des etc. G. nicht genehmigen. Hr. v. E. werde selbst fühlen, dafs, ob man gleich den jetzigen Lehrern ihren Werth nicht absprechen wolle, doch keiner unter ihnen sey, der als Gelehrter im Mindesten einen Namen besitze, und dafs auch der Zahl nach die Akademie, ungeachtet ihrer 20,000 Thlr. Einkünfte, weniger gut als viele bei weitem ärmere Gymnasien bedacht sey. — —

Der etc. R. könne nur genommen werden, wenn er wirklich eine sehr schöne Hand (auf deren Erwerbung bei den Zöglingen vorzüglich zu sehen sey) schreibe. Dafs er zugleich Secretair- oder Copisten-Geschäfte beim Director zu verrichten im Stande sey, verdiene keine Rücksicht. W. könne sich dazu eines Subalternen der Regierung bedienen und ein neuer Director habe mehr Zeit. Vorzüglich müsse beachtet werden, ob der calligraphische Unterricht nicht durch einen in Liegnitz schon anwesenden Lehrer gleich gut und wohlfeiler ertheilt werden könne.

Die Zulage von 500 Thlr. für die 5 Lehrer sey noch zu suspendiren, um so mehr, als, wenn das landwirthschaftliche Institut in Flor komme, sie Verdienst durch Privat-Unterricht, vielleicht auch durch Pensionnairs, erhalten könnten. Müfsten Sie, nach dem neuen Lehr-Plan, mehr Stunden als bisher übernehmen, so könnten ihnen diese Stunden durch eine billige monatliche Zulage vergütigt werden.

Dem Institut gleich jetzt wenigstens Einen recht brauchbaren und hinlänglich gelehrten Lehrer mehr zu verschaffen, werde sich die Section unverzüglich bemühen.

Bei der Beurtheilung der Möglichkeit eine Erweiterung des Lehrer-Personals, sey der Punkt der Manege vorzüglich in Erwägung zu ziehen.

Es schmerze die Section in der That, dafs sie, da Hr. v. E. grofsen Werth auf die Herstellung des Unterrichts im Reiten zu legen schiene, seine Vorschläge deshalb zu genehmigen, wenigstens in der gemachten Art und gleich, jetzt aufser Stande sey. Allein es sey offenbar, dafs gerade dieser Unterricht ehemals aufserordentlichen Nachtheil hervorgebracht habe, wie der Section schon vor längerer Zeit schriftlich geklagt worden sey, dafs daher, wenn einige mit Abschaffung desselben unzufrieden seyn sollten, andre vielleicht auch gerade diese Abschaffung als ein Zeichen

eines neu einzuführenden ernsteren Studirens ansehen möchten, dafs das Verhältnifs der Kosten des wissenschaftlichen und des gymnastischen Unterrichts ganz unverhältnifsmäfsig wäre, und dafs andre ganz nothwendige Ausgaben unumgänglich Ersparungen erforderten.

Der ganze Aufwand für den Unterricht betrage, die überaus reichlich gerechnete Vermehrung der Bücher- und Instrumenten-Sammlung, die Zulage von 500 Thlr. und das Director-Gehalt von 600 Thlr. mit eingeschlossen, 8,345 Thlr. Davon nun koste der Fecht-, Tanz- und Reitunterricht, wenn man zum letztern alles rechne, was in den verschiedenen Titeln des Etats dazu gehöre, 2474 Thlr., also nahe an ⅓. Der Stallmeister habe mehr Einkünfte, als irgend ein Lehrer. Der Unterricht im Tanzen und Fechten koste bei 2 Personen über 700 Thlr. und der im Zeichnen und der Musik, zwei Künsten, welche offenbar mehr zur Bildung des jugendlichen Alters beitrügen, müsse in Einem einzigen Menschen, verbunden mit einem Inspectorat, für etwa 350 Thlr. zusammengedrängt werden. Hr. v. E. sey zu einsichtsvoll, um hierin nicht grofse Mifsverhältnisse zu finden. Was aber das Schlimmste sey, so zeige leider die Erfahrung in so manchen Anstalten, dafs der Unterricht in diesen Exercitien bei weitem nicht so gut auf die Gesundheit und körperliche Ausbildung wirke, als fast ganz kostenlose, wahrhaft gymnastische Uebungen unter einem Lehrer, wie man sie z. B. in Schnepfenthal finde. Die Section werde demohngeachtet sehr gern den Zöglingen der Akademie das Vergnügen und den Nutzen der Reitbahn wieder verschaffen. Allein dafür gleich 1600 Thlr. wegzugeben, eine Ausgabe von 870 Thlr. etatsmäfsig zu machen, und sich einer Mehrausgabe bei möglichen Unglücksfällen auszusetzen, sey in hohem Grade bedenklich; man müsse wenigstens erst vollkommen übersehen, ob

andre, wirklich nothwendigere Ausgaben diesen Aufwand gestatteten, und es sey auch zu versuchen, ob dieser Unterricht nicht auf eine wohlfeilere Art zu erlangen sey. Da der Stallmeister so gut besoldet werde, und jetzt ein ganzes ansehnliches Regierungs-Collegium in Liegnitz anwesend sey, so entstehe die Frage, ob der Stallmeister nicht auf eigne Kosten und nur so, dafs man den Unterricht der Akademie-Zöglinge bezahle (wie es z. B. in Züllichau sey, wo der Unterricht im Reiten das Pädagogium weiter gar nichts, als das von jedem Zöglinge selbst bezahlte Stundengeld koste) die Anschaffung und Unterhaltung der Pferde übernehmen könne. Man gewinne dadurch doch immer, dafs man alsdann die Sache zu jeder Zeit abbrechen könne, und der Stall nicht so sehr zu einem integranten und für die Folge die Hände bindenden Theil der Anstalt werde. Es sey auch gewifs nicht nöthig, dafs jeder Zögling täglich eine Reitstunde habe. Die Zöglinge der Ecole militaire in Berlin, die doch zum Kriegsdienst erzogen würden, nähmen nur drei wöchentlich. Man ersuche daher Hrn. v. E. noch erst nähere Auskunft zu geben:

ob nicht eine Einrichtung, wie eben erwähnt, getroffen werden könne und erspriefslicher seyn werde? ob im Fall man doch noch zur gänzlichen Abschaffung des Reit-Unterrichts komme, nicht die Unterhaltung der Reit- und Sattelknechte gleich wegfallen, und mit der Besoldung des Stallmeisters irgend eine Modification getroffen werden könne?

ob endlich, wenn der Unterricht auch ganz wieder eingeführt werde, sich erwarten lasse, dafs er seinen Zweck erfüllen könne, da sachkundige Männer dem Sectionschef versichert, dafs, obgleich der Reit-Unterricht ehemals fast die Hauptsache der Erziehung in der Akademie gewesen

sey, die Zöglinge doch nicht vorzügliche Fortschritte im Reiten gemacht hätten. — Nach dem Eingehen dieser Erläuterungen werde sich entscheiden lassen, ob dieser Unterricht gar nicht wieder einzuführen, oder bis Ostern, um zu sehen, ob bis dahin vielleicht eintretende gröſsere Frequenz ihn erleichtere, zu suspendiren, oder sogleich herzustellen sey?

Die andern so sehr nothwendigen Ausgaben seyen folgende:

1. Ein neuer Lehrer vorzüglich für einen gründlichen Unterricht in alten Sprachen.

2. Einer, wenn er auch nur ein Collaborator sey, für Mathematik und Naturwissenschaften, zwei auch für das landwirthschaftliche Institut so wichtige Zweige.

3. Der pädagogische Director, dessen Gehalt aber schon etatsmäſsig sey. Hrn. W. hierzu zu nehmen, sey allerdings eine Ersparung, allein kein wahres Hülfsmittel, da offenbar nun mehrere neue Lehrer den Unterricht auch in neuen Schwung bringen, und ihm das wahre Leben ertheilen könnten.

4. Seyen die Inspectoren viel mehr als die Professoren, weil ihr Amt weniger Nebenarbeiten erlaube, einer Zulage bedürftig, und wenn die Anstalt, wie es so sehr wünschenswerth sey, ein wahres Erziehungs-Institut seyn solle, so sey ihr Amt aufs mindeste gleich wichtig.

5. Ein Englischer und Italienischer Sprachmeister und die Trennung des Zeichen- und Musik-Unterrichts sey ein wahres Bedürfniſs. Es sey durchaus Wunsch der Section, nicht jede Anstalt nach gleichen Grundsätzen zu behandeln, sondern auch zufällig entstandenen ihre Eigenthümlichkeit zu lassen, und sie wolle daher gar nicht die Liegnitzer Ritter-Akademie (die sich immerfort auch durch diesen Namen auszeichnen möge) wie jede andre gymnasien-

artige Erziehungsanstalt behandeln, sondern ihr durch die Möglichkeit, sich darin eine dem Eintritt in die höhere und feinere Gesellschaft angemessene Bildung zu verschaffen, einen Vorzug gewähren. Dazu sey nun nichts so geeignet, als Vertraulichkeit mit Gegenständen der Kunst und Unterricht in fremden Sprachen, und nicht zwar blofs zur Erlangung grammatikalischer Correktheit, sondern auch zur Uebung in richtiger Aussprache und in wahrhaft eigenthümlichen Wendungen. Hr. v. E. sey gewifs selbst der Meinung, dafs, wenn man auf das eine oder andre Verzicht leisten müsse, dieser Vorzug gewifs weit wichtiger sey, als der, welchen man bisher durch einen, vielleicht auch bessern, aber wenigstens weit kostbareren Unterricht im Reiten, Tanzen und Fechten gehabt habe, so wenig die Section diesen Uebungen ihren Werth abspreche. Aus eben diesem Gesichtspunkt werde die Section auch bei der Wahl der Lehrer immer auf Männer sehen, die, neben gründlichen Kenntnissen in Einem Fach, auch eine allgemeine Bildung besäfsen.

6. Das landwirthschaftliche Institut brauche nothwendig, aufser dem blofsen Lehrer der Landwirthschaft mehrere Einrichtungen, zu denen man sich doch die Disposition über 600 bis 1000 Thlr. frei erhalten müsse. Was aber für dasselbe in Absicht auf mathematischen und naturhistorischen Unterricht und selbst auf Sammlungen und Instrumente geschehe, könne auch dem allgemeinen Unterricht zu Statten kommen, und auf diese Weise beide Anstalten einander wechselsweis unterstützen. Um nun diesen Mehrbedarf herauszubringen, sehe die Section bei der genauesten Prüfung des Etats (bei welcher sie freilich von der Voraussetzung ausgehe, dafs Hr. v. E. schon dafür gesorgt haben werde, dafs Alumnat, Bedienung und solche nur an Ort und Stelle zu beurtheilende Artikel nur den möglichst geringen

Aufwand erforderten), nur allenfalls folgende Hülfsmittel vor sich:

1. Die für den pädagogischen Director ausgesetzten und nunmehr nicht dem etc. W., welcher seinen Hauptgehalt bei der Regierung bekomme, zu ertheilenden 600 Thlr.
2. Die für die 5 Professoren vorgeschlagenen Zulagen 500 -
 Hiervon müſste aber denselben immer ein Theil für mehr zu übernehmende Stunden verabfolgt werden.
3. Eine, bis etwa durch Absterben der Pensionaire oder des künftig eingehenden adelichen Directorats gröſsere Ersparungen möglich würden, zu machende Beschränkung des Quanti für Bücher und Instrumente mit 400 -
4. Die projectirten Geldunterstützungen der 6 Königl. Fundatisten 600 -
5. Die für die Ober-Rechenkammer angesetzten . 30 -
 (da bereits bei andern Schulanstalten angenommen sey, daſs Königl. Collegia dergleichen Mühwaltungen unentgeltlich zu übernehmen verbunden seyen.)
6. werde Hr. v. E. am Besten ermessen, ob vielleicht bei den Extraordinarien ein geringeres Quantum als 950 Thlr., wie jetzt, etatsmäſsig gemacht werden könne, woran man jedoch, da Remissions-Fälle vorkommen könnten, zweifle . . — -
7. müsse die Folge lehren, ob vielleicht bei einer zu bewirkenden Verbindung des Gymnasii mit der Akademie eine Ersparniſs an dem jetzigen Zuschuſs von 904 Thlr. zu bewirken stehe.
9. durch Abschaffung des Reitstalles, wodurch augenblicklich 870 -
 und bei künftiger Versorgung, oder Abgang des Stallmeisters und der Knechte, 1750 Thlr. erspart werden.

Summa 3000 Thlr.

Von dieser Seite vorgestellt, lasse sich doch kaum be-

zweiflen, daſs diejenigen Eltern, welche für die Erziehung ihrer Kinder vorzüglich Antheil an der Akademie nehmen, nicht selbst für die Suspension des Reitunterrichts, bis gröſsere Frequenz und somit vermehrtes Einkommen ihn minder schwierig mache, stimmen, und nicht einer Erweiterung des landwirthschaftlichen Instituts, und einer radikalen Verbesserung des wissenschaftlichen Unterrichts denselben gern aufopfern wollten.

Der Professor-Wittwe S. könne die Pension nicht verweigert werden, allein übrigens könne die Section nicht genehmigen, auch für künftig anzustellende Professoren Wittwen Pensionen zu gestatten, da Pensionen nur sehr unzweckmäſsig auf Institute gegründet würden, die immer müſsten einen sichern Etat machen können, und bei denen der Disposition über die Einkünfte zu ihrem wahren Nutzen nichts entzogen werden dürfe.

Die von Hrn. v. E. vorgeschlagene Verbindung des Gymnasiums mit der Akademie finde die Section nicht zweckmäſsig, da sie die Einheit des nun in zwei sehr verschiedene Institute getheilten Unterrichts verhindere, wobei die Gründe nach dem Aufsatz A. auszuführen sind.

Die Section bleibe der Meinung, daſs die einzige gute Art der Verbindung die sey, daſs das Gymnasium nur als höhere Elementarschule fortdaure, und als Gymnasium ganz in die Akademie übergehe. Da in Breslau und andern Städten Schlesiens täglich Adliche und Bürgerliche, so wie auch in Berlin und hier, dieselben Gymnasien besuchen, so könne der Adel wohl hieran keinen Anstoſs nehmen. Der Nutzen sey auch darin offenbar, daſs eine gröſsere Frequenz sowohl die Nacheiferung der Schüler, als die Lehrer selbst belebe, und wirklich erst mit einer gröſsern Anzahl von

Zöglingen und Schülern, die, ohne auf der Akademie zu wohnen, die Lectionen besuchten, das ganze Institut recht in Schwung kommen könne.

Da indefs eine solche Vereinigung vorbereitet werden müsse, und auch erst selbst die Reform der Akademie als vollendet voraussetze, so scheine es rathsam, für jetzt beide Anstalten noch in der alten Trennung zu belassen, wobei jedoch unbenommen bleibe, einzelnen Schülern des Gymnasiums, wann sich Gelegenheit dazu zeige, bei der Akademie, und einzelnen Zöglingen dieser, wenn man ihnen gleich jetzt gelehrteren Sprachunterricht verschaffen wolle, im Gymnasium Zutritt zu erlauben. Um aber eine künftige Umänderung vorzubereiten, ersuche man Hrn. v. E. um eine ausführliche und vollständige Darstellung des ganzen Liegnitzer Stadt-Schulwesens, vorzüglich auch in Hinsicht auf die Einkünfte und Hülfsmittel desselben, und auf Vorschläge wegen Professor W., wenn derselbe vielleicht sich weigere, sein Rectorat gegen eine blofse, auch verbesserte Professur zu vertauschen.

In Absicht des landwirthschaftlichen Instituts wolle man sich an Thaer, den wissenschaftlichsten Oeconomen Deutschlands, wenden, theils um seine Rathschläge wegen Einrichtung desselben zu erhalten, theils um ihn zu ersuchen, ein Subject zur jetzt offnen Lehrer- und Stiftsverwalterstelle vorzuschlagen. Man erbitte sich nur von Hrn. v. E. genaue Nachrichten über die Lage und Beschaffenheit des Schubert'schen Vorwerks, und die genaue Angabe der Geschäfte eines Stiftsverwalters. Die Stiftsverwalterstelle müsse so lange interimistisch verwaltet werden. Die Dismembration des Vorwerks sey fürs Erste zu unterlassen oder anzugeben, wie das landwirthschaftliche Institut sonst Ackerstücke zu seinen Operationen erhalten könne.

Die Vollziehung des Etats wolle die Section nach von

Hrn. v. E. erhaltener Antwort auf dies Schreiben bewirken. Stimme er in den einzelnen Puncten mit ihr überein, so könnte die noch unbestimmt bleibende Summe zu künftiger Verwendung reservirt werden. Da der Etat doch nur für das künftige Kalenderjahr dienen könne, so sey noch vollkommen Zeit dazu.

2.

Thaer wäre schon vorläufig immer zu befragen:

1. über die ganze Idee des Instituts, dem man jetzt nur 700 Thlr. für den Lehrer, der noch die Stiftsverwalterstelle übernehmen mufs, und etwa noch 1000 Thlr. widmen kann. Ueber das Vorwerk, das zum Institut dienen soll, ist die Bemerkung aus dem Etat abzuschreiben. Die Dismembration werde nun unterbleiben müssen;

2) um ein Subject, das er als Lehrer empfehlen könne;

3) um genaue Vorschläge wegen der Einrichtung des Instituts.

3.

Die Anfrage an Merkel wegen des Directors müfste vorzüglich auf einen recht pädagogisch gebildeten, und der sich Vertrauen in der Provinz zu verschaffen verstehe, gehen. Denn ohne gehörige Frequenz schlummert das Institut ewig.

Ueber

das Musée des Petits-Augustins.

Ueber
das Musée des Petits-Augustins.

Erster Brief.

Unter allen hiesigen Kunstsammlungen hat mich kaum eine andre so angezogen als das Museum der französischen Denkmäler in der Strafse *des Petits-Augustins.* Sie wissen, dafs man dort alle Kunstwerke zusammengebracht hat, die bisher in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und auf Plätzen zerstreut standen, und die es möglich gewesen ist den Händen der muthwilligen Zerstörung während der Revolution zu entreifsen. Der Aufseher Lenoir hat sie, so viel es ihm die Enge des Raums verstattete, nach der Zeitfolge geordnet; und es ist in der That ein einziger Anblick, in wenigen Sälen die Fortschritte der Kunst mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen zu können.

Für mich, gestehe ich, besitzt diese Reihe von Denkmälern noch einen andern und höheren Reiz. Bei der Beobachtung des Menschen kommt alles auf das anschauliche Bild des Gegenstandes an; das Deuten und Erklären von Handlungen, das Entziffern von Reden und Schriften selbst ist nur wenig ohne den wirklichen Anblick der Person. Ist es nun unmöglich einen lebendigen Blick in die Vorzeit zu werfen, so führt uns die bildende Kunst wenigstens einzelne bedeutende Gestalten zurück. Die Einbildungskraft heftet sich an ihnen fest, und findet wenigstens so einige Anleitung das Bild jener Jahrhunderte zu zeich-

nen. Es ist nicht, daſs man gerade dadurch neue Angaben empfinge, vorher unbekannte Seiten kennen lernte; aber man lernt besser verstehen und vollständiger zusammenfügen, was der todte Buchstabe der Geschichte nur unvollkommen und einzeln zu liefern vermag. In den Handlungen und noch mehr in den Gedanken und Empfindungen der Menschen sind Abstufungen, Schattirungen und Feinheiten, für welche die Sprache kaum mehr Zeichen besitzt. Diese füllt der Anblick der Gestalt und der Miene aus, bringt dadurch unsre Kenntniſs der Vergangenheit der näher, die wir von der Gegenwart haben, und macht nun erst eine vollständige und zweckmäſsige Vergleichung beider möglich.

Vorzüglich also in physiognomischer Rücksicht bin ich diese Säle durchwandert, in welchen die Statuen, Büsten oder Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwigs bis zu Ludwigs XV Zeiten versammelt sind. Ich habe die einzelnen Köpfe, die mir am meisten bemerkenswerth schienen, genau betrachtet, ihren Charakter in ihren Zügen und den Ausdruck ihrer Physiognomie studirt, sie in Gedanken auf mannigfaltige Weise an einander gestellt und verglichen, bald in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, bald hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte aufgesucht.

Physiognomische Studien sollten vielleicht eher physiognomische Träume heiſsen. Indeſs kann doch Niemand die Thatsache abläugnen, daſs zwischen gewissen Gesichtszügen bis in die festesten Theile hinein und gewissen Charakteren eine so offenbare Aehnlichkeit liegt, daſs jeder an dieselbe erinnert wird. Die Physiognomik ist nur dadurch so verdächtig geworden, daſs man sie zu einem Mittel herabgewürdigt hat das Innere des Menschen in seinem Aeuſsern zu lesen, und dadurch der eigentlichen, Zeit und Ge-

legenheit kostenden Prüfung zuvorzukommen; — ein sonderbarer Vorschlag in der That, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und selbst der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrümmter Umrisse zu vertauschen! Gerade umgekehrt ist sehr oft die auf andern Wegen erlangte Kenntniſs des innern Charakters nothwendig, um die Gesichtsbildung nur zu entziffern und zu verstehen; auf alle Fälle muſs das Studium beider immer Hand in Hand gehen: und wenigstens ist die ächte Physiognomik für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntniſs eben so zweckwidrig, als sie für die höhere unentbehrlich ist. Der gewöhnliche Menschenbeobachter, so wie ihn das thätige Leben fordert, sucht nur die auffallenden, praktisch wichtigen Eigenschaften auf, Vorzüge und Fehler, die aus mannigfaltigen Ursachen entstehen: fremd angenommen, oder in der Anlage vorhanden, nachher aber unterdrückt seyn können. Für diesen ist die Sprache der wahren Physiognomik bei weitem zu fein. Was für ihn gerade die Hauptseiten sind, davon zeigt sie ihm entweder keine Spur, oder sie zeigt sie in andern eigenthümlicheren Eigenschaften, die ihre entfernte Quelle ausmachen und aus welchen man sie nur mit Mühe ableiten würde. Er braucht daher besonders nur die Kenntniſs des Mienenspiels; und das Mehrere, was er auſser diesem Gebiete dazu erwerben wollte, brächte ihn nur in Gefahr sich zu verwickeln und zu verwirren.

So bleibt also die eigentliche, theoretische Physiognomik immer nur ein Geschäft für müſsige Grübler und gleichsam ein Luxus des menschlichen Verstandes. Dennoch können zwei Personen einen hohen und würdigen Gebrauch von ihr machen, der Philosoph und der Künstler. Der Philosoph studirt den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein, und achtet auch noch auf die Feinheiten der

Feinheiten. Denn seine Absicht ist die geistige Bildung desselben, in allen ihren Verhältnissen, in ihrer vollkommenen Einheit; und daher giebt es nichts, was er ungestraft vernachlässigen dürfte. Hier dient ihm nun die Physiognomik auf eine doppelte Weise. Sie giebt ihm eine Anleitung auf den ersten Anblick, orientirt ihn, und weist ihm ohngefähr die Classe an, in die er das Individuum zu setzen hat; hernach aber, wenn er sich eine gewissermaſsen hinreichende Kenntniſs des innern Charakters verschafft hat, wird sie ihm ein nothwendiger Vergleichungspunkt, und lehrt ihn vorzüglich, nicht zu sehr durch die Beobachtung zu trennen, was in der Natur verbunden, nicht zu übersehen, was in ihr nur schwach angedeutet, und selbst das nicht zu verlieren, was in ihr nur in der Anlage vorhanden ist. Von dem, was er nur in Begriffen erkannt hat, giebt sie ihm ein Bild und führt dadurch alle Vortheile der Anschaulichkeit mit sich.

Allein immer, muſs man gestehen, wird die Kenntniſs des Charakters öfter dazu dienen die Gesichtsbildung, als diese jenen verständlich zu machen; und der wahre Zweck der Physiognomik sollte also kein anderer als die Kenntniſs der menschlichen Physiognomie, unabhängig von allem inneren Charakterstudium, seyn. Die Gesichtszüge und die ganze äuſsere Bildung des Menschen sind einmal eben so gut ein Theil der Natur als seine innere Einrichtung; es sind Formen, in welchen, Spiele des Zufalls abgerechnet, offenbar eine gewisse Regelmäſsigkeit obwaltet. An der Aufsuchung dieser den Geist zu üben, wäre schon an sich ein hinreichender Zweck; einen Gegenstand mehr zu erhalten, der uns ein verständlicher und durchaus in Gedanken übersetzbarer Stoff ist, wäre an sich wichtig: es wäre es um so mehr, als dies Studium (wenn Sie ihm diesen Namen vergönnen) uns überall hin begleiten, jeden Augenblick ausfüllen kann, und

keine andere Beschäftigung einen einzigen zu entziehen braucht. Aber es empfiehlt sich noch mehr dadurch, daſs es uns ein neues und anschauliches Bild der Menschheit giebt. Denn mit dem Worte wie mit dem Begriff der Physiognomik ist nothwendig immer der Ausdruck und die Bedeutung der Züge verbunden; und alles, was man zu vermeiden hat, ist nur, diese Bedeutung — den Sinn der Hieroglyphe — und ihre Kenntniſs zum Endzweck zu machen. An dieses Bild reiht man und mit ihm vergleicht man den intellectuellen, aus andern Quellen geschöpften Begriff, und setzt so das ganze Individuum in seinen Gedanken aus dieser doppelten Art des Erscheinens zusammen. Es kommt nicht darauf an die innere Bildung aus der äuſseren zu errathen; allein der Mensch ist höher und schöner, wenn die erstere auch seine Miene und seine Gestalt lebendiger durchstrahlt.

Wenn es mir gelingt die Physiognomik ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinüberzuziehen, so bin ich Ihrer Theilnahme gewiſs. Denn in diesem Gebiet, und besonders wie der Künstler dessen zu seinem Geschäfte bedarf, ist kein Punkt Ihnen gleichgültig. Auch Ihnen nun sind gewiſs die Fehler, welche selbst groſse Künstler in dem physiognomischen Theil ihrer Werke begehen, nicht unbemerkt geblieben. Ich will hier nicht wiederholen, was Lavater einigemal sehr scharfsinnig gezeigt hat, daſs sie hier und da Züge in demselben Gesicht mit einander verbinden, die in der Natur nie zusammen angetroffen werden. Grobe Widersprüche dieser Art können nur den unaufmerksamsten Beobachtern der Natur begegnen, und die feineren bleiben auch dem Kenner verborgen. Allein was ich vorzüglich vermisse, ist Einheit in mehreren zusammengehörenden Physiognomien, Mannigfaltigkeit in verschiedenen, und Naturcharakter in jeder einzelnen. Kann man

auch den Künstler nur selten eigentlicher Versehen zeihen (wozu schon der Sinn der Zuschauer bei weitem mehr für diesen Gegenstand geschärft seyn müfste), so mufs man doch meistentheils gestehen, dafs er in einen, und in einen nicht unwichtigen Theil seines Werkes nicht genug Gehalt gelegt hat; und ich weifs kaum, welcher dieser beiden Mängel störender ist. Der physiognomische Theil eines Gemäldes wäre einer grofsen Wirkung fähig und bringt gewöhnlich nur eine sehr kleine hervor. Dadurch aber entsteht ein störendes Mifsverhältnifs im Ganzen, und man sucht vergebens in diesem Theil die Einheit, Mannigfaltigkeit und Wahrheit der Natur.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man in demselben Bilde, ja in derselben Familie antike und moderne Gesichtsbildungen neben einander antrifft? ein Fehler, dessen Einige, und nicht mit Unrecht, einige Gemälde David's beschuldigen. Aufserdem dafs man dadurch unmittelbar an den Künstler und sein Ideal erinnert wird, kann die Einbildungskraft nicht mehr ungestört von einer Gestalt zu der andern übergehen, von der Mutter zur Tochter hinab- und von ihr zu dem Vater hinaufsteigen. Zwar lassen sich allerdings auch in der Wirklichkeit dergleichen Sprünge aufzeigen. Allein der Künstler soll die Natur, nicht den Zufall, also nicht ihre Ausnahmen, sondern ihre Gesetzmäfsigkeit, nachahmen. Ein andrer höchst gewöhnlicher Fehler ist es, dafs fast jeder Maler seine Lieblingsphysiognomie hat, die er immer, oder wenigstens oft in verschiedenen Lagen, und nur mit unbedeutenden Abänderungen, wiederbringt. Hierzu werden Ihnen die Belege augenblicklich von selbst einfallen. Es ist nicht zu läugnen, dafs dieser Fehler besonders bei Köpfen, die an das Idealische gränzen, schwer zu vermeiden ist; aber es ist darum nicht minder

gewifs, dafs er die Wahrheit der Natur auf eine sehr unangenehme Weise stört.

Was aber, wenn man die höchste Wirkung der Kunst verlangt, am meisten Schaden thut, ist, wenn die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche Lage der Gesichtszüge von der habituellen nicht deutlich unterschieden ist. Dieser Fehler kann fast in allen Künsten statt finden; und man wird besonders in Frankreich auf denselben aufmerksam gemacht, da es der beständige und beinahe charakterische der französischen Theaterdichter und Schauspieler ist, bei denen immer der individuelle Charakter in der allgemeinen Leidenschaft untergeht. Er ist in den bildenden Künsten, die wirklich immer nur Einen Augenblick darstellen, sogar minder störend, aber er bleibt nichtsdestoweniger immer eine tadelnswürdige Unvollkommenheit. Man darf nicht lange suchen, um hierfür Beispiele aufzufinden. Ich erinnere Sie nur an Eins, an Katharina von Medicis, wie sie Rubens in dem Augenblick nach ihrer Niederkunft darstellt. Man hat gerade dies Stück vorzugsweise als ein Muster des Ausdrucks angeführt, und es ist wenigstens unter französischen Kunstrichtern Sitte geworden über diese Vermischung des Ausdrucks schmerzhafter Ermattung und mütterlicher Liebe in Bewunderung auszubrechen. Was ich aber hier vermisse, ist der Ausdruck des eigentlichen und bleibenden Charakters, der nur hier in diese Gefühle übergeht; ich vermisse ihn um so mehr, als es nothwendiger war eine Lage, die überhaupt schwer auf eine künstlerische Weise behandelt werden kann, und einen Moment, in dem die Seele nothwendig und zum Theil körperlich abgespannt ist, durch eine höhere Würde zu halten und zu erheben. Dagegen sehe ich hier mehr eine gebärende Mutter als die Königinn, die Millionen einen neuen Beschützer und Wohlthäter schenkt. Vielleicht schaden auch der Hauptfigur die

Nebenfiguren. Von lauter allegorischen, übermenschlichen Gestalten umgeben, erscheint Katharina auf ihrem Sessel hingestreckt minder grofs und erhaben. Ueberhaupt aber sollte wohl bei allen sanften oder gar abspannenden Leidenschaften der Charakterausdruck hervorstechender seyn als bei den entgegengesetzten, da diese letzteren schon für sich der Züge mehr haben und auch weniger etwas anderes neben sich ertragen.

Was ich in diesen verschiedenen Fällen tadle, ist also eigentlich Mangel an der Wahrheit und dem Reichthum der Natur. Wenn ich auf der Strafse gehe, wenn ich eine Wachparade vorbeimarschiren sehe, wenn ich mich unter einer versammelten Volksmasse befinde, so geniefse ich nicht nur eines angenehmen und ergötzenden Schauspiels, sondern das Bild der Menschheit in meiner Phantasie gewinnt auch neue und interessante Seiten mehr: besonders wenn, wie hier in Frankreich, auch die untersten Volksclassen, durch einen höheren Grad der Cultur, eine gröfsere Individualität der Gesichtszüge besitzen. Erinnern Sie Sich wohl oft dasselbe bei einem Gemälde erfahren zu haben? Ich zweifle sehr. Zum Theil entsteht dies freilich sehr natürlich daher, dafs die Handlung, die in dem historischen Gemälde das Herrschende ist, dem Ganzen eine Einheit giebt, welche selbst den Zuschauer hierauf zu achten und gleichsam müfsig unter den handelnden Personen umherzuschweifen verhindert. Aber es ist nicht das allein; untersuchen Sie nur die einzelnen Bildungen genauer, und Sie werden nur selten in Einer den eigentlichen Naturcharakter finden: den Charakter, welcher Ihnen den Menschen, wie er Ihnen im Leben begegnet, nur als ein Ganzes der Phantasie, vor das Auge bringt.

Freilich ist die Sache auch in hohem Grade schwierig. Für die Gesichtsbildung läfst sich selten ein Modell finden,

der Künstler kann also nur selten nach der Natur arbeiten. Will er erfinden, so fällt ihm, möchte ich wetten, meistentheils zuerst die Handlung, der Ausdruck ein; danach bestimmt er die Miene, nach der Miene die Züge: und so wird natürlich, was das Erste seyn sollte, das Letzte und Unbestimmteste, und entsteht, statt aus der Natur genommen zu seyn, nach einem Begriff. Ein Beweis dieses Vorwaltens des moralischen Ausdrucks scheint mir noch folgender zu seyn. Gehen Sie in Gedanken die vorzüglichsten Weiberköpfe durch, die Sie Sich erinnern auf Gemälden gesehen zu haben: und ich müfste mich sehr irren, oder Sie werden in ihnen weniger Mannigfaltigkeit finden als in den männlichen, eben so in den Jünglingsköpfen weniger als in den ausgebildeten; und am besten gerathen immer die alten. Schwerlich würden Sie dasselbe von den weiblichen Physiognomien z. B. in der Natur behaupten wollen. Der Unterschied kommt also wohl nur daher, dafs die meisten Maler ihre Gesichter mehr nach dem moralischen Ausdruck als nach den physischen Formen variiren, und diesem Ausdruck in der sanfteren und harmonischeren Weiblichkeit natürlich weniger Herrschaft einräumen können.

Nicht also als moralische Hieroglyphen, sondern als reine Naturformen (mit oder ohne Begleitung) mufs man die Gesichtsbildungen betrachten, wenn die Physiognomik dem Künstler brauchbar werden soll. Ihre Aufgabe ist nun: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läfst? und schon diese Aufgabe selbst zeigt deutlich genug, auf welchen Boden der Physiognom auftritt: nämlich auf einen solchen, wo wenigstens scheinbar der Zufall regiert.

Vielleicht wundern Sie Sich, dafs ich die Bildung der Gesichtszüge blofs der Natur zuschreibe, da doch der Geist,

der dieselben belebt, offenbar einen so grofsen und mächtigen Einflufs darauf ausübt. Allein wenn Sie das abrechnen, was blofs Miene (pathognomisch) ist, blofs willkürliche Bewegung eines beweglichen und der Willkühr unterworfenen Muskels, so kann der Geist selbst seinen Einflufs nur in Theilen zeigen, deren Umwandlungen ganz und gar den allgemeinen Gesetzen der körperlichen Natur folgen. Die Veränderungen, die er in ihnen hervorbringt, müssen jenen Gesetzen gemäfs seyn; und so kann man seine Einwirkung geradezu auch als Natur ansehen, weil sie durch die Gesetzmäfsigkeit dieser modificirt wird.

Ich darf nicht fürchten, dafs Sie auch nur die ersten Grundzüge einer theoretischen Physiognomik hier von mir erwarten. Bin ich aber auch schon zu tief in die Theorie eingegangen, so müssen Sie mir doch noch, ehe ich von meiner Abschweifung zurückkehre, Eine Bemerkung erlauben.

Der Physiognom mufs darauf Verzicht thun Gesetze aufzustellen. Er kennt nur Typen. Der Unterschied zwischen Typus und Gesetz ist freilich wohl kein anderer als, dafs wir uns begnügen müssen in seiner Gestalt das wirklich zu erkennen, was es uns unmöglich ist aus Begriffen als nothwendig einzusehen; allein er ist darum für uns nicht weniger wesentlich. Was man also zuerst zu thun hat, ist, die verschiedenen Typen der menschlichen Physiognomien aufzusuchen, und wo möglich ihre Zahl und Unterordnung zu bestimmen. Ohne auf die Unterschiede der Racen, Nationen und Familien, die immer feiner sind und denen man leicht Einbildungen beimischt, Acht zu geben, mufs man seinen ganzen Vorrath beobachteter Physiognomien nun durchgehen und ordnen, gröfsere und kleinere Classen absondern, die Individuen ausziehen, die als Muster einer oder

der andern gelten können, und die nicht vergessen, welche zwischen zweien in der Mitte stehen.

Erst auf die so beobachtete Form darf das Studium des Ausdrucks folgen. Denn der Ausdruck läſst sich nie von der Physiognomie trennen; das, was sie recht eigentlich zur Physiognomie macht, das Ganze, liegt sogar nur darin und ist nur dadurch zu bezeichnen. Nur muſs sich der Physiognomiker nicht darum bekümmern, ob das Individuum selbst in seinem Charakter die Seiten besitzt, welche dieser Ausdruck andeutet, oder nicht. Dies ist eigentlich der Physiognomik überhaupt, und wenigstens ihm jetzt noch, schlechterdings fremd. Der Ausdruck liegt weniger in der Form als in den kleinen mit Worten nicht mehr auszudrückenden Zügen, dem Licht und Schatten u. s. f. Man muſs ihn mit der Form vergleichen, und untersuchen, ob, wenn auch an sich jeder mit jeder Form vereinbar ist, doch nicht gewisse vorzügliche Wahlverwandschaften unter beiden statt finden.

Wären die Gesichtsbildungen auf diese Weise als reine Naturformen beobachtet, so könnte man nachher die Art durchgehen, wie sie in der Wirklichkeit angetroffen werden: als Charaktere der Nationen, Familien, Stände, Beschäftigungen u. s. f.; und endlich auch ihr Verhältniſs zur inneren Gesinnung bestimmen: wobei man indeſs in einzelnen Zügen mit einzelnen Eigenschaften immer nur die ganze Gesichtsbildung mit dem ganzen Charakter vergleichen dürfte, um daraus die vollständige Individualität zusammenzusetzen.

Diese allgemeinen Bemerkungen glaubte ich voraus-schicken zu müssen, wenn Ihnen das Folgende ganz klar seyn sollte. Denn überall, werden Sie finden, habe ich auf den Typus der Physiognomien, und darauf geachtet, ob die Natur dieselben mehrere Jahrhunderte hindurch, in den-

selben oder verschiednen Familien, in einer gewissen und regelmäfsigen Folge bildet.

Aufserdem dafs der Mensch in seinem geistigen Fortschreiten einen freien, durch keine Regel zu bestimmenden Gang nimmt, entwickelt er sich zugleich nach allgemeinen Gesetzen der Natur; und wohl allein auf diese Weise entsteht das, was man den allgemeinen Charakter der Familien, Nationen und Jahrhunderte nennt. Nur die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses dieser doppelten Einwirkung kann einigermafsen den Zusammenhang erklären, in welchem mehrere Menschenalter mit einander stehen, und der Lösung der grofsen Aufgabe näher führen: auf welche Weise sich der Einzelne so auszubilden vermag, dafs er am dauerhaftesten und zweckmäfsigsten auf sein Zeitalter, seine Nation und endlich durch diese und eine Menge anderer mittlerer Stufen hindurch auf das ganze Menschengeschlecht einwirkt? Keine andere hat daher für die allgemeine Geschichte der menschlichen Bildung eine so grofse und ausgebreitete Wichtigkeit.

Allein ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Doch scheue ich mich auf diese allgemeinen Betrachtungen einige einzelne und zerstreute Beobachtungen folgen zu lassen. Ich schliefse also für heute und verspare die Beschreibung des Museums, die ich Ihnen versprach, auf ein ander Mal.

Zweiter Brief.

Das Kloster der kleinen Augustiner ist ein kleines, und zu dem Zweck, zu welchem man es jetzt bestimmt hat, wenig bequemes Gebäude. Der Raum ist für die Menge der Denkmäler, die man darin aufstellen will, bei weitem zu eng; die Säle haben nicht Höhe und Licht genug, und die schönsten Statuen und Monumente verlieren dadurch an Gröſse und Würde.

In der Mitte des viereckten Klostergebäudes ist ein kleiner Garten, um denselben herum gehen vier Kreuzgänge, und an diese stoſsen mehrere gröſsere und kleinere Säle. Auſserdem hat das Gebäude zwei Höfe, und einen gröſseren, zum Theil mit Bäumen besetzten Platz. Die Denkmäler, Bildsäulen und Büsten sind in diesen verschiedenen Abtheilungen zum Theil wirklich aufgestellt, groſsentheils aber liegen sie noch in den Kreuzgängen und besonders auf den Höfen in sonderbarer Verwirrung umher. Denn auſser dem Garten und zwei Kreuzgängen sind erst vier Säle so gut als gänzlich vollendet. An den andern wird noch gearbeitet.

Es war ein glücklicher Gedanke diese in so vielen zum Theil abgelegenen Kirchen zerstreuten Kunstwerke zusammenzubringen und in chronologischer Folge aufzustellen. Sobald sie aufhörten als historische Denkmäler

oder als Gegenstände religiöser Ehrfurcht geachtet zu werden, konnte nur der Schutz der Kunst sie vor künftigen Miſshandlungen sichern; und bei der jetzigen Einrichtung gewinnt man noch auſserdem den Vortheil alle auf einmal zu übersehen. Auch muſs man gestehn, daſs für die schrecklichen Auftritte, welche Paris und die umliegende Gegend in diesen letzten zehn Jahren erlebt hat, bei weitem mehr, als man denken sollte, den Händen der Zertrümmerer entrissen worden ist. Desto mehr aber ist es zu bedauern, daſs man die neue Aufstellung nicht gleich nach einem gröſseren Plan und in einem schöneren Gebäude angefangen hat. In glücklicheren Zeiten, wo es wieder möglich seyn wird gröſsere Summen auf die Kunst zu wenden, wird man es schwerlich ertragen können diese Denkmäler auf eine ihrer so wenig würdige Art aufgestellt zu sehen; und eine Veränderung führt alsdann nur Kosten, neuen Zeitverlust, sogar Gefahr für die Kunstwerke selbst mit sich. Indeſs ist es immer unbegreiflich viel, daſs diese Anstalt bis jetzt auch nur so weit gediehen ist; und das Publikum verdankt es allein dem unermüdlichen Eifer des Aufsehers Lenoir, welcher sich ganz und gar der Einrichtung dieses Museums gewidmet zu haben scheint.

Der kleine Klostergarten ist wie ein Elysium angelegt. Auf Rasenplätzen erheben sich unter dem Schatten von Cypressen und Pappeln ältere und neuere Grabmäler. Der Connetable Bertrand du Guesclin an der Seite seines Freundes Léon von Lusignan, letzten Königs von Klein-Armenien, und Andere ruhen hier neben einander; und in der Mitte sieht man ein Ueberbleibsel von Héloisens Grabstein neben einem Denkmal auf Rohault, Descartes Freund, und einem andern eines französischen Schauspielers, der im Anfang der Revolution starb. Wenn auch dieser Platz ganz und gar weder den feierlichen Ernst, noch die melancholische

Ruhe verkündigt, die man ihm hat geben wollen, und man gleich gestehen mufs, dafs es nicht der Mühe werth war die Zeitfolge der Denkmäler zu unterbrechen, um diese Wirkung hervorzubringen; so machen die Statuen mitten unter dem Laub der Bäume, das sie zum Theil bedeckt, immer einen guten und überraschenden Effect. An den Wänden des Klostergebäudes ranken sich Weinstöcke herauf, und zwischen ihnen steht auf Consolen eine Reihe von Büsten. Unter diesen im Garten selbst sind Bildsäulen von Heiligen und einigen allegorischen Figuren aufgestellt, unter welchen einige gut gearbeitete sind. Auf den Rasenplätzen in der Mitte endlich befinden sich die Grabmäler. Aber ich kehre zu dem Gebäude zurück, um die verschiedenen Kunstwerke der Zeitfolge nach flüchtig zu durchlaufen.

Der Saal des dreizehnten Jahrhunderts ist der erste. Ein nicht grofses, ziemlich dunkles, in der Mitte von zwei Pfeilern unterstütztes Kreuzgewölbe enthält die Cenotaphe der Vorgänger Ludwigs IX, die meistentheils unter seiner Regierung und auf seinen Befehl gearbeitet sind. Die Verzierungen dieses Saals sollen dem Zeitalter analog seyn. Die Thüren sind in gothischer Form, mit gothischen Inschriften, die Fenster mit gemalten Glasscheiben, und in der Mitte hangen einige Grablampen. Die einzelnen Stücke, welche man zu diesen Verzierungen gebraucht hat, sind zum Theil selbst Alterthümer und aus jetzt zerstörten Gebäuden genommen. So ist z. B. die Einfassung der Thüren aus St. Denis. Obgleich diese Verzierungen im ganzen ziemlich gut angeordnet sind, so sind sie doch, wie fast alle in diesem Museum, nicht frei von kleinlichem, modern-französischem Geschmack, und durchaus zu bunt: und schaden daher der Wirkung, die man hat erreichen wollen.

Die Cenotaphe sind von mehreren Königen aus den

ersten drei französischen Königsgeschlechtern von Chlodwig bis auf Philipp den Schönen. Ihre Statuen, sämmtlich (die Philipps des Kühnen und seiner Gemahlinn allein ausgenommen, welche von schwarzem Marmor sind) in Sandstein ausgehauen, liegen auf den Grabsteinen; neben ihnen ruhen meistentheils, bei den früheren zur Rechten, bei den späteren zur Linken, ihre Gemahlinnen, und zu ihren Füſsen sieht man kleine Löwen oder Hunde. Alle diese Arbeiten sind, wenn nicht von demselben Meister, doch zu derselben Zeit gemacht. Indeſs scheint es beinahe, als habe der Künstler eine Art der Täuschung hervorbringen und ein Fortschreiten der Kunst andeuten wollen. Wenigstens sind die Gewänder, obgleich alle der älteren Könige dieselbe Kleidung tragen, bei den frühesten ganz einfach und gerade heruntergehend, bei den späteren hingegen reicher, feiner geschlagen, und mit mehreren und mannigfacheren Falten. Die Frauen sind fast ganz eben so gekleidet als die Männer, und der völlige Körperbau ist besonders bei den ältesten nur äuſserst schwach angedeutet.

Die meisten dieser Grabmäler sind aus St. Denis hierher gebracht worden. Die Statuen sind fast alle mehr oder weniger verstümmelt und beschädigt. Doch rührt dies nicht allein aus den Zeiten der Revolution her. Zur Zeit der Ligue drangen die Ligueurs in die Abtei St. Denis ein und verstümmelten viele der Denkmäler, die sie dort fanden. Auch ist der an sich lockere Sandstein unstreitig von selbst verwittert.

Weder in Rücksicht der Arbeit, noch der Physiognomien zeichnen sich unter diesen Statuen einzelne aus. Unter allen herrscht, ob es ihnen gleich nicht an Individualität fehlt, doch im ganzen dieselbe Gesichtsform. Es sind groſse längliche, sehr knochenstarke Gesichter, mit wenigem, höchstens frommem und gutmüthigem Ausdruck. Ihr langer

Bart vermehrt noch das Sonderbare ihres Anblicks; und sie gleichen nicht wenig den steifen Königsfiguren, die man auf alten Holzschnitten und noch jetzt auf unsern Karten sieht.

Nur Chlodwig unterscheidet sich merklich von allen anderen. Seine Statue, die allein auf seinem Grabmal liegt, ist nicht aus St. Denis, sondern aus der Kirche Ste. Généviève hierher gebracht worden. Sie ist zwar gewifs nicht aus seinem Jahrhundert, aber, wie es scheint, auch nicht mit den übrigen unter Ludwig IX gearbeitet. Da diese Kirche nach der Zerstörung, die sie im 9ten Jahrhundert erlitten hatte, unter Robert dem Weisen wieder hergestellt ist, so vermuthet man, dafs sie bald nach dieser Zeit verfertigt worden sei. Der Künstler scheint gefühlt zu haben, dafs er die Bildsäule eines grofsen Mannes zu machen hatte; wenigstens treten die Züge bei weitem klarer und mächtiger als selbst in den späteren Statuen aus einander, und besonders ruht auf der Stirn, den Augenbraunen und dem Anfang der Nase (denn die Spitze ist restaurirt) eine gewisse unverkennbare Gröfse. Seine Kleidung ist wie die der übrigen Könige, nur hat er auf dem Kopf ein Diadem und im Gürtel einen Almosenbeutel.

Das Gesicht Ludwigs IX in der Statue, die in diesem Saale steht, und noch nicht die beste von denen seyn soll, welche man ehemals von ihm hier gehabt hat, trägt unverkennbare Züge der Schwäche und Gutmüthigkeit, besonders um den Mund und das Kinn herum, an sich. Wenn man sie mit den Kupfern vergleicht, die nach Siegeln und Münzen gemacht sind, so ist sie diesen sehr ähnlich, und hat nur einen bessern und angenehmeren Ausdruck.

Zwischen den Pfeilern, welche in der Mitte des Saals das Gewölbe tragen, steht das Grabmal der beiden Söhne Ludwigs IX, Ludwig und Johann, die beide jung starben. An

dem Kissen, auf welchem der Kopf des einen, wahrscheinlich Ludwigs, des ältesten, ruht (der nach seiner Grofsmutter Tode, in der Abwesenheit seines Vaters, die Regentschaft vertrat), knieen zwei Engel, wie Chorknaben gekleidet. An den Seiten des Cenotaphs sind Basreliefs, die Ludwigs Leichenbestattung vorstellen. Es sind blofs einzelne Figuren, vermuthlich aus dem Zuge, welcher der Leiche folgte, die wie in einem gothischen Bogengange, jede in einem einzelnen Bogen allein, stehen. Fast bei allen sind die Köpfe abgeschlagen; aber man sieht an dem Wurf der Gewänder, bei dem das verschiedene Costüm der Stände und Würden beobachtet ist, dafs die Arbeit für die Zeit, in welcher sie gemacht war, nicht ohne Werth gewesen seyn kann.

Noch hangen in diesem Saal drei andere Basreliefs, von denen ich Ihnen ein Wort sagen mufs.

Eins besteht aus zwei zusammengehörenden Tafeln von Sandstein, und stellt die Gründung des Klosters der heil. Katharina im *Val des Écoliers* nach dem Siege bei der Brücke von Bovines (im Jahre 1214) vor. Es ist eigentlich kein Basrelief; denn die Figuren sind nicht erhoben gearbeitet, sondern ihre Umrisse sind in den Stein gegraben, und diese Vertiefungen ehemals, wie man noch deutlich sieht, mit Farben und Gold ausgefüllt gewesen. Auf dem einen Stein stehen zwei Krieger und ein Mönch, auf dem andern wieder zwei Krieger und Ludwig der Heilige. An allen diesen sechs Figuren sind blofs die Umrisse, und diese sehr roh und ohne alle Beobachtung der Perspective, gezeichnet. Sie stehen einzeln; und es würde unmöglich seyn ihre Verbindung und den Sinn der ganzen Vorstellung zu errathen, wenn der Künstler nicht dafür durch eine doppelte Inschrift gesorgt hätte. Der Grund ist nicht leer gelassen, sondern mit bunten, aber regelmäfsigen, den Lilien ähnlichen Figuren angefüllt. Das Ganze ist daher eigent-

lich ein Gemälde, wo die Farbe in eingegrabenen Vertiefungen aufgetragen ist, nur ohne Licht und Schatten, und ohne alles, was die eigentliche Kunst charakterisirt.

Eine andere Tafel, gleichfalls in Sandstein, stellt die Statue des heil. Hippolytus vor. Der Heilige ist nackt, nur mit einem Tuch um die Lenden, zwischen zwei Reitern ausgespannt, die ihre Pferde nach verschiedenen Seiten hin sprengen. Dicht über dieser Gruppe heben zwei Engel den Märtyrer, nach überstandener Marter, in einem Tuch, aus welchem er betend und knieend mit halbem Leibe hervorblickt, zum Himmel empor. Dies Stück ist bloſs wegen der sonderbaren Symmetrie in der Composition merkwürdig. Die Reiter und die Engel bilden vollkommen ein verschobenes Viereck, in ihrer Mitte hängt der knieende Heilige herab, und auch an beiden Enden des Basreliefs sind symmetrisch gestellte Figuren. Es erinnert an einige ähnlich geordnete Compositionen auf etrurischen und andern antiken Gefäſsen.

Das dritte ist bei weitem besser als dies gearbeitet, ob es gleich noch einen vollkommenen Mangel an allem Begriff von Composition verräth. Auf derselben Tafel und ohne alle Abtheilung dazwischen sind mehrere heilige Gegenstände vorgestellt: in der Mitte die Kreuzigung, der zu beiden Seiten Märtyrer, und andere Vorstellungen. Vorzüglich zeichnet sich Graf Hubert von Thüringen aus. Er kniet, der bekannten Erzählung zufolge, vor dem Hirsch, den er gejagt hat; und da dicht hinter ihm sein Pferd steht, so macht dies eine wirklich wunderbare und charakteristische Gruppe, bei welcher man nur bedauert, daſs der Heilige, wie mehrere Figuren auf diesem Stück, seinen Kopf eingebüſst hat. Die Gewänder dieses Reliefs sind für sein Alter sehr gut gearbeitet und kommen in der Manier mit denen auf dem Grabmal der Söhne Ludwigs überein; bei weitem

weniger gut hingegen ist das Nackte, bei dem die Muskeln kaum angedeutet sind.

Die Denkmäler des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben kaum einen andren als historischen Werth. Sie sind zwar alle, nur einige wenige ausgenommen, von Marmor; aber in keinem zeichnet sich die Arbeit so aus, daſs es besonders herausgehoben zu werden verdiente. Die Form der Königsgrabmäler ist noch im ganzen dieselbe mit der, die wir so eben gesehen haben. Die Statuen liegen bekleidet, nur einzeln, nicht die Königinnen zur Seite ihrer Gemahle, auf den Grabsteinen.

Die Physiognomien würde man, auch die Kleidung und die Nebensachen abgerechnet, leicht von selbst in diese Jahrhunderte der Roheit und Unwissenheit setzen, in denen kaum ein schwacher Funke eines werdenden Lichts aufdämmert. Fast alle tragen in ihren Zügen die Spuren abergläubischer Frömmigkeit und mönchischer Beschränktheit; und da sie einzeln hinlängliche Individualität besitzen, so scheint dies nicht die Schuld des Künstlers zu seyn. Um wenigstens die Reihe der Könige, die in diesem Museum nicht alle vorhanden sind, vollständig durchzugehen, habe ich die Sammlungen ihrer Abbildungen auf dem hiesigen Kupferstich-Cabinette verglichen, unter welchen besonders eine nach alten Siegeln, Münzen, illuminirten Vignetten in Manuscripten u. s. f. verfertigte von historischer Glaubwürdigkeit ist. Auch hier habe ich den Charakter, wie ich ihn so eben beschrieb, wiedergefunden: nichts Groſses, nichts Freies, selten sogar nur die Kraft und Kühnheit, die noch neben der Roheit bestehen kann; vor allem aber Mangel an Adel und Hoheit. Die Theile, welche am sichtbarsten das Gepräge des Geistes und der Menschlichkeit tragen, die Stirn und die Augen, sind unbedeutend und kündigen sich auf keine Weise an, da hingegen die stark hervortre-

tenden Backenknochen die Hauptparthie des Gesichts ausmachen. Auch fehlt es den einzelnen Theilen an Einheit, und man trifft hier die bizarresten Formen an.

So muſs es nicht leicht eine wunderbarere Häſslichkeit geben können, als die Carls VI ist. Das Gesicht ist mager und spitz, der Stirnknochen über der Nase steht weit hervor, die Nase ist ungeheuer lang, hat einen groſsen Höcker, und geht so tief herab, daſs ihre Spitze fast auf der starken aufgeworfenen Oberlippe aufliegt. So ist nämlich die Physiognomie auf Münzen und auf einem Kupfer nach einem Stück aus dem ***Cabinet de Du Val, Secrétaire du Roi ès langues Orientales.*** Die Statue ist ganz anders. Indeſs sieht man offenbar, daſs das Kupfer ähnlicher ist, da man noch in Carl VII dieselbe Nase, nur minder stark und häſslich, wiedererkennt.

Selbst der Enkel, Ludwig XI, kann diese Züge nicht verläugnen. Doch ist sein Gesicht in dieser Reihe das am meisten ausgearbeitete. Er hat einen eben so aufgeworfenen Mund als sein Groſsvater, aber eine kürzere, mehr vorstehende Nase: überhaupt ein kürzeres Gesicht, und tiefe, groſse und scharfblickende Augen. Ein groſser Ausdruck von Klugheit ist in seinen Zügen unverkennbar; doch ist es mehr Verschlagenheit und List als Stärke des Geistes, und das gerade Gegentheil von Gröſse und Würde. Seine Statue *) ist nicht im Museum, aber ein guter Kupferstich von ihm, nach einem Gemälde in Fontainebleau, auf dem Kupferstich-Cabinet.

Eine Carricatur anderer Art als Carl VI ist Johann der Gute: ein ungewöhnlich langes und doch dabei breites Gesicht; eine lange und dicke Nase, ganz schmale, lang-

*) In St. Denis war keine von ihm vorhanden. Eine andere, die, ich erinnere mich jetzt nicht wo, stand, ist zertrümmert worden.

geschnittene Augen dicht zusammen stehend an der Nase. Diese letzteren sind es besonders, die dem Gesicht einen ganz eigenen Charakter und einen solchen Ausdruck von Einfalt geben, als man sich schwerlich je gesehen zu haben erinnern wird, — eine im eigentlichsten Verstande reine Einfalt, ohne Gutmüthigkeit und sogar ohne Eigensinn.

Wo sich in den Formen dieser Zeit Muth und Kraft ankündigt, da ist der Ausdruck bloſs derb und fest, aber ohne Feuer und ohne Gröſse; das Kraftvolle liegt allein in der Stärke des Knochenbaues und der Muskeln. So ist z. B. die Physiognomie des bekannten Grafen von Dunois, des Bastards Ludwigs von Orléans: ein kurzes vierecktes Gesicht, eine gerade und kleine Nase, und stark hervorstehende Backenknochen, die Muth und Kraft, aber ohne Adel und Feuer, andeuten. Dieser Form mehr oder weniger ähnlich findet man die meisten der berühmten Krieger dieser Zeit.

Daſs indeſs auch jene Zeit der Bildung einen schönen und edlen Charakter zu geben fähig war, daſs natürliche Sanftmuth und Milde, verbunden mit stiller und anspruchloser Frömmigkeit sich auf eine zugleich rührende und erhebende Weise in den Zügen spiegeln konnte: dies zeigt uns diese Sammlung wenigstens in einem weiblichen Kopfe. Sie erinnern sich vielleicht aus älteren Beschreibungen von Paris, daſs es in der Kirche der Cölestiner eine reiche Capelle gab, die man die Orléanssche nannte. Der bekannte Herzog Ludwig von Orléans, Bruder Carls VI, berüchtigt durch seine Ausschweifungen und seine Bigotterie, seine Streitigkeiten mit seinem Onkel, dem Herzog von Bourgogne, und seinen unglücklichen Tod, hatte sie gestiftet; und Ludwig XII, sein Enkel, lieſs darin ihm und seiner Familie ein Grabmal errichten, welches sich jetzt, obgleich noch nicht zusammengesetzt, in dem Museum befindet. Ich sage

Ihnen nichts von der Anordnung dieses Grabmals und den Statuen des Herzogs und seiner beiden Söhne; Sie können die ausführliche Beschreibung derselben in Millin's *antiquités nationales* (Th. I. no. III. S. 77) finden, einem Werke, das jeder Freund der Kunst und der Alterthümer gern zur Hand haben wird. Nur ein paar Worte über Ludwigs Gemahlinn, Valentina von Mailand.

Ich werde nie vergessen, wie ich, bald nach meiner Ankunft hier, als die Denkmäler in diesem Museum noch ungeordneter lagen, auf diese Gestalt stiefs; in welches freudige Erstaunen ich versetzt wurde, als ich mitten unter den theils gemeinen, theils bizarren Figuren auf einmal diese wahrhaft idealischen und doch der Natur so augenscheinlich treu nachgebildeten Züge erblickte; und immer wird dieser Kopf für mich zu den Formen gehören, in welchen die Einbildungskraft einen idealisch schönen Charakter auf eine menschliche Weise und mit bestimmter Andeutung individueller Verhältnisse wiedererkennt.

Es ist eine liegende bekleidete Statue, wie alle auf den Grabmälern dieser Zeit, mit einem Hunde zu ihren Füfsen. Das Gewand, dessen Costüm ein wenig von den übrigen gleichzeitigen abweicht, ist gut gearbeitet, doch zeichnet sich weder hierin noch in den übrigen Figuren gerade etwas aus; das Merkwürdige ist allein der Charakter der Physiognomie, und gehört vielleicht mehr dem Originale als dem Künstler an.

Das Gesicht ist mehr rund als länglich, die Stirn frei und schön gewölbt, die Augenbraunen und Augenknochen sind mit wunderbarer Bestimmtheit und Reinheit gezeichnet; die Augen grofs, aber weder tiefliegend noch vorstehend, die Nase edel und gerade absteigend. Der Punkt, der Einem zuerst in diesem Gesicht auffällt und auf den man immer zurückkehrt, ist die Stirn zwischen den Augen.

Von da breitet sich über das ganze übrige Gesicht ein unbegreiflicher Schatz weiblicher Reinheit, Sanftmuth und Stille aus; und nur selten erblickt man eine so schöne Symmetrie und einen so harmonischen Ausdruck, als in dieser Stirnwölbung und in diesen Augen herrscht.

Was mir aber diesen Kopf eigentlich merkwürdig macht, ist gerade das, wodurch er zum Ideal des Künstlers untauglich wird. Denn unläugbar trägt diese Physiognomie Spuren des Drucks jenes Jahrhunderts an sich. In der volleren Dicke der Backen, in den schwer geschlossenen Augenliedern, selbst in der vollmondartigen Rundung des Gesichts liegt etwas Phlegmatisches, Melancholisches, ein Ausdruck einer gewissen dumpfen Verworrenheit des Sinns. Es ist keine reine und schlanke Statur, wie die Alten uns bildeten; der Charakter allein ist es, der sich unmittelbar zuerst aus diesen Zügen hervordrängt, und darum noch rührender auf uns einwirkt, weil wir eine schöne und edle Seele zu sehen glauben, welche über sich selbst nicht klar zu werden, sich nicht rein zu entwickeln vermag. Es ist kein Ideal der Kunst, aber ein Ideal einer schönen Menschheit in den Fesseln und unter dem Druck eines abergläubischen und ungebildeten Zeitalters.

Wie viel in diesen Zügen historisch wahr seyn mag? ist schwer zu entscheiden und in künstlerischer Hinsicht kaum wichtig. Der Statue selbst nach zu urtheilen, wäre sie unmittelbar nach der Natur gemacht, da sie weit mehr fleifsige Nachahmung dieser als Genie des Künstlers verräth. Allein es ist historisch gewifs, dafs sie beinahe 100 Jahre *) nach Valentina's Tode verfertigt ist. Fragt man die Geschichtsschreiber um Rath, so urtheilen sie nicht gün-

*) Valentina starb 1408, und 1504 liefs Ludwig XII dies Grabmal aufrichten.

stig über Valentina. Ihre Verbindung mit Ludwig konnte unmöglich sehr eng seyn, da sie seinen Verhältnissen mit seiner Schwägerinn Isabella von Baiern mit vieler Gleichgültigkeit zusah. Der Eifer, mit dem sie auf Rache seines Todes drang, und der Gram, welcher sie, wie sie erzählen, in Blois über ihre vergeblichen Bemühungen verzehrte, entstand vielmehr aus Hafs gegen die Herzoge von Bourgogne, und aus Eifersucht gegen die Herzoginn, die als ihre Tante den Rang vor ihr hatte. Der Hauptzug ihres Charakters war nach ihnen Stolz und Ehrgeiz. Indefs erzählen sie doch auch, dafs sie allein Mitleid mit des unglücklichen Carls VI Wahnsinn bezeigte, sie allein im Stande war ihn einigermafsen zu besänftigen, und sie allein in der fürchterlichen Krise seiner Krankheit 1405, wo er beinahe sechs Monate ohne sich ausziehen zu wollen blieb und sich heimlich ein Stück Eisen in das Fleisch gebohrt hatte, wo alle, selbst seine Frau, ihn verliefsen, oft um ihn war und ihn wartete. Wenn man die Geschichte dieser unglücklichen Regierung wieder liest, wenn man sich an die wunderbaren und fürchterlichen Vorfälle erinnert, mit denen sie angefüllt war, so begreift man, wie vorzüglich fromme und abergläubische Gemüther von dumpfem Schrecken getroffen seyn mufsten. Der plötzliche Ausbruch der Wuth des Königs, wo er mit eigner Hand drei seiner Officiere ermordete, von zufälligen, aber wunderbaren Umständen begleitet; die ferneren Anfälle derselben: wenn man sich ihm nicht anders als durch einen Harnisch gegen den Dolch, welchen er immer trug, geschützt, und in abentheuerlicher Gestalt, um ihn zu schrekken, nahen durfte; der Auftritt bei der Maskerade, wo der Herzog von Orléans unvorsichtigerweise mehrere als Satyre in haarichte Pechkleider maskirte, zusammengekettete Personen und mit ihnen den König selbst in Brand steckte; die grausame Ermordung dieses Prinzen durch Meuchelmörder,

dazu das Elend des Volks, die allgemeine Verwirrung des Landes, die abergläubische Stimmung des Herzogs und Valentinens selbst, da beide viel mit Zeichendeutern und Wahrsagern umgingen, und Ersterer barfufs die Strafsen von Paris durchwallte und sich bei den Cölestinern zur Bufse geifselte; die fürchterlichen Ausschweifungen und Laster, denen er und die andern Grofsen sich ergaben: — wie mufsten alle diese schreckensvollen Bilder auf das Gemüth eines armen unglücklichen Weibes wirken, die mehr als einmal angeklagt wurde den König bezaubert zu haben, und der man es selbst zum Verbrechen anrechnete, dafs er sich nur durch sie besänftigen liefs, weil sie allein ihm mit Güte begegnete! Wie natürlich ist es, dafs in einer solchen Zeit die Seele in dumpfe Verworrenheit versinkt und bei abergläubischer Frömmigkeit ihre Zuflucht sucht! wie viel, statt dem Strudel der Verderbnifs zu folgen, noch die Tugenden der Wohlthätigkeit zu üben, zu welcher die Gelegenheit sich darbietet! Wie verzeihlich wären da einige weibliche Schwächen! und wie still und sanft mufs das Gemüth, wie milde die Phantasie gestimmt seyn, die mitten im Gram über den Tod eines Gatten und den vergeblichen Versuch seinem Schatten Genugthuung zu verschaffen ein so einfaches und rührendes Denkzeichen wählt, als ein Thränengefäfs und die Worte sind:

Nichts ist mir mehr,
mehr ist mir nichts!

Wenn in Frankreich je hätte ein Shakespeare aufstehen können, so hätte das Leben Carls VI ihm eine Reihe tragischer und wahrhaft theatralischer Scenen dargeboten. Nur in jenen dunkeln Jahrhunderten schienen Gottes Gerichte unmittelbar die frevelnde Menschheit zu verfolgen, weil ihre schwarze und gespensterreiche Einbildungskraft sie ewig auf sich herabrief; nur sie sind voll von unge-

wöhnlichen und schauderhaften Auftritten, weil die Unmäſsigkeit roher Begierden, weder durch Vernunft gezügelt noch durch Geschmack geleitet, auf ungewöhnliche Befriedigungsmittel verfiel.

Gerade die Art der Schönheit und des Interesses, welche mich in dieser Statue anzieht, finde ich auch in der rohen, aber oft ausdrucksvollen Dichtkunst dieser und selbst noch der späteren Zeit bis gegen das 17te Jahrhundert hin. Diese Zeiten konnten nicht die feinen und edlen Schönheiten des Alterthums besitzen; aber sie kennen einen so naiven Ausdruck des menschlichen Gefühls und der menschlichen Schwächen, daſs sie an Tiefe und Rührung gewinnen, was ihnen an Glanz und an Gröſse abgeht.

Ich finde nirgends angezeigt, von welchem Künstler dies Grabmal der Orléans verfertigt ist. Ueberhaupt ist es wunderbar, daſs man in einem Lande wie Frankreich so wenige und unvollkommene Untersuchungen über die Geschichte der vaterländischen Kunst angestellt hat. Alle Schriften, welche ich über diesen Gegenstand habe auftreiben können, fangen nur mit Jean Cousin und Jean Goujon an; und alles, was ich von Bildhauern *) vor dieser Zeit aufgefunden habe, sind nur zwei Namen: Jean Juste und François Gentil. Beide lebten in Troyes zwischen 1540 und 1550. Mit ihnen zugleich arbeitete für Ludwig XII der Florentiner Paul Ponce, und vermuthlich rührt auch dies Grabmal von diesem her.

Von Paul Ponce muſs ich noch eines Basreliefs an dem Grabmale Philipps von Commines erwähnen. Es stellt den Kampf des Ritters Georg mit dem Drachen vor. Der

*) Von Malern dieser Zeit, die indeſs bloſs Portraitmaler gewesen zu seyn scheinen, findet man ein ziemlich langes Namensverzeichniſs in dem *Abrégé de la vie des peintres.* Paris 1699. 8. S. 457.

Ritter sprengt eben auf das Ungeheuer los und durchbohrt ihm den Hals; in der Ferne kniet die Prinzessinn, die er davon befreit, und betet für das Gelingen seiner Unternehmung. In dem Ritter, seinem Streitroſs und dem Ungeheuer ist viel Charakter; das Ganze ist gut gearbeitet: und dies Stück ist offenbar das Erste, welches, wenn man der Zeitfolge nachgeht, in Absicht der Kunst Aufmerksamkeit verdient.

Dritter Brief.

Mit Ludwig XII beginnt eine neue Form von Grabmälern. Die Statuen der Könige liegen nicht mehr bekleidet, sondern nackt, als Leichname abgebildet, auf den Särgen. Nur der Unterleib ist bei den Königinnen gröſstentheils, bei den Königen nur um die Hüften herum mit einem Tuche bedeckt.

Das Grabmal Ludwigs XII, das an den Verzierungen und Nebenfiguren sehr viel gelitten hat, wird in diesem Augenblick eben wieder zusammengesetzt. Sie finden eine ausführliche Beschreibung desselben in Lenoir's Verzeichniſs der Denkmäler dieses Museums. Die Hauptfiguren sind von Paul Ponce Trebati; sie haben durch die Zertrümmerer nur ein paar Finger und Zehen verloren, die man jetzt wieder restaurirt hat.

Wer alles Schreckliche und Schauderhafte des Todes auf einmal sehen will, muſs bei diesen beiden Bildsäulen verweilen. Der Künstler hat die Natur sklavisch nachgeahmt; er hat einen Leichnam abbilden wollen, wie er, ohne allen mildernden oder erhebenden Ausdruck, das Werk und das wahre Bild des Todes, in der Wirklichkeit daliegt; die Menschheit unterliegend im Kampf mit der physischen Natur, ohne alle, auch nur die leiseste Erinnerung an ihre innere und eigenthümliche Stärke. Seine Einbildungskraft scheint ihn sogar noch über die Natur hinausgeführt zu

haben. Denn nur selten wird man in der Wirklichkeit so schreckliche, so, möchte ich sagen, von Menschen und Göttern verlassene Leichname erblicken. Leiteten vielleicht, während er arbeitete, religiöse Vorstellungen seinen Meifsel? glaubte er vielleicht die Hoheit der Königswürde lebendiger unter dem allgemeinen Loose der Menschheit niedergebeugt darzustellen, wenn er die Personen, die sie zu dem Gipfel ihrer Gröfse erhob, in diesen fürchterlichen Momenten dem Niedrigsten und Verlassensten unter den Sterblichen gleich machte? oder fand er diese Entsetzen erregenden Züge wirklich in den Originalen, welche er abbilden sollte, und entlehnte er sie unmittelbar aus der Natur? Dann mufs uns ein Jahrhundert mit Wehmuth erfüllen, in welchem auch ein wohlwollender und geliebter König dem Tode nicht mehr ruhige Heiterkeit oder standhaften Muth entgegenzusetzen wufste.

Ludwig XII trägt noch die lebhaften Spuren eines schmerzhaften Todeskampfes an sich. Sein Kopf ist ein wenig empor gegen ein Kissen gelehnt, die Hände über der Brust gefaltet. Man glaubt ihn zu sehen, wie er sich zum letzten Mal emporgerichtet hat; wie er, schon besinnungslos, mit den Augen vor sich hinstarrt und die letzten Zuckungen des Todes sein Gesicht entstellen. Der Mund ist krampfhaft geöffnet, und die hagern zurückgezogenen Lippen lassen beide Reihen der Zähne unbedeckt. Gleich krampfhafte Anstrengung ist in den übrigen Gliedern. Der Ausdruck des Gesichts ist durchaus gemein. Der Mensch, welcher so stirbt, kann gut, redlich und wohlwollend gewesen seyn, aber nie hat er einen Funken höheren Muths in der Seele getragen; sklavisch hat er einem fremden Gesetz gehorcht, aber fremd sind ihm eigene unabhängige Kraft und reier Schwung der Phantasie gewesen.

Solche die Menschheit entstellende Verzerrungen, wie

sie uns in jenen Zeiten sogar die Kunst noch zeigt, werden, wie es mir scheint, jetzt auch in der Wirklichkeit seltner. Statt dafs damals die Schreckbilder des Aberglaubens auch den Starken niederdrückten, setzen jetzt selbst gewöhnlichere Seelen dem Schicksal mehr Fassung und ruhigen Muth entgegen. Diese schönere Milde wirkt auf die Physiognomie ein; und so läfst sich eine fortschreitende Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen wie in ihrem beweglichen Mienenspiel, mit Wahrscheinlichkeit annehmen. Selbst in der Erfahrung glaube ich nicht unbedeutende Spuren davon zu erblicken.

Anna von Bretagne, Ludwigs Gemahlinn, hat einen anderen Charakter. Der Kopf ist hinten übergebeugt, das losgebundene Haar sinkt unordentlich und sträubend an dem Scheitel herab; Arme und Füfse sind starr ausgestreckt. Sie gleicht einer Unglücklichen, die an der Ecke eines Waldes von Räubern erschlagen und ausgeplündert ist. Sie giebt uns nicht mehr den schrecklichen Anblick einer Sterbenden, aber den unangenehmen eines entstellten Leichnams. Wunderbar ist es noch, dafs Arme und Füfse einen durchaus männlichen Charakter haben, dieselbe Stärke der Knochen und Muskeln, nichts Schwächeres und Weicheres. Würde man nicht durch die mit fast ekelhafter Wahrheit behandelte Brust an das Geschlecht erinnert, so hielte man es für die Bildsäule eines männlichen Leichnams.

Noch mufs ich bei beiden Statuen erinnern, dafs sie in einzelnen Theilen nur sehr wenig bearbeitet sind und kaum beendigt scheinen. So ist Anna's Kopf mehr angelegt als fertig zu nennen.

Ich würde mich nicht so lange bei diesen scheufslichen Bildern aufgehalten haben, wenn ich Sie nicht dabei hätte an einen Stil in der Kunst erinnern wollen, den man, dünkt mich, auch in der Poesie wiederfindet. Was diese Statuen

in der Sculptur sind, das scheinen mir die Meistersänger in der Dichtkunst. Es ist eine bloſs handwerksmäſsige Behandlung der Kunst, in den bildenden Künsten eine bloſs sklavische Nachahmung der Natur, in der Poesie der bloſse Ausdruck des Gedankens in Reime gebracht. Es kann in beiden Verstand und Einsicht, Witz und sogar Empfindung sichtbar seyn; allein das Wesen der Kunst fehlt ihnen: der leise Hauch der Einbildungskraft, der auf einmal seinen Gegenstand mit einem sonst unbekannten Glanze überkleidet. Wenn man den gothischen Stil dem griechischen entgegensetzt, den Stil des Wirklichen dem Stil des Idealischen, so sind dies recht eigentlich gothische Werke: ein solches Darstellen der einzelnen Züge, als sollten sie in der That nur einzeln dastehen; ohne alle Verschmelzung, ohne die höhere des Geistes in Einen Gedanken, ohne die leibliche der Phantasie in Eine Gestalt.

Auffallend ist es, daſs wir diesen Stil noch in Künstlern finden, welche offenbar eine tiefere Einsicht in ihre Kunst und eine nicht gemeine Geschicklichkeit in der Ausübung derselben besaſsen. Auch die beiden eben beschriebenen Statuen verrathen einen geübten, in der Anatomie erfahrenen Künstler. Sie sind sogar nicht bloſs mit Kenntniſs und Einsicht, sondern auch mit Kraft und Kühnheit gemacht; es sind nicht die unsicheren Umrisse, die unausgearbeiteten Formen der anfangenden Kunst. Trebati stand unläugbar auf einer höheren Stufe derselben, wenn sie ihm gleich ihre holdeste und lieblichste Gabe versagt hatte. Diese Erscheinung finden wir, so viel ich weiſs, nur bei den neueren Künstlern. Bei den Griechen ging freilich die Kunsterfahrenheit auch einen stufenweisen und sogar langsamen Gang; aber Geschmack und Phantasie begleiteten sie harmonischer. Selbst die älteren italiänischen Maler haben mehr Lieblichkeit als die gleichzeitigen deutschen, sind ihnen diese

auch, wie es mir offenbar scheint, an Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks überlegen.

Was man in Ludwigs Statue vermifst, das findet man mit reichlichem Gewinn in der schönen und meisterhaft gearbeiteten Franz I. Auch er ist als Leichnam abgebildet, auch bei ihm ist die Natur nicht wesentlich verschönert noch veredelt; der Anblick des Todes und das tief zurückgebeugte Haupt machen immer und auch hier, vorzüglich auf den ersten Anblick, einen unangenehmen und sogar widrigen Eindruck. Aber wie anders hat Goujon's Meifsel diesen Formen Charakter zu geben verstanden! wie edel und harmonisch ist hier, selbst noch im Tode, der Ausdruck des Gesichts und der Gestalt! Diese Statue ist in der That keiner Beschreibung fähig, man mufs sie selbst sehen und studiren. Nie ist vielleicht wieder ein Kunstwerk so bis auf die letzten kleinsten Züge fertig gearbeitet worden. Der Kopf allein, mit dem wunderschönen Barte, müfste, denkt man, Jahre erfordert haben, um diesen Grad der Vollendung zu erhalten.

Es ist ein erhebender Anblick, zu sehen, wie die Kunst gerade zu derselben Zeit einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält. Denn in der That fängt, so viel ich diesen Gang habe in Statuen und Kupferstichen verfolgen können, mit Franz I Zeitalter in Frankreich eine schönere und geistreichere Gesichtsbildung an.

Ludwig XII ist noch in Form und Ausdruck des Gesichts ganz und gar den Bildungen des zunächst vorhergehenden Jahrhunderts ähnlich; und wenn es mir nicht wichtiger geschienen hätte die verschiedenen Epochen in der Reihe dieser Denkmäler nach der Verschiedenheit ihrer Form als nach physiognomischen Grillen abzusondern, so hätte ich, statt diesen Abschnitt mit ihm anzufangen, den

vorigen mit ihm beschliefsen müssen. Eine knieende Statue, welche aufser jener auf seinem Grabmal hier von ihm vorhanden ist, kommt in der Aehnlichkeit der Züge ganz und gar mit den besten nach Originalgemälden von ihm gemachten Kupferstichen überein; und nach diesen hat er, wie sein Vater und Grofsvater, eine sehr gewöhnliche Physiognomie, ein rundes, fast eben so breites als langes Gesicht, eine kleine gerade Nase, starke, aber unbedeutende Züge, die höchstens Redlichkeit und Gutmüthigkeit ankündigen. Er trägt, so viel ich bemerken kann, nichts Nationelles in seiner Bildung, und das rund geschnittene, glatt gekämmte Haar giebt ihm noch einen Ausdruck schlichter Einfalt mehr.

Von Franz I hingegen an gewinnen die Gesichtsbildungen unläugbar mehr Würde und Schönheit. Der Hauptausdruck liegt nicht mehr in der Knochen- und Muskelstärke, und die Backenknochen sind weniger vorstehend; dagegen werden die Stirn und die Augen bedeutender, die Nase gebogener und edler, das ganze Gesicht länger und schmaler.

Franz I selbst mufs zu den schönsten männlichen Bildungen gehört haben. Geist und Edelmuth sprechen aus jedem seiner Züge; und es gattet sich mit ihnen eine Stärke, die an ein heldenmäfsigeres Jahrhundert, als das jetzige ist, erinnert. Der Knochenbau *) des Kopfes ist stark und ins Auge fallend; das Gesicht hat ungeachtet seiner Länge viel Breite, und eben so Stirn und Wangen. Es ist als hätten die festen und starken Züge seiner Ahnherrn in ihm durch

*) Die Franzosen nennen dies mit einem sehr guten Ausdruck *la charpente du visage*. Es ist nicht unmerkwürdig die verschiedenen Bezeichnungen der Mannigfaltigkeit der Gesichtbildungen in verschiedenen Sprachen zu vergleichen. Unter den neueren europäischen ist die spanische vorzüglich reich an malenden und ausdrucksvollen Wörtern in dieser Gattung.

einen höheren eigenthümlichen Geist schönere Umrisse und eine edlere Gestalt gewonnen. Gewiſs erinnern Sie Sich gute Abbildungen von ihm gesehen zu haben; und dann haben Sie unstreitig in der hohen und prächtig gewölbten Stirn, dem feurigen Blick, der langen, starken, mit einer mäſsigen Ausbeugung schön herabsteigenden Nase, in der Bestimmtheit und Schärfe der Züge überhaupt eben den Ausdruck von Festigkeit, Edelmuth und Klugheit gefunden, der mir das Gesicht vor den meisten andern werth macht. Das Einzige, was man tadeln könnte, wären die länglichen, im Verhältniſs des Uebrigen zu wenig geöffneten Augen. Die Statue hat diesen Zug nicht; dagegen finde ich ihn sehr deutlich in einer bronzenen Büste in diesem Museum, welche man Jean Cousin zuschreibt, auf einer von demselben gemalten Glasscheibe aus Vincennes und auf einem nach einem Gemälde in Fontainebleau gemachten Kupferstich: so daſs Goujon hier die Natur verlassen zu haben scheint. Das Gemälde in Fontainebleau soll von Raphael herrühren. Dies scheint mir sehr unwahrscheinlich, da Raphael und Franz nie zusammen gekommen sind; da ich es aber nicht selbst gesehen, so kann ich nicht darüber entscheiden.

Das Grabmal der Valois ist noch nicht zusammengesetzt. Katharina von Medicis lieſs es bekanntermaſsen nach Philibert de Lorme's Zeichnungen durch Germain Pilon verfertigen. Man findet von ihr und Heinrich II drei von diesem Künstler verfertigte Statuen in diesem Museum: eine knieende in Bronze und eine unbekleidete liegende, welche beide zum Grabmal gehören, die dritte knieend in der Königskleidung.

Heinrichs II Gesichtsbildung gleicht offenbar der seines Vaters. Doch ist das Gesicht länger und schmaler; die Züge sind weniger bestimmt und edel, haben weniger Harmonie und gehen mehr aus einander. Es fehlt ihnen

die auf sich selbst beruhende Festigkeit, und sie versammeln sich nicht so wie bei Franz I in Einen Mittelpunkt. Dadurch verliert die Physiognomie an Stärke und Geist, und erhält einen bloſs gutmüthigen, frommen, beinahe leidenden Ausdruck.

Die Bildsäulen Katharina's scheinen mir nichts Vorzügliches zu haben; und eben so wenig ihr Gesicht, das länglich, fleischig und unbedeutend im Ausdruck ist. Nur die langen, nahe an der Nase stehenden Augen sind mir aufgefallen, welche hier eben das sind, was in Johann dem Guten als Carricatur erscheint.

An Heinrich II und Franz I lassen Sie mich gleich Heinrich IV anschlieſsen, weil er (wunderbar genug, da er nur entfernt und nur durch seine Mutter und Groſsmutter mit ihm verwandt ist) eine offenbare Aehnlichkeit mit ihm in der Physiognomie besitzt. Es sind in dem Museum eine Büste von Prieur und einige Statuen von ihm. Unter den letzteren ist die von Francheville merkwürdig, weil sie nach Lenoir's Zeugniſs (S. 152 seines Katalogs) äuſserst ähnlich seyn soll. Lenoir hatte nämlich von der Convention den Auftrag erhalten bei der Oeffnung der Gräber in St. Denis über die Erhaltung der Kunstwerke und Denkmäler zu wachen. Er sah also die Särge dieser langen Königsreihe vor sich öffnen, sah die Costüme so verschiedener Jahrhunderte, und konnte sogar noch eine und die andere Gesichtsbildung ganz oder zum Theil erkennen; — ein einziger Anblick! mehr als irgend etwas anderes dazu gemacht die Einbildungskraft in jene entfernten Zeiten zurückzuversetzen. Schade daſs die Lage und die Zeitumstände ihm nicht erlaubten die mindeste kleine Zeichnung zu entwerfen, da sich fast unstreitig über das Costüm der früheren Zeiten interessante Entdeckungen hätten machen lassen. Heinrichs IV Züge waren noch so gut erhalten,

dafs er die Aehnlichkeit mit der Statue seines Museums genau bemerken konnte; und auch Ludwig XV war noch durchaus erkennbar.

Vergleicht man Heinrichs IV Gesichtsbildung mit der Franz I, so sind die Züge kleiner, schärfer, spitziger und gedrängter. Die heroenmäfsige Stärke ist gewichen, aber es ist mehr Feinheit und Munterkeit an die Stelle getreten. In der That giebt es wohl nur wenig geistreichere und feinere Physiognomien als die seinige.

Ich erinnere mich ein paar Holzschnitte von Heinrichs Vater und Mutter gesehen zu haben, die mir sehr viel Freude gemacht haben. Anton von Navarra hat ein merkwürdiges und ausdrucksvolles Gesicht. Die Profillinie steigt sehr stark von hinten nach vorn herab; die Stirn ist knöchern und einwärts gebogen, die Nase stark an ihr abgesetzt, spitzig und mit einem grofsen Höcker versehen, die Wangen hager, das Kinn spitzig. Aber auf der Stirn und in den Augen ruht ein seltener und rührender Ausdruck einer schönen und rein menschlichen Sorge. Die Mutter ist ihrem Sohne ähnlicher. Ihr tiefliegendes Auge verräth männliche Klugheit und Festigkeit; aber ihr Gesicht ist finsterer, und zeigt nicht so lebendige Spuren geistreicher Feinheit und fröhlichen Witzes.

In wenigen Wochen befinde ich mich wahrscheinlich in den Zimmern, wo Heinrich IV geboren ist. Noch bis zum Anfange der Revolution hatte man in dem Schlosse zu Pau die Anordnung der Zimmer, die Meublen, die Familiengemälde, kurz alles, noch eben so gelassen, als es zu seiner Zeit war. Man sah sogar noch die Muschel, welche ihm (ein hübscher Einfall) zur Wiege gedient hatte.

Bei Heinrich IV darf ich seiner Freunde, Sully's und Sarrède's de Vic d'Ermenonville, nicht vergessen. Sully hat, wie schon sonst bemerkt worden ist, eine unverkennbare

Aehnlichkeit mit Heinrich IV; vielleicht noch mehr Festigkeit in dem breiten Gesicht und der stärker gewölbten Stirn, aber mindere Lebhaftigkeit. In Sarrède, der seinem Könige aus Gram in das Grab folgte, liegt ein Ausdruck tiefen Wohlwollens. Die Büsten, welche sich von beiden in diesem Museum befinden, sind von unbekannten Meistern und nicht vorzüglich.

Mit Heinrich II haben die Grabmäler mit Statuen in St. Denis aufgehört. Von seinen drei Söhnen sind, so viel ich weiſs, nicht einmal je Bildsäulen oder Büsten vorhanden gewesen. Auffallend war es mir, aus ihren Kupferstichen zu sehen, daſs sie, Heinrich III ausgenommen, gar keine Aehnlichkeit mit ihrem Vater und Groſsvater zeigen. Es ist eine ganz andere, kleine und runde Gesichtsform. Franz II hat eine regelmäſsige, recht eigentlich schöne, beinahe weibliche Physiognomie. Der Ausdruck im Gesicht Carls IX ist zwar unbedeutend, aber gefällig, lebhaft und verständig. Wenn man sein Bildniſs sieht, oder an seine Liebe zur Dichtkunst und seinen Umgang mit den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit denkt, begreift man wenigstens eher, als wenn man die Begebenheiten seiner Regierung liest, wie der alte Ronsard die Stirn haben konnte ihm zu sagen:

Denn Niemand ist dir gleich,
Als Franz, dein Ahnherr nur; ja wenn's die edle Schaam *)
erlaubte, sagt' ich, daſs dein Herz ihn übertrifft,
so viel als uns Alter besser ist als seins,
die Gegenwart, mehr als die Vorzeit, Ruhm verdient.

Da Frankreich im 16ten Jahrhundert einige groſse Bildhauer besaſs, so ist dieser Theil des Museums vorzüglich

*) *l'honneste honte*; ein schöner Ausdruck, der an die Homerische αἰδώς erinnert.

reich an schönen Arbeiten. Ich nenne Ihnen nur noch das Grabmal des Admiral Chabert von Cousin, eine marmorne Säule zu Ehren Timoléons de Cossé, eine andere gewundene auf Anne de Montmorency, an der Barthélemy Prieur aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter 20 Jahre arbeibeitete; endlich die Grazien, welche Katharinens und Heinrichs II Herz tragen. An dies Meisterstück Pilon's, das gleichfalls bei den Cölestinern stand, brauche ich Sie nur zu erinnern, da es allgemein bekannt ist.

Man kann sich in der That nichts Gefälligeres und Reizenderes denken als die Gruppirung und Verbindung dieser drei himmlischen Gestalten. Der Ausdruck der körperlichen und sittlichen Grazie ist so rein und innig in ihnen verschmolzen, dafs man ihn vergebens zu trennen versuchen würde; und welche religiöse und moralische Begriffe ein Zeitalter hätte, so müfste es in ihnen das Bild der feinsten Blüthe menschlicher Veredlung anerkennen. Daher ist es thöricht, zu streiten, ob sie die Grazien der Alten darstellen oder Sinnbilder christlicher Tugenden seyn sollen; und eine Gränze zu ziehen, an die der Künstler sogar die Erinnerung vertilgt hat.

Ich habe Sie im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dafs mit Franz I eine neue Gesichtsform anfängt; und ich glaube mit Sicherheit hinzusetzen zu können, dafs das 16te Jahrhundert seine eigenthümliche, leicht erkennbare Physiognomie hat. In der ehemaligen französischen Königsfamilie ist dies offenbar; aber wenn ich es nur von dieser hier zeigte, weil von ihr gerade merkwürdigere Kunstwerke vorhanden sind, so scheint es mir darum auch übrigens allgemein wahr. Einzelne Beispiele können freilich eine solche Bemerkung weder bestätigen noch widerlegen; aber man blättere eine chronologisch geordnete Kupferstichsammlung durch, und man wird sich leicht von ihrer Wahrheit über-

zeugen. In der Form sind die Gesichtsbildungen des 16ten Jahrhunderts schmaler, länger und spitziger, mit schärferen und zum Theil auch feineren Zügen. Der Ausdruck ist minder gemein und beschränkt, verräth mehr Geist und Munterkeit, mehr Freiheit und Rittermuth.

Ich erinnere mich besonders vier Kupferstiche aus der Familie der Thomassins gefunden zu haben, welche mir in dieser Rücksicht merkwürdig schienen. Sie gingen vom Vater zum Sohn; der Urgrofsvater war 1424 gestorben, sein Urenkel lebte bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Der Urgrofsvater hatte ein kurzes und dickes Gesicht, starke Backenknochen, eine kurze und gerade Nase; sein Sohn flachere Züge und eine längere Gesichtsform: aber bei beiden war der Ausdruck unbedeutend und gemein. Der Enkel näherte sich der Physiognomie Heinrichs II: ein sehr langes Gesicht, starke Stirnknochen, tiefe Augen, eine gerade und lange Höckernase; der Ausdruck nachdenkend und fest, aber etwas traurig und dunkel. Der Urenkel endlich hatte ein kürzeres Gesicht, gebogene Stirn und Nase, kleine näher zusammengerückte Augen, weniger Stärke, aber mehr Munterkeit und einen lebhafteren Geist im Ausdruck.

Sonette.

1.

Dichtung.

Es giebt nichts tiefer Sinniges auf Erden,
Als Dichtung, die das Herz bewegt, erzeuget.
Man fühlet sie im Menschenbusen werden,
Und zu dem Ohr sie des Olympiers steiget.

Sie weilet bei dem Hirten stiller Heerden,
Sie theilt des Kriegers Fahrniſs und Beschwerden,
Sie mild zu jedem Menschenloos sich neiget,
Und in der Brust nur des Verworfnen schweiget.

Sie flieſst aus dunkler, unerspähter Quelle,
Und hebt sich zu des Aethers lichter Helle.
Man ahndet, daſs sie Irdischem entstammet,

Und faſst nicht, wie sie her vom Himmel flammet,
Da sie so menschlich um die Brust sich schmieget,
Wie Mutterlied, das ein den Säugling wieget.

2.

Resignation.

In ruhgem Schritt durchwandr' ich die Gefilde,
Wo mir aus längst vergangnen, edlen Zeiten,
Die alle Gattungen der Gröſse weihten,
Begegnen Trümmer mächtiger Gebilde.

In Wehmuth schmilzt des Busens tiefe Milde;
Wenn, die sich solcher Gröſse stolz erfreuten,
Doch unterliegend mit Zerstörung streiten,
Was dient dann noch dem Endlichen zum Schilde?

So aus der Wehmuth Milde quillt mir Strenge,
Und in dem weiblich sanft gestimmten Herzen,
Wie auch die Strenge möge bitter schmerzen,

Entsag' ich fest dem weichen Schonungstriebe;
Wenn Gröſse sinkt, kann dumpfe Wesensenge
Verlangen, daſs auf sie man Rücksicht übe?

3.

Der Wehmuth Hafen.

Den stillen Kahn, der mich hierher getragen,
Zur Rückkehr niemals wieder ich besteige;
Hier ewge Wohnung hab ich aufgeschlagen,
Wo nur der Himmel ist mein ernster Zeuge.

Hier fühl' ich endlich meine Ruhe tagen,
Und dankerfüllt ich meine Kniee beuge;
Jetzt meine sichren Schritte nicht mehr zagen,
Gesieget hab' ich, doch vom Sieg ich schweige.

Und kostet theuer er dem armen Herzen,
Das widerstrebend rang mit seinen Schmerzen,
Jetzt hat es, wie es wollte, überwunden.

Gelagert ist der Schmerz in Todesstille,
Er starr und fühllos blickt durch dichte Hülle,
Und nun in Wehmuth kann die Brust gesunden.

4.

Spes.

Der Wunsch, den täglich ich dir, Säule, sage,
Verläſst nicht meiner Lippen treue Pforte;
Zu dem durch stummen Schmerz geweihten Orte
In stiller Brust ich ihn tiefschweigend trage.

Auch fern begleitet er mich alle Tage,
Und dienet mir zum wahren Schicksalshorte;
Denn einmal kommt Erfüllung doch dem Worte,
Drum ich geduldig, wenn sie säumt, nicht klage.

Zwei Zeiten kann es für den Menschen geben,
Die eine, wo am süſsen Licht er hänget,
Die andre, wo es ihn zum Dunkel dränget,

Doch Alle beide Zeiten nicht erleben;
Mir ward es, und ich willig es gewahrte,
Weil ich geliebter Brust so Schmerz ersparte.

5.

Die Cypressen-Allee.

I.

Hochragende, nachtfinstere Cypressen,
Die ihr mich zwischen euch habt oft gelitten,
Laſst eure Länge mich auch heut durchmessen
Mit langsam zögernd unverrückten Schritten.

Wohl Seufzer den beklommnen Busen pressen;
Es fruchtet nicht, vom Himmel Huld erbitten,
Im Herzen habe Muth ich mir erstritten,
Was bringt die Stunde, macht der Tag vergessen.

Unwiderstehlich hat michs hergezogen.
Wohl fassen mich an eurer Schwelle Schauer,
Und eurer schwarzen Nadeln tiefe Trauer

Hat mich, wie dichter Schatten überflogen.
Doch werde ich zu euren beiden Enden,
So oft michs mahnt, die Schritte muthvoll senden.

6.

II.

Ich seh' euch, dunkele Cypressen, wieder,
Und banger Schauder rollt durch meine Glieder;
Erinnrung wehmuthsvoll die Brust umquillet,
Und was ihr finster droht, mit Furcht mich füllet.

Mir ists, als senkten eure Wipfel nieder
Auf mich des Tods umnachtendes Gefieder.
Allein wie so das Herz von Gram mir schwillet,
Steh doch ich da in Duldungsmuth gehüllet.

Denn wie von klarem Sonnenlicht umschrieben,
Erscheinen Andren eure zarten Zweige,
Und allgewalt'ges, nie zerstörbar Lieben

Macht, daſs zu dem ich mich, heiſssehnend, neige.
Darum, ihr nachtumschauerten Cypressen,
Wird doch mein Fuſs euch stillgefaſst durchmessen.

7.

III.

Ich sah euch lang nicht, finstere Cypressen,
Durch euch einst meiner Jugend Schritte gingen,
Doch wie des Schicksals Pfade sich verschlingen,
Kann ich an euch im Herzen wohl ermessen.

Der Jugend Trauer hatte ich vergessen,
Weil mir des Lebens Loose heiter hingen,
Da hört' ich plötzlich scharfe Töne klingen,
Die Seufzer meiner bangen Brust entpressen.

Zurückgedrängt ward' ich in eure Schatten,
Die ihr am Abend, weithinreichend, sendet,
Und wenn mein Blick sich zu den Wolken wendet,

Seh' ich ihr Licht an eurer Nacht ermatten.
Ich kann auf Hülfe nicht vom Himmel zählen,
Mufs mit der Erde Dunkel mich vermählen.

8.

Die Phantasiegestalten.

Ihr blüthenduftgen Phantasiegestalten,
Die mich seit meiner Kindheit zartem Streben
Begleiteten durchs reichbegabte Leben,
Habt stets in heitrer Höhe mich erhalten.

Wenn ich umlagert war von Schmerzgewalten,
Hab' ich die Prüfung schwer euch aufgegeben,
Ob ihr auch dann mich könntet schützend heben,
Und heilvoll stets erprobt' ich euer Walten.

Nur euch erwart' ich in des Todes Stunde,
Wann aus des Geistes letzter Funke glimmet;
Ob ihr mir treulos werdet dann entweichen,

Wie Bilder, zögernd sich entfernend, bleichen, —
Ob, treu dem unter uns geschlossnen Bunde,
Mich halten götterselig noch gestimmet?

9.

Freiheit und Zwang.

Der Mensch mufs oft ein Joch sich auferlegen,
Und sich aus eigner Willenskraft bezwingen;
Der Selbstbeherrschung nur kann es gelingen,
Sich frei in richtgen Bahnen zu bewegen.

Denn Freiheit ist nicht regelloses Schwingen
Des Geistes, sie, der Seele stiller Segen,
Ist nicht auch strenger Fesseln Zwang entgegen,
Wenn sie kann selbst in sich den Sieg erringen.

Doch mufs den Zügel schiefsen lassend wieder
Er auch, des Zwangs vergessend, sich erheben,
Dem Adler gleich, auf schwebendem Gefieder.

Wem Kraft Entschlufs und Selbstverleugnung geben,
Ziehn nicht des Erdenstoffs Gewichte nieder,
Er kann in Aetherhöhe sicher leben.

10.

Des Geistes Heimath.

Oft wenn der Körper krankt, der Geist sich hebet,
Er freier in das Reich der Ahndung schauet,
Und sichrer seinen Deutungen vertrauet,
Wenn nicht zu mächtig mit der Körper strebet.

Denn immer doch die Sehnsucht ihn umschwebet,
Zu wirken, nur von seinem Hauch umthauet,
Und nur was er aus eignem Stoffe bauet,
Scheint ihm aus innrer Wahrheit ächt gewebet.

Im voraus athmend in des Aethers Lüften,
Graut nicht ihm vor den nachtumgebnen Klüften,
Die dieser Erde Dasein schroff begränzen.

Er einsam kühn die neuen Pfade gehet,
Und sich begeistert zu den Sphären drehet,
Die neue Strahlen ihm entgegenglänzen.

11.

Stimmung im Schmerz.

Ich faſse schwer nicht auf des Lebens Schmerzen,
Weiſs sie mit kräftgem Muthe zu bezähmen,
Gestatte nicht, daſs sie den Schlaf mir nehmen,
Noch meiner Seele heitren Himmel schwärzen.

Doch auch zu gehen mit leichtsinngem Scherzen
Durchs Leben tändelnd, würde ich mich schämen;
In Leid und Mühe still mich zu bequemen
Gewinn' ich ab dem oſt geprüften Herzen.

Drum wenn auch bittren Gram der Busen fühlet,
Doch oſt mir Lächeln um die Lippen spielet,
Und wenn ich Abends mich aufs Kissen lege,

So schlieſs' ich unbesorgt die Augenlieder,
Und nur des Menschenschicksals Gang erwäge,
Daſs stets auf Leid folgt Ruh und Stille wieder.

12.

Macht des Geistes.

Hülflosigkeit dem Geiste Spannung giebet,
Daſs er des Wesens volle Kräfte übet;
Doch oft auch seine Kraft sie niederdrücket,
Und alle Sehnen seines Muths umstricket.

Des Starken Kraft bleibt heiter, ungetrübet,
Wenn vor dem Schicksal auch sein Glück zerstiebet;
An seiner Stärke Quell er sich erquicket,
Harrt nicht auf das, was ihm der Himmel schicket.

Von weiser Gottheit unsichtbaren Händen
Hat er, weſs er bedarf, in sich empfangen,
Und kann hervor aus sich es selbst nun spinnen.

Wenn auch des Lebens Ströme wechselnd rinnen,
Muſs doch er zum gesteckten Ziel gelangen,
An niemand Fodrung, als an sich, zu wenden.

13.

Richard.

Ich führe wohl ein mühvoll saures Leben,
Von sonnenheller Freude nie beschienen,
Und bittre Sorgen oft mich Nachts umschweben,
Das Brot mit den sechs Söhnen zu verdienen.

Doch meines Fleiſses unermüdlich Streben
Läſst meine kleine Wirthschaft blühn und grünen,
Und wenn auch Kummer mir die Sorgen geben,
Ruht doch Zufriedenheit auf meinen Mienen.

Des Glückes Pfad nach auſsen geht von innen,
Nicht umgekehrt von auſsen nach dem Herzen,
Drum kann der Mensch auch mit des Lebens Schmerzen,

Wie Zauberweib mit zahmen Nattern, scherzen,
Und Ruhe auch im Schicksalsdrang gewinnen,
Wie Seidenwürmer in ihr Grab sich spinnen.

14.

Faust.

Durch alles Heiligste und Gröſste irret
Faust an des nächtlichen Gefährten Seite;
Was glänzt und strahlet in des Weltalls Weite,
An seiner Phantasie vorüberschwirret.

Der Sonne Klarheit selber sich verirret
In des Gesellen tückischem Geleite,
Und Helena, schon der Verwesung Beute,
Wie morsches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sünden
Ein rein entbrennendes Gemüth man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichstes berühren.

Man muſs das Wesen nur der Dinge finden.
Denn Tugenden entsprühn wie Steinesfunken,
Wenn Höllentücke wüthet gräueltrunken.

15.

Aphrodite.

I.

Dem Meer entblühten deine holden Glieder,
Umthaut von seiner Perlenfluten Reine,
Dann gofs des Himmels Pracht sich auf dich nieder,
So strahlest du in magischem Vereine.

Entzückt umrauschten dich der Musen Lieder,
Dich grüfste Hebe mit dem Götterweine,
Zeus Adler sänftigte sein Glanzgefieder,
Gerührt von deiner Schönheit Wunderscheine.

Dem Menschen wurdest du der Schönheit Quelle,
Du schenktest ihm die seelenvolle Liebe,
Und wie der Strand empfängt das Bild der Welle,

So bildete sich aus dem süfsen Triebe
Das, was den Menschen mit dem Gotte gattet,
Des Himmels Glanz, von Erdenreiz beschattet.

16.

II.

Das Wasser lieh mir seine dichte Hülle,
Als ich noch schlummernd lag im Meeresschaume;
Es war, ihr wiſst es, Götter, nicht mein Wille,
Herauf zu steigen zu des Aethers Raume.

Wie lieblich quoll der Welle weiche Fülle
Um meine Schwanenbrust, und wie im Traume,
Genoſs ich süſs balsamisch duftge Stille
Dort unter dem krystallnen Flutensaume.

Hier im Olympus und der Menschenerde
Von Zwist, wie der in Asche Ilion legte,
Durch Götterneid bedroht ich ewig werde.

Drum Liebe zu den Wellen fort ich hegte,
Und wo ich Künstlerphantasie anregte,
Sieht man mich meist in badender Geberde.

17.

Schein und Wahrheit.

Wenn in des Menschen Innrem Welt sich bauet,
Die von der äuſsern nur den Umriſs nimmt,
Worin ein eigner Lebensfunken glimmt,
Und die ein Glanz, nicht irdisch mehr, umthauet;

Dann nicht die Seele mehr nach auſsen schauet,
Nicht nach den Dingen mehr sich beugt und krümmt;
Für Zauberdasein nur in sich gestimmt,
Ihr vor der Wirklichkeit Erstarrung grauet.

Dann sie im Scheine nur der Dinge lebet,
Und ist von jedem Scheine doch befreit,
Weil ihr Schein aus der tiefsten Wahrheit stammet,

Die darum nur nicht hier auf Erden flammet,
Weil sie sich leichtren Fittigschwunges freuet,
Der sie zum Himmel aus dem Busen hebet.

18.

Das Reich des Gesanges.

So wie die Sonne kehrt in festen Gleisen,
Selene regelmäſsig neu erscheinet,
Der Morgen froh entstrahlt, die Nacht sich bräunet, —
So mir begegnen des Gesanges Weisen.

Wie Götterhauptes Haare niemals greisen,
Und Niobe in ewgem Schmerze weinet,
Mir sich, mit dem Gefühl der Brust vereinet,
Des Liedes Quellen unversiegt erweisen.

An Alles leicht sich flüchtge Reime hängen,
Und in des Lebens labyrinthschen Gängen
Gebricht nicht Stoff, den sprossenden Gedanken

Zu führen in der Dichtung luftge Räume,
Wenn man das ungemessne Feld der Träume
Vorzieht der Wirklichkeit beengten Schranken.

19.

Tod und Schlaf.

Der Tod sich und der Schlaf, wie Brüder, gleichen,
Doch sind durch mächtge Kluft sie auch geschieden,
Der Tod ist ewig milder Seelenfrieden,
Der Schlaf entfliehet bei der Sterne Bleichen.

Sobald das Licht verdrängt die goldnen Zeichen,
Die Sorge kehrt, die schlafend man gemieden;
Des Schicksalsrades Wirbeldrehn hienieden
Die innre Ruh, die göttliche, mufs weichen.

Im Schlafe noch sich um den Menschen streiten,
Das Leben, das ihn schreckt mit bösen Träumen,
Und jene Ruhe, die aus Himmelsräumen

Entzückende läfst an ihm niedergleiten.
Im Tode hat der Geist den Sieg errungen,
Und alten Erdengram in Ruh verschlungen.

20.

Der sterbende Schwan.

Wenn mit Gesang der Schwan das Leben schliefset,
Er nicht, dem Helden gleich, der jauchzend schreitet
Zur Schlacht, wo Todesnähe ihn begleitet,
Die ewge Nacht mit Jubeltönen grüfset.

Indem sein letzter Lebenstropfen fliefset,
Sein Blick begeistert rückwärts sich verbreitet;
Dann aus der Brust, die Wehmuth sanft besaitet,
Er Dank und Klag' in Abendlüfte giefset.

Denn wie das Leben unentfaltet lieget,
Wenn sich das Kind in Säuglingsträumen wieget,
So sich in Eins im letzten Punkt es dränget.

Befreit von allem, was auf Erden enget,
In Harmonie, die sich zum Himmel schwinget,
Sich sinnvoll die Vergangenheit verschlinget.

21.

Schule der Leiden.

I.

Wie Schmerzen man den Wolken wohl vergleichet,
Die auch des Himmels heitres Blau verdecken,
Zur Erde bald die schwarzen Busen strecken,
Und bald entfliehn, wenn frisch der Nordwind streichet;

So Schmerz auch giebts, der wanket nicht, noch weichet,
Den immer neue Thränen rinnend wecken,
Der gleicht den nächtgen, düstren Nebelflecken,
Wenn Sternenglanz für ewge Zeit erbleichet.

Wer in dem tiefgeprüften Busen kennet,
Wie dieser Schmerz, am Leben zehrend, brennet,
Der willig ein sich in den bittren spinnet.

Denn wenn man leidend ihn hat durchgerungen,
Und hält mit beiden Armen ihn umschlungen,
Die Seele Frieden wehmuthvoll gewinnet,

22.

II.

Wenn meine Schritte Tag und Nacht durchstreifen
Des Buchenwalds bald ebne und gerade,
Bald durchs Gebüsch verschlungne, krumme Pfade,
Im Geist mir vielerlei Gedanken reifen.

Der Mensch, was ihn umgiebt, mufs rasch ergreifen,
Sonst ihm entrollt es an der Zeiten Rade.
Wohin die wechselnde Natur ihn lade,
Mufs folgsam Eindruck er auf Eindruck häufen.

Ob Lust mir oder Schmerz die Brust bewege,
Acht' ich so hoch nicht im erprüften Herzen.
Wenn die Gedanken sind erfindsam rege,

So werden heilsam auch des Lebens Schmerzen.
Mir ist nicht immer mildes Loos beschieden,
Doch nimmer wankt mein stiller Seelenfrieden.

23.

III.

Mit Stärke wird gestählt der Sinn durch Schmerzen,
Geführet in des Busens stillen Schranken
Zu tiefbewegten, hebenden Gedanken,
Die Schwingen werden dem gepreſsten Herzen.

Wo Wolken nicht den heitren Himmel schwärzen,
Des Lebens Nebel alle nieder sanken,
Kein treulos Glück droht ungewiſs zu wanken,
Da gaukelt froh der Sinn in leichten Scherzen.

Doch Kraft und Tiefe auch dem Licht sich gatten,
Bedürfend nicht der scharfumschriebnen Schatten;
Was tiefer wirkt, hängt an der Seele Farbe.

Wo Freiheit schafft, muſs Glück hellachend blühen,
Wo Still' und Demuth eng die Kreise ziehen,
Da hebt und stärkt der Schmerz, und läſst nicht Narbe.

24.

Aus Nacht zum Licht.

Es giebt im Busen ein geheimes Sehnen,
Das nur die tiefsten der Gemüther kennen,
Das keine Sprache je vermag zu nennen,
Bei dem man fühlt das Herz sich schmerzlich dehnen.

Doch ists kein eitel eingebildet Wähnen,
Denn plötzlich sich von ihm Gedanken trennen,
Die durch die Nacht, wie Sterne, funkelnd brennen,
Und hier entstammt, sich an den Ewgen lehnen.

Das ist des Geistes Seyn, das unverstanden
Gefangen gehet in der Menschheit Banden,
Das, wie die Frucht, vom Mutterschofs bedecket,

Sich in dem engen Kerker regt und recket,
Und sich befreit, gelangt ans Licht, erst fühlet,
Wenn alles Irdische die Erde kühlet.

Bayerische Staatsbibliothek München

3

Humboldt, Wilhelm <<von>>,

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke

Bd.: 5

Berlin 1846

Opp. 499 m-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604215-0